

Magda Trocmé

Eine Jugend
außerhalb der Normen

Sonderausgabe

www.lebenshaus-alb.de



Ein Band der Reihe | edition pace
Digitale Erstausgabe

Bearbeitet von Gottfried Orth

Herausgegeben in Kooperation mit
dem Kuratorium ‚Abrahamskrone‘,
dem Lebenshaus Schwäbische Alb & dem
Ökumenischen Institut für Friedenstheologie



Magda Trocmé

*Eine Jugend
außerhalb der Normen*

Erinnerungen | Band I

Mit Begleittexten von Patrick Cabanel,
Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon

Aus dem Französischen übersetzt
und herausgegeben von Gottfried Orth

edition pace
Digitale Erstausgabe

Französische Originalfassung: Magda Trocmé, *Souvenirs d'une jeunesse hors normes*. Édition commentée par Nicolas Bourguinat et Frédéric Rognon. © Presses Universitaires de Strassbourg, „Écrits de femmes“. 2017. [253 Seiten] – Die deutsche Ausgabe erscheint mit der Genehmigung des *Maison d'édition scientifique de l'Université de Strasbourg* vom 2.2.2025.

Dieser Digitalversion des Online-Regals
<https://friedenstheologie-institut.jimdofree.com/>
www.lebenshaus-alb.de
folgt noch eine ISBN-Buchausgabe

© 2026

Magda Trocmé

EINE JUGEND AUßERHALB DER NORMEN

Erinnerungen | Band I

Mit Begleittexten von Patrick Cabanel,
Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon.

Aus dem Französischen übersetzt
und herausgegeben von Gottfried Orth

Reihe: edition pace

Redaktion, Satz & Gestaltung: Peter Bürger

Digitalversion des Online-Regals:

<https://friedenstheologie-institut.jimdofree.com/>

<https://www.lebenshaus-alb.de>

Digitale Erstausgabe, 01.03.2026

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe <i>Gottfried Orth</i>	7
--	---

Vorwort <i>Patrick Cabanel,</i> <i>Studiendirektor an der École pratique des hautes études</i>	11
--	----

Einleitung Zu den Quellen eines engagierten Lebens <i>Frédéric Rognon</i>	14
--	----

Magda Grilli di Cortona Trocmé EINE JUGEND AUßERHALB DER NORMEN

Erster Teil: <i>Von meiner Geburt bis zur Wiederverheiratung meines Vaters</i>	29
I. Geburt und allererste Erinnerungen	29
II. Gouvernanten und Diakonissen – Tod, Religion – Die „Werke“ von Lalli und Magda	65

Zweiter Teil: <i>Von der Wiederverheiratung meines Vaters bis zu meiner Ausreise in die USA</i>	88
III. Florenz und das Vaterhaus	88
IV. Studentin in Florenz – das Leben bei Grilli	135

Dritter Teil: <i>Auf Wiedersehen, Florenz. USA und Verlobung mit André Trocmé</i>	173
V. Abreise	173
VI. New York – Begegnung mit André Trocmé	185

Vierter Teil:	
<i>Erster Kontakt mit Frankreich: die Familie Trocmé</i>	220
VII. St. Gobain – Die Ankunft in Frankreich	220
VIII. Hochzeit und Flitterwochen in der Schweiz und in Italien – Saint-Quentin	228
KOMMENTAR	
<i>Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon</i>	243

A n h a n g

Bibliographie zu André und Magda Trocmé und zur Geschichte des Plateaus Vivarais-Lignon	293
Genealogien der Familien Grilli und Trocmé	296



Buchhinweise	
Reihe: <i>Kirche und Weltkrieg</i>	298
Reihe: <i>edition pace</i>	301

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Gottfried Orth

Erinnern heißt handeln, lehrt uns die jüdische Tradition. Und durch Handeln entsteht hoffen. Magda Trocmé, geb. Grilli di Cortona, erzählt ihr Leben, ihre Begegnungen, ihre Engagements, ihren Glauben. Und entstanden ist ein Hoffnungsbuch, das wir in Zeiten der Kriegsertüchtigung und des Militarisierungswahns dringender denn je brauchen. Und es ist ein streitbares Buch dazu, ist sie doch eine Frau, die schon früh in Kindheit und Jugend sich für Freiheit, Gerechtigkeit und die eigene wie die Würde aller Menschen einsetzt.

1901 ist Magda Grilli di Cortona in Florenz geboren, 1996 ist Magda Trocmé, geb. Grilli, in Vernouillet in der Nähe von Paris gestorben. Ein Jahrhundert fast umfassen ihre Erinnerungen. Geschrieben sind sie für den engen Kreis der Familie Trocmé, die Kinder und Enkel; 2017 und 2021 wurden sie in Frankreich durch eine Edition und Kommentierung der Öffentlichkeit durch Frédéric Rognon, Nicolas Bourguinat und Patrick Cabanel zugänglich gemacht.

Magdas Vater war Ingenieur und Oberst der königlichen italienischen Armee, ihre Mutter stammt von russischen Exilanten in Sibirien ab. Magda hatte einen Migrationshintergrund, würden wir heute sagen. So relativierten sich für sie schnell nationale Grenzen ebenso wie sprachliche Barrieren.

Magda, deren Mutter kurz nach der Geburt starb, wurde in einer Kirche der Waldenser – eine christliche, protestantische Minderheit in Italien – getauft, weil die Großmama mütterlicherseits von der russisch-orthodoxen Kirche in die Waldenser-Kirche konvertiert war. Im Alter von 12 Jahren gab Magda dem Druck ihrer Umwelt nach und wurde katholisch. Doch den Katholizismus ihrer Schulzeiten in katholischen Klöstern empfand sie als „große Qual“, als Gefängnis, aus dem sie wieder ausbrechen musste: So wurde sie Jahre später wieder Waldenserin. Und der Protestantismus in seiner waldensischen Gestalt war dann für Magda zeitlebens „Protest“.

Nationale, sprachliche, religiöse Normierungen – selbstverständlich für ihre italienische Umwelt und die Klasse ihrer Herkunft – waren für sie wenig bedeutungsvoll. Stattdessen war ihr Leben von Jugend an geprägt von „sozialen Werken“. Ideen „ohne praktische Ziele“ waren nichts für sie. So verwandelte sie sich als Studentin in eine „freiwillige Sozialarbeiterin“: „Ja, ich hatte zwei Berufungen: Studium und Lehre aus Interesse und für das tägliche Brot und Sozialarbeit, um die Leere der Seele zu kompensieren und dem Nächsten zu helfen.“ So spielten auch soziale Grenzen, so offensichtlich sie die italienische Gesellschaft prägten, eine geringe Rolle – oder doch nicht? Rückblickend stellte sie fest, dass sie „damals noch ziemlich bürgerlich war ...“ So sind diese Erinnerungen auch die Geschichte von Magdas immer wieder neuen Anfängen des Klassenverrats...

In diesem Kontext entwickelte sie im Laufe ihrer Biographie und schon in jungen Jahren ihre eigene Religiosität; ihr späterer Ehemann, André Trocmé, hat sie „Magdas Religion“ genannt. Ihre eigene Auseinandersetzung um ihre Identität sowie ihr eigener innerer Kampf um Freiheit, Gerechtigkeit und die eigene wie die Würde aller Menschen fand schließlich in ‚ihrer‘ Religion – ohne dogmatische Regulierungen und liturgische Regeln – den ihr angemessenen Ausdruck.

Im September 1925 mit 24 Jahren verließ Magda Grilli Italien: Sie hatte ein Stipendium für ein Studienjahr an der „New York School of Social Work“ erhalten. In New York begegnete sie André Trocmé, der mit einem Stipendium am Union Theological Seminary ebenfalls in New York studierte. Und so endet dieser erste Band der Erinnerungen mit der Hochzeit und der Hochzeitsreise von Magda und André Trocmé. Dem hinzugefügt haben die Editoren einen ausführlichen Kommentar.

Dabei sind die beiden Bände von Magda Trocmé mehr als Erinnerungen an ein Leben: es ist ein gutes Stück auch die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert, insbesondere die Geschichte Italiens – und es ist auch eine Geschichte des Glaubens in diesem Jahrhundert zweier Weltkriege. Schließlich fragen diese Erinnerungen uns Leserinnen und Leser immer neu nach den Orten unseres Glaubens und seiner Formulierung und Reflexion. Sie zeigen, dass Glauben ein Tun-Wort ist an den Orten, wo die Würde der Menschen, ihre Frei-

heit und ihre Lebensmöglichkeiten im Interesse von Macht, Militär und Gewinnmaximierung verletzt und mit Füßen getreten werden – damals wie heute.

Ich habe die beiden Bände der Erinnerungen von Magda Trocmé übersetzt. „Übersetzen“, das habe ich von Franz Rosenzweig gelernt, „heißt zwei Herren dienen. Also kann es niemand. Also ist es ... praktisch jedermanns Aufgabe“, schreibt dieser in den 1920er Jahren. So suchte ich Magda Trocmés Text und deutschen Leser:innen gerecht zu werden – ohne die Ausbildung eines Dolmetschers oder eines Übersetzers... Dabei unterstützten mich Dorothee Reutenauer (F-Strasbourg) als perfekt zweisprachliche Lektorin, Reinhard Josef Voß (Wethen) als genauer Korrekturleser, Nicole Weis (Rotenburg ob der Tauber) mit dem dicken „petit Larousse“, Marianne Hintermüller-Ribet (I-Perosa, früher Centro ecumenico Agape) bei französischen bzw. italienischen Sprachbildern und Peter Bürger (Düsseldorf), der dafür sorgte, dass aus dem Manuskript ein Buch wurde – ihnen allen ein herzliches Dankeschön! Für verbliebene Fehler bin freilich alleine ich verantwortlich.

Das Geschenk, die beiden Bände der Erinnerungen zu übersetzen und in deutscher Sprache herauszugeben, hat mir Pfarrer Max Krumbach aus der Pfalz gemacht. Im Juli 2024 erhielt ich eine Mail von ihm, die mit dem Satz begann „wach wurde ich beim Lesen Ihrer Namensliste. Bei Tullio Vinay bin ich hängengeblieben...“ Wir kannten die gleichen, in Deutschland oft unbekannten Theolog:innen der chiesa valdese in Italien und der reformierten, hugenottischen Kirche in Frankreich. Und dann erzählte er mir von den beiden Trocmés, von Chambon-sur-Lignon und seinen Arbeiten zur *résistance spirituelle*. Rasch fanden wir uns zusammen als „fratelli di chiesa“, er sandte mir seine Texte und Forschungen und ich begann zu recherchieren. Das Thema hatte mich gepackt. Und was ich dabei entdeckt habe, hat mich erschüttert. Viele der Arbeiten der Pfarrer:innen und Theolog:innen, die in der *résistance* gearbeitet haben, sind – wie selbstverständlich – außer in französischer Sprache in englischer Übersetzung zugänglich und es gibt nahezu keine deutschen Übersetzungen. Das Land der Täter und Täterinnen hat sich offensichtlich weitgehend immunisiert gegenüber denen, die diejenigen gerettet haben, die nach Meinung unseres Volkes und seiner Regierung zur Endlösung gebracht werden und alle nicht mehr

leben sollten. Schnell entschied ich mich – andere Vorhaben beiseite schiebend – für das neue Projekt zu Magda und André Trocmé und der *résistance spirituelle* in Frankreich gegen den Hitlerfaschismus und seine französischen Vasallen. Es umfasst die Übersetzung und Herausgabe der Autobiographien von Magda und André Trocmé und Trocmés Buch „Jésus Christ et la révolution non-violente“ und eines abschließenden Bandes zu ihrer christlichen Praxis und deren Reflexion – und was wir davon lernen können.

Am 20. Juli 2025 ist Max Krumbach gestorben; persönlich begegnet sind wir uns leider nie. Ich hatte gehofft, dass er das Erscheinen der beiden Bände der Erinnerungen Magda Trocmés noch erlebt. Ich hätte sie gerne bei ihm vorbeigebracht. ... So widme ich in großer Dankbarkeit diesen sowie den zweiten Band der deutschen Ausgabe Pfarrer Max Krumbach.

Gottfried Orth

An Weihnachten 2025, dem Friedensfest,
dessen Botschaft so einfach wie klar ist:
„Eine andere Welt ist möglich!“

Vorwort

*Patrick Cabanel, Studiendirektor
an der École pratique des hautes études*

André und Magda Trocmé: ein „mythisches Paar“, wie es sie in Frankreich in gewisser Anzahl im 19. und 20. Jahrhundert gab. Ohne allzu berühmte Beispiele zu suchen, halten wir uns an die protestantische und lediglich pastorale Welt: Viele Pfarrfrauen waren nicht nur Ehefrauen oder Arbeitspartnerinnen oder „Frauen der Wohltätigkeitswerke“, sondern sie gaben ihr Bestes in ihrem je eigenen Bereich – einige wurden im 19. Jahrhundert Übersetzerinnen oder Autorinnen, andere leiteten Schulen oder Internate, wieder andere im 20. Jahrhundert engagierten sich in Vereinen wie Jeunes Femmes (Junge Frauen), le Planing familial (Familienplanung) etc. Man versteht nicht John Bost, den Gründer der „Asyle von La Force“, ohne die Persönlichkeit und das Wirken seiner Frau, Eugénie Ponterie. Zéline Trigant, die Frau des Pastors Jacques Reclus und Mutter von bekannten Geografen, leitete ein halbes Jahrhundert lang ein renommiertes Internat in Orthez; zu ihren Schülerinnen gehörte Zoé Tuyès, die Frau des Pastors Jules Steeg, die – unter Mitwirkung von Ferdinand Buisson – an der Erstellung eines wichtigen Schulbuchs arbeitete. Die Schweizerin Élise de Pressensé, Ehefrau des Pastors und späteren Senators Edmond de Pressensé, verfasste eine Reihe von Erziehungsromanen, die zu ihrer Zeit sehr verbreitet waren. Näher bei uns und den Trocmés spielte eine andere Schweizerin, Dorothee Thurneysen, selbst Tochter eines Pfarrers und Ehefrau von Georges Casalis, eine wichtige Rolle bei den Jeunes Femmes und der Cimade.

André Trocmé heiratete eine Ausländerin, wie vor ihm schon so viele Monods oder Bosts, die mit einer starken Persönlichkeit, auch in religiöser Hinsicht, ausgestattet war. Diese pastoralen Paare führen uns in eine soziologische Realität ein, der die französischen Historiker wahrscheinlich nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt haben. In völligem Gegensatz zum stark autochthonen katholischen Klerus, zumindest im „Priesterland“, was bis zur Mitte des 20. Jahr-

hundreds in vielen ländlichen Gebieten zu finden war, kamen mit dem Protestantismus Paare oft von weit her, sowohl geografisch als auch sozial, vor allem in ihrer weiblichen Komponente, dem bunten Leben mit Kindern, die in einer Mischung aus Anspruch und Freiheit erzogen wurden. Es gab da ein Ferment des Einflusses, ja sogar des weiblichen Beispiels – manchmal mit einem Hauch von fruchtbarer „Unordnung“, wenn man so will – das die familiäre Selbstverständlichkeit der Welt der Priester, deren Gouvernanten oft Mutter, Schwester oder Nichte waren, völlig ignorierte.

Nehmen wir die „verlorenen“ Landstriche der Haute-Loire oder der Cevennen in den 1940er Jahren, das ist der Moment, von dem man weiß, dass die Trocmés und andere Pfarrerehepaare bekanntlich zu dieser Zeit ihr Bestes gaben und als Mann und Frau gemeinsam die Medaille der Gerechten erhalten sollten. Saint-Germain-de-Calberte in der Lozère? Die Frau von Pastor Gaston Martin ist eine ehemalige Schülerin der École normale supérieure von Sèvres; die Frau von Marc Donadille in Saint-Privat de Vallongue, nicht weit von dort entfernt, ist eine Schweizerin, geborene Odier. Labatie und Saint-Jeure-d'Andaure, an den Hängen der Ardèche auf dem Plateau von Chambon-sur-Lignon? Die Ehefrau von Pastor André Chapal war zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit Anweltspraktikantin. In Chambon selbst ist die Ehefrau von Pastor Édouard Theis, Mildred Dager, eine Amerikanerin, die Lehrerin ist (sie lernten sich auf einem Missionsfeld in Kamerun kennen). Die Italienerin Magda Grilli di Cortona, die auch russische Wurzeln hatte, lernte André Trocmé in New York kennen, wo sie zur Vervollständigung ihrer Ausbildung war ... Das alte Pfarrhaus aus Granit musste aufschrecken: Über Magda wurde die ganze Welt eingeladen, Florenz, Torre Pellice, Genf, Irkutsk und die Vereinigten Staaten, wie wir sehen werden.

Mehr sage ich nicht, Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon haben ihren Kommentar mit einer ziemlich atemberaubenden Meisterschaft verfasst. Das war auch nötig, um sich einer in ihrem europäischen Schicksal ziemlich „heterodoxen“ Familie anzunähern, einer Frau, deren Kindheit von Trauer, Verlassenheit und religiöser Suche geprägt war, einer Ausbildung, die sie bis ans Ende der Welt führte, wo sie ... die Liebe fand. Ein langer Umweg führt sie nach Chambon-sur-Lignon und zur Mitgründung dieser École Nouvelle

Cévenole (später Collège Cévenol), die ursprünglich dazu bestimmt war, Jugendlichen aus der Hochebene die Möglichkeit zu geben, ihre Ausbildung bis zum Abitur fortzusetzen, und die eine entscheidende Rolle bei der Aufnahme von Juden unter Vichy spielte; die Idee einer solchen Einrichtung, in der Magda Italienisch unterrichtete, ist auf ihrem Konto zu verbuchen: Sie hatte sich im Collegio Valdese (dem Waldensergymnasium) in Torre Pellice aufgehalten und das Beispiel vorgeschlagen.

In den Pfarrhäusern des Plateaus sorgten zur gleichen Zeit eine Reihe junger Schweizer Pfarrer für eine noch spezifischere Ausrichtung dieses pastoralen Milieus, das sich aus dem Ausland rekrutierte oder dort Ehefrauen fand und den alten Hugenottengebieten eine teilweise kosmopolitische, mehrsprachige, gebildete und auf ihre Weise „feministische“ Gesellschaft anbot. Wenn man sich diese denkwürdige kollektive Persönlichkeit und so starke und originelle Einzelpersonen wie Magda Trocmé vor Augen hält, glaubt man besser zu verstehen, warum sich diese protestantischen Gebiete in den 1940er Jahren als Räume größerer Freiheit des Geistes erweisen konnten. Das hugenottische Gedächtnis ihrer Bewohner, gewachsen im Widerstand, hat einen großen Anteil daran, ebenso wie ihre Affinität zu den Juden, dem Volk der Bibel, aber eben auch diese erstaunliche Anzahl von Pfarrern und ihren Ehefrauen. Die Qualität der Erinnerungen von Magda Trocmé zeigt dies deutlich genug. Sie verdient diese schöne Ausgabe.

Einleitung

Zu den Quellen eines engagierten Lebens

Frédéric Rognon

Der vorliegende Band bietet dem Leser ein Zeugnis von seltener Einzigartigkeit. Dies liegt zunächst einmal am biografischen Werdegang der Autorin: Magda Grilli di Cortona (1901-1996). Sie wurde in Florenz als Tochter eines Ingenieurs und Obersts der königlichen italienischen Armee (Oscar Grilli di Cortona) und einer Mutter (Elena Nelly Wissotzky Poggio) geboren, die von russischen Exilanten in Sibirien abstammte, die 1825 am Aufstand der „Decembristen“ in Sankt Petersburg gegen den Zaren teilgenommen hatten: Magdas doppelte Genealogie nimmt bereits nationale und konventionelle Grenzen nicht ernst.¹ Ausgehend von diesen Wurzeln wird tatsächlich ihr ganzes Leben von einer großen Freiheit gegenüber der Normalität geprägt sein. Ihre Mutter starb einen Monat nach ihrer Geburt im Alter von 23 Jahren an Kindbettfieber, und ihr untröstlicher Vater schrieb auf ihr Grab den pathetischen Aphorismus: „Wie eine Blume, die sterbend Frucht bringt ...“. Vor allem aber wird man Magda lange Zeit die Schuld an ihrem Status als mutterlose Tochter aufbürden. Ihre Suche nach einer Identität wird von da an von tiefen metaphysischen und existenziellen Fragen begleitet. Als sie im Alter von neun Jahren erfuhr, dass ihr Vater Margherita Fiorani heiraten würde, wurde sie nicht zur Hochzeit eingeladen und von ihrer Stiefmutter nach und nach aus der Familie verstoßen.

Magda wächst in einem sehr stark katholisch geprägten Italien auf, aber ihre Großmama mütterlicherseits war zum Protestantismus konvertiert und sie wurde folglich in der Waldenserkirche getauft. Magdas Jugend war also in dreifacher Hinsicht gegenüber der vorherrschenden Konformität von Fremdheit geprägt: Kind ohne Mutter (und von ihrer Stiefmutter abgelehnt), Nachkomme politisch verfolgter Ausländer in Italien und zugehörig zur absoluten protes-

¹ Siehe die beiden Stammbäume von Magda Grilli di Cortona Trocmé auf den Seiten 296-297.

tantischen Minorität. Nachdem sie von italienischen Kindermädchen und später von deutschen und englischen Gouvernanten erzogen wurde, besuchte sie den Kindergarten und die Grundschule in der Trägerschaft des aus Deutschland stammenden Verbandes der Diakonissen von Kaiserswerth.

Im Alter von acht Jahren wird sie dort Internatsschülerin. Fünf Jahre später wurde sie in das katholische Internat der Mantellaten aufgenommen, wo sie fünf Jahre lang blieb. In diesen prägenden Jahren schwankte sie zwischen den christlichen Konfessionen, hin- und hergerissen zwischen einem tröstenden, mütterlichen Katholizismus, der eine sanfte Sicht auf den Tod vermittelte, und einem strengen Protestantismus, der sich jedoch als ein Ferment der Freiheit darstellte. Schließlich gab sie dem Druck nach, sich im Alter von 12 Jahren in die römische Kirche umtaufen zu lassen. Dann änderte sie ihre Ansicht und kehrte schließlich zum waldensischen Protestantismus ihrer Großmama zurück, während sie ihre eigene Religion entwickelte.

„Magdas Religion“, wie sie später von ihrem Mann genannt wurde, ist eine wahre Ode an die Freiheit, die Gerechtigkeit und das soziale Engagement. Schon sehr früh fühlte sich Magda dazu berufen, ihr Leben dem Dienst an den Ärmsten und den vom Leben Gebeutelten zu widmen. Ihre Stiefmutter hinderte sie daran, an der Universität zu studieren, und so wurde sie in eine Schule für Mädchen aus gutem Hause gesteckt, in der man Haushaltsführung lernte. Trotzdem gelingt es ihr, eine Ausbildung in italienischer Literatur zu absolvieren. Neben ihrem Studium engagiert sie sich in protestantischen diakonischen Werken, insbesondere in der UCJF (Union chrétienne de jeunes filles). In den eher armen Vororten von Florenz half sie jungen Mädchen in Schwierigkeiten und alleinerziehenden Müttern, die von ihren Familien verstoßen wurden. Durch ihr sozialpädagogisches Engagement erhielt sie ein Stipendium, um im Alter von 24 Jahren in die USA zu gehen und dort ein Jahr lang an der New York School of Social Work zu studieren. Im International House, in dem sie während ihres Aufenthaltes in den USA wohnte, lernte sie André Trocmé (1901-1971) kennen. Sie beschließen, nach ihrer Rückkehr nach Europa zu heiraten. Die vorliegende Erzählung endet mit ihrer Hochzeitsreise in die Schweiz und nach Italien im Jahr 1926.

Es sind also die Erinnerungen an die ersten fünfundzwanzig Jahre von Magda Trocmé, die wir veröffentlichen. Es ist ihr nahezu unbekannter Charakter, der den Texten, die dem Leser in diesem Band angeboten werden, ihren ganzen Reiz verleiht. Und sie werfen ein großes Licht auf die späteren Ereignisse. Der biografische Werdegang von André Trocmé und die weitere Geschichte des Paares nach 1926 sind weitaus besser bekannt. Wir beschränken uns hier darauf, beide kurz in Erinnerung zu rufen.

ANDRÉ TROCMÉ, BIS 1926

André Trocmé wurde am 7. April 1901 in Saint-Quentin (Aisne) in eine große, wohlhabende und strenge protestantische Familie geboren: Sein Vater ist Industrieller und besitzt eine Fabrik, in der Spitzenvorhänge gewebt werden. Im Alter von zehn Jahren verliert er seine Mutter und durchlebt den Ersten Weltkrieg mit dem Schrecken eines gegen Gewalt und Ungerechtigkeit rebellierenden Teenagers. Saint-Quentin befindet sich in der von den Deutschen besetzten Zone, aber sein Pastor, Jacques Kaltenbach, predigt Feindesliebe und die Versöhnung. Der junge Katechumene/Konfirmand ist stark geprägt vom Drängen seines Pastors, diese evangelischen Gebote nicht abzuschwächen oder zu beschönigen, die in seinen Augen umso wichtiger sind, wenn Feindschaft Realität ist, d. h. im Krieg.² Das entscheidende Ereignis war jedoch, dass er 1916 im Alter von 15 Jahren Kindler kennenlernte, einen deutschen Soldaten, der sich als Kriegsdienstverweigerer deklarierte und sich weigerte, Waffen zu tragen; er sagte zu ihm: „Ich werde deinen Bruder nicht töten, ich werde keinen Franzosen töten. Gott hat uns offenbart, dass ein Christ nicht töten darf, niemals.“

André Trocmé kommentierte dies später wie folgt: „Mit einem Schlag brachen mein Nationalismus und mein Militarismus in sich zusammen. Ich sah den Krieg als das, was er war: ein entsetzliches Chaos, in dem alle Kriegführenden, die abwechselnd Täter und

² Jean-Marie Wiscart, *Les protestants en France septentrionale occupée pendant la Grande Guerre*, in: Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français, Nr. 160 (Januar - Februar - März 2014) (Les protestants français et la Première Guerre mondiale), S. 245-277 (insbesondere S. 261).

Opfer waren, Gott ungehorsam waren und vorgaben, mit Kanonenschüssen an seiner Stelle Gerechtigkeit zu üben.“³

Seine gewaltfreien Überzeugungen wurzeln in dieser entscheidenden Begegnung.

Im Februar 1917 zwangen die Deutschen die letzten noch in Saint-Quentin lebenden Menschen, die Stadt zu evakuieren, und die Familie Trocmé ging nach Belgien ins Exil. Nach Kriegsende ließ sie sich in Paris nieder, wo André, Schüler des Gymnasiums Buffon, die „Fédé lycéenne“ (Fédération française des associations chrétiennes d'étudiants, die protestantische Jugendbewegung) oft besuchte. In diesem Rahmen begann er, Verantwortung zu übernehmen. Nach der Rückkehr im August 1919 von einem Camp in Domino auf der Insel Oléron begann er ein Theologiestudium an der Faculté libre de théologie protestante (Freie Fakultät für protestantische Theologie). Von 1921 bis 1923 unterbrach er dieses Studium, um seinen Militärdienst abzuleisten; aufgrund seiner pazifistischen Einstellung wurde er in ein Disziplinarregiment versetzt. Er weigerte sich, Waffen zu tragen, und erklärte seinen Vorgesetzten, er sei „Theologiestudent, der sich vor Gott verpflichtet hat, niemals zu töten, und er kann andere nicht lehren zu töten“⁴.

Nachdem er 1923 sein Studium in Paris wieder aufgenommen hatte (während seine Familie wieder nach Saint-Quentin umzog), trat er dem Internationalen Versöhnungsbund (Mouvement International de la Reconciliation (MIR), französischer Zweig des IFOR: International Fellowship of Reconciliation) bei, der die Grundsätze evangelischer Gewaltfreiheit verteidigte und förderte. Zusammen mit Henri Roser und Jacques Martin besuchte er regelmäßig die Gruppe des MIR an der Theologischen Fakultät. Er schloss seine Ausbildung 1925 in Paris ab und erhielt ein Stipendium, um diese durch ein Jahr am Union Theological Seminary in New York zu ergänzen. Im Spätsommer 1925 reiste er in die Vereinigten Staaten. Neben seinem Studium ist er angestellt als Französischlehrer für die Kinder des Milliardärs und Mäzens John D. Rockefeller junior. Während seines einjährigen Aufenthalts in den USA lernte er Magda

³ Ebd., S. 262; Pierre Boismorand (Hrsg.), *Magda et André Trocmé. Figures de résistances*. Textes choisis et présentés par Pierre Boismorand, Paris, Les Éditions du Cerf (coll. L'histoire à vif), 2007, S.43-44.

⁴ Ebd. S. 52.

Grilli di Cortona kennen; über diese Begegnung wird sie in diesem Band berichten. Die beiden Wege kreuzen sich und werden zu einem einzigen: dem Weg des Ehepaars Trocmé.

Magda und André kehrten im September 1926 nach Europa zurück und heirateten im November in Saint-Quentin. Mit ihrer Hochzeitsreise in die Schweiz und nach Italien endet die Geschichte, die dem Leser hier präsentiert wird. Im Folgenden soll nun ihre weitere Geschichte skizziert werden.

DAS EhePAAR TROCMÉ, NACH 1926

1927 wurde André Trocmé zum Hilfspastor in Maubeuge (Nordfrankreich) ernannt und das Ehepaar ließ sich in Sous-le-Bois, einem Vorort der Arbeiterstadt, nieder. Sie sind somit von Anfang an Teil der Bewegung eines „sozialen Christentums“, das auf die Situation der Ärmsten achtet und sich gegen die „sozialen Geißeln“ engagiert, die die Industrialisierung mit sich bringt (Arbeitsbedingungen, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnverhältnisse, Alkoholismus, Analphabetismus, häusliche Gewalt, Prostitution...). André und Magda organisieren verschiedene soziale und erzieherische Aktivitäten: Unterstützung für geschlagene Frauen, Hilfe für ehemalige Trinker, Kindertagesstätte, Unterstützung für ältere Menschen ... Im September 1928 ziehen sie nach Sin-le-Noble (Nordfrankreich), das die neue Gemeinde von André Trocmé wird, der jetzt zum leitenden Pastor ernannt wird. Sie blieben dort bis 1934 und vervielfachten soziale Projekte und Aktionen der Evangelisierung.

Im April 1934 bewarb sich André Trocmé um die Pfarrstelle Montrouge-Malakoff-Clamart, was von der Gemeinde einstimmig angenommen, von den reformierten Kirchenbehörden jedoch aufgrund seiner gewaltfreien Überzeugungen und seiner Befürwortung der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen abgelehnt wurde. Eine Bewerbung in Thonon-les-Bains wurde aus denselben Gründen abgelehnt. Das Paar wurde schließlich in Le Chambon-sur-Lignon (Haute-Loire) aufgenommen, wo es sich im September 1934 niederlässt. 1938 gründet André Trocmé die École nouvelle cévenole, die später zum Collège Cévenol wird; sein erster Direktor war der Pfarrer Édouard Theis (1889-1984), sein Jugendfreund und

nun Kollege, der seinen Pazifismus seit langem teilte. Diese Schulgründung ist in Wirklichkeit die Umsetzung eines von Magda entwickelten Projekts, wie sie es in ihren Erinnerungen in diesem Band beschreibt.

Während des Zweiten Weltkriegs erweckt, organisiert und fördert das Ehepaar Trocmé das Engagement eines Großteils der Bevölkerung für die Rettung von Hunderten von jüdischen Flüchtlingen, darunter viele Kinder.⁵ Die gesamte Hochebene Vivarais-Lignon, die zu dieser Zeit einen hohen Anteil an Protestanten aufwies (bis zu 95 % im Dorf Chambon-sur-Lignon), verwandelt sich in eine „Stadt der Zuflucht“, eine Formulierung aus dem Alten Testament⁶, die André Trocmé in seinen Predigten oft zitiert. Magdas Rolle erwies sich als entscheidend für die konkrete Organisation des gewaltfreien Widerstands, indem sie die Kinder in den zahlreichen Bauernhöfen des Plateaus verteilte und für ihre Aufnahme sorgte, um sie zu retten. Der Historiker Patrick Cabanel hat versucht, das Ausmaß der jüdischen Zuflucht auf diesem Plateau in der Haute-Loire so genau wie möglich zu ermessen, und kommt zu dem Ergebnis, dass es sich um etwa neunhundert Personen handelte, von denen die meisten minderjährig waren: „Diese Schätzung ist weit entfernt von den mythischen 5.000 Juden, die von 5.000 Protestanten‘ aufgenommen wurden, die zum legendären Ruf des Plateaus beigetragen hat, oder von den 2.000 bis 2.500, die Trocmé in Berichten aus der Nachkriegszeit anführte.“⁷

Cabanel anerkennt jedoch, dass dies den „außergewöhnlichen Anteil“⁸ von 18 % der protestantischen Bevölkerung von Chambon-sur-Lignon, Le Mazet-Saint-Voy und Tence ausmachte, die damals 5.000 Einwohner zählte. So stellt Patrick Cabanel fest, dass Chambon-sur-Lignon zu einer der „nationalen, ja sogar internationalen

⁵ Siehe im Anhang die Bibliographie zu den Forschungen über das Ehepaar Trocmé und zur Geschichte des Plateaus Vivarais-Lignon während des 2. Weltkrieges.

⁶ Insbesondere in den folgen Bibelversen: Num 35, 9-34; Dtn 4, 41-43 und 19, 1-21.

⁷ Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances. Les protestants français de 1930-1945*. Paris, Fayard, 2015. S. 308.

⁸ Ebd.

Ikonen dieser ‚Banalität des Guten‘ geworden ist, die manchmal von Historikern erwähnt wird.“⁹

Diese kühne Aktion des gewaltfreien Widerstands brachte Magda und André Trocmé nach der Libération (Befreiung) einen gewissen Bekanntheitsgrad ein, zumal André Trocmé als europäischer Sekretär der IFOR seine letzten Lebensjahre der Förderung der Sache des gewaltfreien Widerstands gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung widmete. Das Komitee für Yad Vashem verlieh André Trocmé 1971, wenige Monate vor seinem Tod, die Medaille der Gerechten.¹⁰ Der so Geehrte reagierte darauf mit folgenden Worten: „Warum ich und nicht die Menge der bescheidenen Bauern aus der Haute-Loire, die genau soviel und mehr als ich getan haben? Warum nicht meine Frau, deren Verhalten viel heroischer war als das meine? Warum nicht mein Kollege Edouard Theis, mit dem ich alle Verantwortung geteilt habe? Ich kann die ‚Medaille der Gerechten‘ nur im Namen all derer annehmen, die sich für unsere ungerecht verfolgten Brüder und Schwestern bis in den Tod eingesetzt haben. Trotz allem fühle ich mich immer noch schuldig für das, was nicht getan wurde.“¹¹

Tatsächlich erhielten Edouard Theis (1889-1984) und seine Frau Mildred 1981 die Medaille der Gerechten; Magda Trocmé wurde 1984 in der israelischen Botschaft in Paris mit der Medaille der Gerechten ausgezeichnet; und was außergewöhnlich ist: Während normalerweise Einzelpersonen ausgezeichnet werden, erhielten am 5. September 1988 die „*Einwohner von Chambon-sur-Lignon und der Nachbargemeinden*“ gemeinsam die Bezeichnung „Gerechte der Nationen“.¹² Neunundsiebzig Personen waren zuvor von Yad Vashem

⁹ Ebd. S. 297.

¹⁰ André Trocmé erhielt außerdem die „Rosette de la Résistance“.

¹¹ Brief vom 18. März 1971 an Annie Latour. Patrick Gerard Henry, *La Montagne des Justes. Le Chambon-sur- Lignon, 1940-1944* (2007), Übersetzung aus dem Amerikanischen von Hélène Trocmé-Fabre, Toulouse, Edition Privat (coll. Histoire), 2010, S. 40. Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances*. AaO. S. 317, 403.

¹² Kurz zuvor hatte das Komitee für Yad Vashem bereits die holländische Gemeinde Nieuwlande auf diese Weise geehrt (Michel Fabréguet, *Nieuwlande, pays sauveur* (1941 / 1942 - 1945), in: Jacques Sémelin, Claire Andrieu und Sarah Gensburger (Hrsg.), *La résistance aux génocides. De la pluralité des actes de sauvetage*, Paris, Presses de la Fondation nationale des Sciences politiques, 2008, S. 457-473). Auch der dänische Widerstand wird eine kollektive Auszeichnung

als Einzelpersonen auf dem gesamten Plateau Vivarais-Lignon zu „Gerechten“ erklärt worden.

Die heroische Geschichte des Vivarais-Lignon-Plateaus wurde zuerst in den USA bekannt, als der Philosophieprofessor Philip Hallie 1979 sein Buch „Lest Innocent Blood Be Shed“¹³ veröffentlichte, das im folgenden Jahr unter dem Titel „Le sang des innocents“¹⁴ ins Französische übersetzt wurde. Es handelt sich dabei eher um ein moralisches als um ein historisches Werk. Im Jahr 1989 folgte ein Dokumentarfilm, auf der Basis von Interviews, von Pierre Sauvage, einem Amerikaner aus Los Angeles, der in Le Chambon-sur-Lignon als Sohn polnisch-jüdischer Eltern geboren wurde, unter dem Titel „Les armes de l’Esprit“¹⁵.

Doch in Frankreich¹⁶ war das Ehepaar Trocmé während mehrerer Jahre aufgrund der großen Zurückhaltung der Bewohner des Plateaus von Lignon lediglich in den jüdischen und protestantischen Mikrokosmen und in der gewaltfreien Bewegung bekannt. Die Anerkennung erfuhr das Ehepaar Trocmé durch zwei Ereignisse: zunächst durch die Ausstrahlung eines erfolgreichen Fernsehfilms „La colline aux mille enfants“¹⁷ (Der Hügel der tausend Kinder) im Jahr

erhalten. Parallel zu dieser Ehrung durch die Verleihung der Medaille der Gerechten an Gemeinschaften haben die meisten Gemeinden eine Gedenkstätte der Aufrechterhaltung des Gedächtnisses an die „Gerechten unter den Völkern“ gewidmet; auf Initiative des französischen Komitees für Yad Vashem hat sich ein „Netzwerk der Städte und Dörfer der Gerechten in Frankreich“ gebildet; dieses Netzwerk umfasst rund 60 Gemeinden, und seine Ehrenpräsidentin ist Eliane Wauquiez-Motte, Bürgermeisterin von Le Chambon-sur-Lignon; *Vabre, nouveau village inscrit au Réseau des villes des Justes de France*, in: La Dépêche du Midi, 31. Oktober 2015; *Vabre, nouveau village des Justes*, in: La Croix, 3. November 2015.

¹³ Philip Hallie, *Lest innocent Blood Be Shed. The Story of the Village of Le Chambon and how Goodness happened there*, New York, Harper and Row Publishers, 1979.

¹⁴ Philip Hallie, *Le sang des innocents*. Le Chambon-sur-Lignon: village sauveur (1979), Übersetzung aus dem Amerikanischen von Magali Berger, Paris: Editions Stock (coll. Eugène Clarence Braun-Munk), 1980. Deutsche Übersetzung: Philip Hallie, ... *Daß nicht unschuldig Blut vergossen werde*. Die Geschichte des Dorfes Le Chambon und wie dort Gutes geschah. Neukirchen-Vluyn 1983 (d. Ü.)

¹⁵ Pierre Sauvage, *Les armes de l’esprit*, DVD-Video, 1989-2007.

¹⁶ André und Magda Trocmé sind in den USA bekannter, vor allem in der jüdischen Gemeinschaft und unter Überlebenden der Shoa.

¹⁷ Jean-Louis Lorenzi, *La Colline aux mille enfants*. VHS: Warner Home Video, 1999.

1994, zwei Jahre vor Magdas Tod (sie wird darin Martha Fontaine¹⁸ genannt und von der italienischen Schauspielerin Ottavia Piccolo gespielt), und dann, zehn Jahre später, durch die Ehrung der Bevölkerung von Le Chambon-sur-Lignon durch den Präsidenten¹⁹. Er erklärte unter anderem, dass sich „hier, in der Prüfung, die Seele Nation behauptet hat“ und dass „hier das Gewissen unseres Landes vorangeschritten ist und sich verkörpert hat“²⁰; Jacques Chirac führte bei seinem offiziellen Besuch auf der Hochebene Vivarais-Lignon in Begleitung von Simone Veil am 8. Juli 2004 vielen Franzosen die Existenz eines „gerechten“ Dorfes und das mutige Epos seiner Bevölkerung unter der Führung seiner Pfarrer²¹ vor Augen.

Kehren wir zur Geschichte des Ehepaars Trocmé am Ausgang des Krieges zurück. André Trocmé blieb bis 1950 Pfarrer in Chambon-sur-Lignon, während er sich halbtags als europäischer Sekretär der IFOR engagierte. Diese Aufgabe, die er sich nun mit Magda teilte, nahm ihn ab 1950 voll in Anspruch: Das Paar zog nach Versailles, wo es das „Maison de la Réconciliation“, ein internationales Begegnungszentrum für den Frieden, eröffnete. André und Magda Trocmé vervielfältigten ihre Reisen in die ganze Welt²²: Es waren

Siehe auch das Buch: Béatrice Rubinstein und Jean-Louis Lorenzi (unter Mitarbeit von Gilles Lambert), *La Colline aux mille enfants*, Paris: Presses de la Cité, 1994.

¹⁸ Magda Trocmé und ihre Kinder hatten abgelehnt, dass ihre richtigen Namen in diesem romantisierenden Fernsehfilm auftauchen, der übrigens größtenteils in Saint-André-de-Valborgne (Gard) und nicht in Chambon-sur-Lignon (Haute Loire) gedreht wurde.

¹⁹ *Album-souvenirs*. Parcours de M. Jacques Chirac, Président de la République, le 8 juillet 2004 au Chambon-sur-Lignon (43), Le Chambon-sur-Lignon, Espace des Droits de l'Homme, 2004.

²⁰ Ebd. S. 35.

²¹ Bei einer Zeremonie im Panthéon am 8. Januar 2007, mit der alle bekannten und unbekannten Gerechten Frankreichs geehrt werden sollten, erwähnte Präsident Chirac Le Chambon-sur-Lignon und brachte in der Krypta des Denkmals eine Gedenktafel an. Der Tag endete mit der Wiederholung des Films „*La colline aux mille enfants*“ im Fernsehen.

²² Neben Europa, den USA, Japan, Indochina, Nordafrika, Israel, Libanon, Indien ... Über Magda Trocmés Reise nach Indien siehe: Nicolas Bourguinat, *Une enquête dans l'Inde indépendante*. Magda Trocmé, une pacifiste parmi les disciples de Gandhi en 1949-1950, in: Source(s). Arts, Civilisation and Histoire de l'Europe, 2016 - Nr. 8-9, S. 157-183; Magda Trocmé, *Parmi les disciples de Gandhi*: Journal d'une pacifiste aux Indes (octobre 1949 - février 1950), in: Source(s). Arts, Civilisation

Vortragsreisen, Organisation von internationalen Kongressen... Sie setzen sich auch für die Beschaffung von Mitteln zur Unterstützung des Collège Cévenol ein und verteidigen die Sache des Friedens und der Gewaltfreiheit durch die Veröffentlichung zahlreicher Schriften. Neben all den Artikeln, die er für die „Cahiers de la Réconciliation“ (Organ des MIR) und die „Revue du Christianisme social“ verfasste, fasste André Trocmé seine Gedanken zur Gewaltfreiheit in einem Meisterwerk zusammen: „Jésus-Christ et la Révolution nonviolente“²³. Dieses Buch ordnet die Person Jesu in all die gewalttätigen und gewaltfreien Widerstandsströmungen ein, die das jüdische Volk im ersten Jahrhundert durchzogen, und markiert die tiefe Einzigartigkeit Christi durch seine einleitende Verkündigung des „Großen Jubeljahres“²⁴, aus der er alle konkreten Konsequenzen zieht. Der Autor schließt sein Buch mit einem programmatischen Kapitel mit dem Titel: „Jesus und Gandhi oder: Kann man die Bergpredigt praktizieren“. Hier die Schlussfolgerung: „Wenn die Geschichte, wie das Evangelium offenbart, in der Zeit verläuft und von zwei Ereignissen beherrscht wird: der Erlösung, die Christus am Kreuz vollbracht hat, und dem endgültigen Kommen des Reiches Gottes, dann erscheint Gandhis Werk, diese unvollkommene, gewaltfreie Befrei-

and Histoire de l'Europe, 2016 - Nr. 8-9, S. 185-267.

²³ André Trocmé, *Jésus-Christ et la Révolution non-violente*, Genf, Labor et Fides, 1961 (in mehrere Sprachen übersetzt). André Trocmé ist auch Autor der beiden Märchenserien *L'Église de neige*. Contes de Noël, Illustrationen von Naho (Pierre Brès), Anmerkungen von Roger Darcissac, Paris / Genf / Le-Chambon-sur-Lignon, Éditions Je sers / Labor / Messageries évangéliques, 1943, neu aufgelegt mit einem Vorwort von Patrick Cabanel: Maisons-Laffitte, Éditions Ampelos, 2012; und *Des anges et des ânes*. Contes de Noël et d'autres temps, Genf: Labor et Fides, 1965 (Übersetzung ins Englische unter dem Titel: *Angels and Donkeys*, Inter-course, Good Books, 1998), neu aufgelegt mit einem Vorwort von Martin Hirsch unter dem Titel: *La nuit dans les champs*. Contes de Noël et d'autres jours, Maisons-Laffitte, Éditions Ampelos, 2013; deutsche Übersetzungen unter dem Titel „Von Engeln und Eseln. Geschichten nicht nur zu Weihnachten“ (übersetzt von Heidi Schimpf; Neudorf bei Luhe 2007) und „Engel singen nicht für Geld und andere Geschichten zu Weihnachten“ (übersetzt und eingeleitet von Hanna Schott; Schwarzenfeld 2010) (d. Ü.); weiter verfasste Trocmé zwei theologische Texte: *Oser croire*, 1944, unveröffentlicht; und *The Politics of Repentance*, The Robert Treat Payne Lecture for 1951, New York, Fellowship Publications, 1953 (aus dem Französischen übersetzt von John Clark, aber nicht auf Französisch veröffentlicht).

²⁴ Luk 4, 16-32.

ung Indiens, als einer der Vorboten des Reiches Gottes. Auch durch sie werden die Menschen zur Buße gerufen, zum Glauben an den Gott der Erlösung und der Hoffnung auf den endgültigen Triumph Christi.“²⁵

In einer guten Distanz zu Spekulationen und dogmatischen Affirmationen unterstützte Magda Trocmé ihren Mann dennoch entschlossen, indem sie das Sekretariat, das Dolmetschen, die Programmgestaltung und den Empfang des Zentrums in Versailles organisierte, aber auch indem sie ihn auf vielen Reisen und Tournéeen begleitete, um die Ideale der Gewaltfreiheit zu fördern. Sie wird auch oft allein auf Vortragsreisen unterwegs sein. Das Paar engagierte sich so viele Jahre lang als internationale Botschafter für die Sache des Friedens und der Gewaltfreiheit. Zwei Mal, 1950 und 1955, schlugen die amerikanischen Quäker den Namen André Trocmé für den Friedensnobelpreis vor.

1960 zog das Ehepaar Trocmé nach Genf, wo André, nachdem er in Frankreich keine Gemeinde gefunden hatte, die ihn aufnehmen wollte, in die Kirche Saint-Gervais berufen wurde. Dort versah er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1970 einen letzten Gemeindedienst. Er starb am 5. Juni 1971 in Genf an den Folgen einer dritten Operation an der Lendenwirbelsäule, unter deren Schmerzen er seit Jahren gelitten hatte. Magda zog daraufhin nach Paris und 1987 zu Jacques und Leslyn Trocmé nach Vernouillet (Yvelines), wo sie am 10. Oktober 1996 starb. Magda und André Trocmé sind in Le Chambon-sur-Lignon beerdigt.

DIE MEMOIREN VON MAGDA GRILLI, 1901 BIS 1926

Wir haben uns hier auf die unbekannten Kinder- und Jugendjahre von Magda Grilli konzentriert, um sie dem Leser näher zu bringen. Doch es ist wichtig, dies vorab festzuhalten: Die folgenden Seiten waren nicht für uns bestimmt, sondern wurden für den Gebrauch in der Familie verfasst, was die Einzigartigkeit des Zeugnisses noch erhöht. Die wiederholte Erwähnung von „Papa“ in Bezug auf ihren Ehemann André Trocmé ist nur eines von vielen Indizien dafür. Das

²⁵ André Trocmé, *Jésus-Christ et la Révolution non-violente*, aaO. S. 200.

hat zur Konsequenz, dass wir eingeladen sind, in die Intimität des Lebens einer jungen Italienerin des frühen 20. Jahrhunderts einzutauchen. Trotz des von Magda vorgeschlagenen Titels ihres Manuskripts („Souvenirs autobiographiques“) handelt es sich genau genommen nicht um eine Autobiographie, die für eine breite Veröffentlichung bestimmt ist, und schon gar nicht um ein Tagebuch. Zunächst aus eigener Initiative und dann auf Drängen ihrer beiden überlebenden Kinder, Nelly Hewett (geb. 1927) und Jacques Trocmé (1931-2017)²⁶, schreibt Magda, um ihr Lebenszeugnis an ihre Enkelkinder weiterzugeben. Magda berichtet über ihre Qualen als ungeliebtes Kind, das von Geburt an keine Mutter hatte, ausländischer und protestantischer Abstammung in einem noch wenig kosmopolitischen Italien war und sich somit dreifach von den anderen unterschied.

Die Erzählung ist natürlich eine Nacherzählung des Lebens. Magda wirft einen Blick zurück auf ihre bereits weit zurückliegende Vergangenheit, der durch ihre Gegenwart mitbestimmt wird. Der erste kurze Text hat einen besonderen Status: Es handelt sich um die allerersten Erinnerungen, die Magda im Jahr 1942, während des Zweiten Weltkriegs, im Alter von 41 Jahren erzählt, und er ist in literarischer Form geschrieben, beginnend in der dritten Person und endend in der ersten Person. Magda nahm 1962, im Alter von 61 Jahren, die Feder wieder in die Hand, als sie bereits zehnfache Großmama war. Die Texte wurden umfangreicher, begannen am Anfang und folgten einer chronologischen Reihenfolge. Sie entstanden über einen Zeitraum von etwa 30 Jahren, wobei die Abstände zwischen den Texten unterschiedlich lang waren, aber immer kürzer wurden: 1964, 1971, Mai 1975, Juli 1975, September 1975, Mai 1976, September, Oktober 1976... Ab diesem Zeitpunkt schrieb die 75-jährige Magda nicht mehr, sondern nahm ihr Zeugnis auf Kassetten auf. Obwohl die Erzählung im Großen und Ganzen linear ist, springt sie manchmal nach dem Prinzip der Prolepse vor und zurück. Die Erzählung ist unvollendet, wie es in der Regel bei Selbsterzählungen der Fall ist. Die eigentliche Erzählung bricht mit der Abreise aus Chambon-sur-Lignon im Jahr 1949 ab. Sie wird durch Briefe und

²⁶ Magda und André Trocmé hatten vier Kinder: Jean-Pierre wurde 1930 geboren und starb 1944, Daniel wurde 1933 geboren und starb 1961.

Reiseberichte ergänzt (nach Italien 1947, nach Indien 1949-1950²⁷, in die USA 1954 und 1956-1957 und nach Russland 1958). Die Herausgeber haben sich in diesem Band auf die ersten 25 Jahre von Magda beschränkt.

Das Erwachsenenleben von Magda Trocmé ist durch mehrere Veröffentlichungen bekannt. Die ausführlichste Veröffentlichung auf Französisch ist der von Pierre Boismorand herausgegebene Band „Magda et André Trocmé. Figures de résistances“²⁸, der aus zahlreichen autobiographischen Texten der beiden Eheleute Trocmé besteht, die abwechselnd präsentiert werden. Er ist sehr umfangreich, was ihr Engagement unter der deutschen Besatzung und nach dem Zweiten Weltkrieg betrifft, umfasst jedoch nur ein Dutzend Seiten über Magdas Kindheit und Jugend.²⁹ Ein allgemein zugängliches Buch auf Deutsch ist ausführlicher: „Von Liebe und Widerstand. Das Leben von Magda & André Trocmé.“³⁰ Es ist in der dritten Person und nicht auf der Grundlage autobiographischer Zitate verfasst und umfasst etwa 40 Seiten, die Magdas jungen Jahren gewidmet sind.³¹ In englischer Sprache ist eine Biographie mit dem Titel „A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust, and the Lives of André & Magda Trocmé“³²; das Buch betont ebenfalls das spätere pazifistische Engagement des Paares und widmet einige Seiten Magdas Kindheit, vor allem aber ihrer Familie³³, sowie dem Aufenthalt des Paares in New York³⁴. André Trocmés „Memoiren“ aus dem Jahr 1953, die manchmal von Biografen zitiert werden, wurden 2020

²⁷ Siehe: Nicolas Bourguinat, *Une enquête dans l'Inde indépendante*, aaO., Magda Trocmé, *Parmi les disciples de Gandhi: Journal d'une pacifiste aux Indes* (octobre 1949 - février 1950), aaO.

²⁸ Pierre Boismorand (Hrsg.), *Magda et André Trocmé*. AaO.

²⁹ AaO. S. 26-28, 37-40, 55-62.

³⁰ Hanna Schott, *Von Liebe und Widerstand. Das Leben von Magda & André Trocmé*. Schwarzenfeld 2011.

³¹ AaO. S. 9-48.

³² Richard P. Unsworth, *A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust and the Lives of André & Magda Trocmé*, Syracuse – New York, Syracuse University Press, 2012. Der Autor, ein Theologieprofessor, war ein enger Vertrauter des Ehepaars Trocmé, das er 1950 zum ersten Mal getroffen hatte.

³³ AaO. S. 52-65.

³⁴ AaO. S. 101-114.

veröffentlicht³⁵. Das vorliegende Dokument ist fast vollständig unveröffentlicht und bietet den Vorteil, dass es nahezu vollständig ist. Einige kleinere Kürzungen wurden in Absprache mit Nelly Hewett vorgenommen, der wir an dieser Stelle herzlich für ihre Hilfe danken. Die Fußnoten stammen von Magda oder, wo angegeben, entweder von ihren Kindern oder den Herausgebern.³⁶ Der Text wurde auf Französisch mit einigen italienischen Ausdrücken geschrieben; in seinen späteren Teilen auf Französisch mit einer etwas rauen Stimme, aber mit der klaren italienischen Musikalität, die Magda beibehalten hatte, in ein Tonbandgerät diktiert und von ihren Kindern transkribiert.

Es ist gewissermaßen die Geburt einer Berufung, an die dieses Dokument erinnert: die Berufung einer Pfarrfrau im Herzen des 20. Jahrhunderts, die Berufung zu einer mutigen und innovativen sozialpädagogischen Arbeit, aber auch eine Berufung zu einem klaren und mutigen Engagement in den Kämpfen und Hoffnungen ihrer Zeit.

³⁵ André Trocmé, *Mémoires*. Édition, introduction, épilogue et notes de Patrick Cabanel. Genf 2020

³⁶ Wenige Fußnoten hat Gottfried Orth hinzugefügt oder ergänzt; sie sind mit dem Kürzel (d.Ü.) gekennzeichnet.

T e x t e

Magda Grilli di Cortona Trocmé
EINE JUGEND AUßERHALB DER NORMEN

Erster Teil

Von meiner Geburt bis zur Wiederverheiratung meines Vaters

Kapitel I

Geburt und allererste Erinnerungen

Geschrieben in Menton St. Bernard
19. Juni 1942

Magda hat einen Vater.

Lalli³⁷ hat eine Mutter.

Magda und Lalli haben beide eine Großmama.

Eine Mutter ist manchmal angenehmer als ein Vater, aber was soll man machen? Großmama ist übrigens ein sehr feiner Mensch.

Rom ist eine große Stadt.

Die Sitzbank im Fahrstuhl ist mit rotem Samt überzogen. Dagegen ist ganz am Ende des Ganges oft ein ganz schwarzer Schatten, schwarzer Bart, schwarze Schleier. Der Schatten breitet seine Arme aus, um mich zu packen: Ich nenne ihn den „Teufel“. Später erfuhr ich, dass es nur der Archimandrit³⁸ war, unsere Wohnung befand sich über der russischen Kirche.

Doch in Rom gibt es nicht nur dunkle Schatten.

Im „Pincio“, in einem großen Teich, gibt es weiße Schwäne, ganz weiß, die leicht über das Wasser gleiten. Sie mögen das Pausenbrot, aber sie mögen keine Kerngehäuse von Äpfeln. Das ist schade, denn Magda liebt das Brot und mag auch keine Kerngehäuse von Äpfeln.

³⁷ Meine Cousine ersten Grades, Tochter von Olga (Dodà) Wissotzky.

³⁸ Orthodoxer Mönch (der Vorgesetzte): Mönche heiraten nicht. Priester schon!

Merkwürdig, nicht alles ist leicht zu verstehen! Natürlich kann ein kleines Mädchen, Magda zum Beispiel, nur mit einem Vater geboren werden, genauso wie Lalli nur mit einer Mutter geboren werden konnte. Ein Mann oder eine Frau reicht doch aus, um ein Kind zur Welt zu bringen.

Erwachsene Menschen können so wunderbare Dinge tun!

Dennoch gibt es Kinder, die einen Vater und eine Mutter haben. Das ist fast zu viel. Das ist sicherlich eine Besonderheit. Einer muss genügen. Der Beweis: Magda begnügt sich ja mit ihrem Vater, den sie nur selten sieht und der nicht einmal im selben Haus wohnt!

Auch Lalli begnügt sich mit ihrer Mutter, die im selben Haus wohnt wie sie, aber sie liegt fast immer, weil sie Kopfschmerzen hat.

Auch Magda würde gerne ab und zu Kopfschmerzen haben und nicht einen Haufen langweiliger Dinge tun, die zu tun sie verpflichtet ist!

„Mademoiselle“, die Gouvernante, hat wirklich seltsame Ideen. Sie glaubt, dass man alles so machen muss, wie man es in den Waldensertälern macht. Übrigens werden auch die Kinder des Königs³⁹ von einer Waldenserin erzogen. Natürlich muss sie Recht haben, denn der König selbst hat eine Waldenserin als Gouvernante für seine Kinder ausgewählt.

Die Königskinder haben es gut! Sicherlich werden auch sie von ihrer Waldenserin ein wenig tyrannisiert, aber sie haben alles im Übermaß. Ihnen gehört die ganze Stadt. Rom gehört ihnen, und außerdem gehören sie zu denen, die die Besonderheit auszeichnet, einen Vater und eine Mutter zu haben.

Ja, der König hat eine Königin und diese Königin ist die Mutter der Kinder des Königs. Das ist sehr, sehr merkwürdig.

Das alles ist so schwer zu verstehen, dass Magda sich wünscht, sie hätte wie Tante Olga Kopfschmerzen, damit sie nicht mehr denken muss.

³⁹ Viktor Emmanuel III. Er wurde 1869 geboren und bestieg 1900 nach der Ermordung seines Vaters Humbert I. von Savoyen den Thron. Nachdem er sich mit dem Faschismus „arrangiert“ hatte, wurde er beim Referendum von 1946, das Italien in eine Republik umwandelte, abgewählt und beendete seine Tage 1947 im Exil (Anm. d. franz. Editoren).

Kopfschmerzen verhindern sicherlich das Denken, und wenn man denkt, wird alles so verwirrend!

Was hat sie gesagt? „Es war dieses Kind, das seine Mutter getötet hat!“

Das hat das Zimmermädchen gesagt; sie hat es wirklich gesagt und ich habe es gehört. Aber wer ist denn das Kind, das seine Mutter getötet hat? Nur ich bin in diesem Raum und sie spricht sicherlich von mir.

Aber Magda hat niemanden getötet und sie ist nur Papas Tochter! Sie hat nie eine Mutter gehabt!

Auch Lalli hat ihren Vater sicherlich nicht getötet!

Wenn ich doch nur Kopfschmerzen hätte oder schlafen könnte, alles vergessen und nicht mehr denken!

„Mademoiselle“⁴⁰ sagt, dass man sich die Hände waschen und die Haare kämmen soll, dass man „bonjour, Madame“ oder „merci, Monsieur“ sagen soll, und sie will sogar, dass man sich die Nase putzt, wenn es gar nicht nötig ist, oder dass man sich hinlegt, wenn man nicht müde ist. Man merkt, dass sie nichts Besseres zu denken hat, sie!

Es würde nichts helfen, ihr Fragen zu stellen oder sie um Hilfe zu bitten, da sie sich nur für Dinge interessiert, die wirklich uninteressant sind!

Vielleicht könnte Papa mir Auskunft geben, Papa ist sehr lieb, aber er kümmert sich immer um seine Soldaten⁴¹ und ich kenne ihn zu wenig, um mit ihm über diese Dinge zu sprechen!

Tante Olga, sie lebt in einer anderen Welt. Sie hat schönes blondes Haar, schöne blaue Augen und schaut die Leute an, als ob sie sie nicht sehen würde. Das liegt wahrscheinlich an den Kopfschmerzen. Man bringt ihr Tabletts mit schwarzem Kaffee und gekochten Eiern. Sie ist auch Russin – wie der Archimandrit und die Großmama.

Tante Olga kann mir sicher nicht helfen, da sie in einer anderen Welt lebt und da sie selbst Lallis Mutter ist und Lalli keinen Vater hat.

⁴⁰ Hier meine ich mit „Mademoiselle“ alle Lehrerinnen, die ich je hatte, egal ob sie Miss, Fräulein oder sonst was waren...

⁴¹ Oscar Grilli di Cortona war Oberst und Ingenieuroffizier.

Papa ist Italiener und seine Soldaten sind Italiener. Sie sind die Soldaten des Königs.

Großmama⁴² ist sehr intelligent. Sie hat funkelnde Augen und bestimmt weiß sie Alles; aber sie weint oft, und wenn man ihr Dinge erzählt, die vor ein paar Jahren passiert sind, schaut sie mich an, schweigt, schüttelt ein wenig den Kopf und wischt sich die Augen.

Es sind immer russische Damen im Haus und auch Herren. Sie sind sogenannte „Pensionsgäste“. Zu ihnen muss man immer „Guten Tag“ und „Danke“ sagen. Das Fräulein meint, das sei Höflichkeit. Diese Russen sprechen sehr schnell, eine schöne Sprache, die wie Musik klingt. Sie sprechen sehr schnell Russisch, damit ich nicht verstehe, was sie sagen, und Großmama schaut mich an, schüttelt ein bisschen den Kopf und weint.

Wie soll man Großmama um komplizierte Auskünfte bitten, da sie auch ihre Sorgen hat?

Ich spüre sehr stark, dass ihre Sorgen etwas mit dem zu tun haben, was auch mich beunruhigt, und genau deshalb darf man nichts sagen, nichts fragen. Großmama darf nicht wissen, dass ich auch Sorgen habe und dass ich auch Kummer habe.

In der katholischen Kirche gibt es schöne Bilder. In der russischen Kirche ebenfalls, sogar noch zahlreicher. Nur in der russischen Kirche sind bei den meisten Bildern nur die Hände und das Gesicht der Personen zu sehen. Der Rest ist aus Metall. Mir gefallen die katholische Kirche und die katholischen Bilder besser. Ich mag das Bild von Jesus in den Armen seiner Mutter sehr. Er hat Glück, er hat eine Mutter! Seine Mutter heißt Maria und sie lächelt! Ich hätte auch gerne eine Mutter wie Jesus und würde ganz ruhig auf ihrem Schoß sitzen bleiben. Joseph, der Vater von Jesus, ist nicht schlecht, aber es ist merkwürdig, dass Männer weniger interessant sind als Frauen! Ich würde lieber auf Marias Schoß sitzen als auf dem von Joseph. Dabei sieht Joseph nicht so beschäftigt aus wie Papa. Sicherlich hat er keine Soldaten zu kommandieren; er hat Zeit, Joseph, und trotzdem zieht Jesus Marias Schoß vor. Ich verstehe ihn so gut!

⁴² Varia Poggio, verheiratete Wissotzky, also Großmama Wissotzky.

Rom ist nur noch eine vage Erinnerung. Wir sind in Florenz. Bei Großmama gibt es auch russische Pensionsgäste und in Florenz gibt es auch eine andere Großmama, die Mutter von Papa⁴³. Ich mag sie nicht so sehr wie die andere Großmama, die richtige Großmama, die die Mutter von ... ja, ich glaube, sie ist die Mutter meiner Mama.

Ich glaube, ich habe auch eine Mutter, aber wir reden nie über sie. Das Zimmermädchen hatte Recht, ich habe verstanden, dass ich sie getötet habe, aber ohne es zu wollen, natürlich!

Das muss man besser verstehen, aber später; es ist zu traurig, es ist zu hässlich; und der Tod, das ist zu schrecklich, ich habe Angst davor ... Ich fühle und ahne so viel! Aber ich werde nichts sagen. Das ist ein privater Bereich, heilig. Die Erwachsenen würden es nicht verstehen, obwohl sie sich einbilden, so viel zu wissen!

Die Russen glauben, sie wüssten mehr als die Italiener – sie schauen einen mit ernster Miene an, als wollten sie in der Seele lesen –, aber ich bin mir sicher, dass sie gar nichts darin lesen. Die Italiener sprechen auch sehr schnell, aber man versteht, was sie sagen, und sie lachen; sie sind sicher glücklicher als die Russen, obwohl sie in Lumpen gekleidet sind, auf der Straße herumlungern und nicht wie die Russen „Pensionsgäste“ sein können.

Ich glaube, ich mag die Italiener lieber. Die Russen machen mir Angst.

Jetzt weiß ich viele Dinge. Ich weiß, was das Leben ist. Leben, das ist fast der Tod. Leben bedeutet einen Vater und eine Mutter.

Meine Mutter ist gestorben.

Lallis Vater ist mit einer anderen Dame weggegangen, er ist geschieden.

Der Tod ist fast schlimmer als eine Scheidung, denn eine Scheidung versteht man, es ist eine Art Streit; aber den Tod versteht man nicht. Warum kann eine Mama sterben, gerade wenn ein kleines Mädchen auf die Welt kommt?

⁴³ Elisa Bettini, Ehefrau Grilli, Mutter von Oscar Grilli.

Und sterben, was bedeutet es eigentlich genau? Verschwinden? Weggehen? Aber wohin? Eine Mama sollte immer zurückkommen können, vor allem, wenn ihr Kind an sie denkt, sie ruft, nach ihr verlangt und sich nicht traut, mit anderen über sie zu sprechen, sich nicht traut, Fragen zu stellen. – Wer kann mir sagen, was der Tod ist??

20 Jahre danach ... in Orselina-Locarno
Clinica Santa Croce
30. August 1962

(Zwanzig Jahre später habe ich den Anfang dieser Geschichte wiedergefunden. Das erklärt die Wiederholungen).

Stefan⁴⁴ wird heute sieben Jahre alt!

Musste man warten, bis man zehnmal Großmama wurde, um mit dem Schreiben dessen zu beginnen, was Nelly pompös „Mamas Autobiographie“ nennt?

Musste man warten, bis man fast 61 Jahre alt war, oder musste man warten, bis man Zeit zum Schreiben hatte? Oder Lust zum Schreiben? Chi lo sa?⁴⁵

Auf jeden Fall widme ich diese Erinnerungen dir, Nelly, meiner einzigen Tochter, und dir, Jacques, leider jetzt auch mein einziger Sohn.⁴⁶ Euch widme ich diese Seiten, da ihr so sehr darauf bestanden habt, dass ich sie schreibe.

Meine frühesten Erinnerungen sind römische Erinnerungen. Ich war noch nicht ganz drei Jahre alt. Piazza Cavour (ich kannte den

⁴⁴ Stefan Trocmé, ältester Sohn meines dritten Sohnes Daniel und seiner schwedischen Frau Anne-Charlotte.

⁴⁵ „Chi lo sa?“ = „Wer weiß das?“ (Anm. d. franz. Editoren).

⁴⁶ Magda und André Trocmé hatten vier Kinder: Nelly (geb. 1927), Jean-Pierre (1930-1944), Jacques (geb. 1931) und Daniel (1933-1961). Diese Passage datiert vom August 1962 und ist somit knapp nach Daniels Tod entstanden (Anm. der französischen Editoren).

Namen des Platzes nicht, ich wusste nicht, dass das Haus gegenüber dem Vatikan und dem Monte Mario lag, dass der Tiber ganz in der Nähe hinter dem Gericht vorbeifloss, dass Rom die ewige Stadt war ...), aber ich wusste, dass die Fassade des Hauses eine runde Form hatte, die sanft der Kurve des Platzes folgte. Ich wusste, dass es in der Wohnung einen langen Flur gab, eine große Dachterrasse und dass die Sitzbänke im Aufzug mit rotem Samt bezogen waren. Ich wusste nicht, dass sich die russische Kirche im Erdgeschoss befand, aber das erklärt die erste Erinnerung meiner Kindheit ...

Ein langer, langer, etwas dunkler Flur (in Italien ist die Sonne der Feind und die Fensterläden sind oft geschlossen), und ganz am Ende des Flurs der Wohnung hockte mit weit ausgebreiteten Armen der Archimandrit, ein großer schwarzer Teufel, lange schwarze Soutane, weite schwarze Ärmel, große schwarze Schleier, die ein blasses Gesicht mit einem großen schwarzen Bart einrahmten... Das Gesicht und die Hände bildeten einen hellen Fleck, ebenso wie das große Metallkreuz, das im Dunkeln auf der Brust des Mönchs glänzte.

Ich musste laufen lernen, oder vielleicht war ich schon größer, und ich musste lernen, keine Angst vor dem Archimandriten zu haben ... Er rief mich mit weit geöffneten Armen; ich war am anderen Ende des Ganges und hätte in seine Arme laufen müssen, die Berührung seines schwarzen Bartes auf meinem Gesicht spüren müssen, seine Arme und die weiten Ärmel spüren, die sich um mich schließen wie ein Schraubstock, und ich hatte Angst ... Nein, ich würde nicht weitergehen!

Ich hatte Angst vor der Dunkelheit, vor dem Geheimnis; schon zu viel Geheimnis umhüllte mein Leben und ich stand verkrampft am gegenüberliegenden Ende des Ganges, regungslos, leblos, aber mit einem inneren Schrecken, einem Schrecken, der dem ähnelte, der später oft meine Jugend vergiftete.

Angst vor Dunkelheit ... Angst vor der Nacht ... Angst vor der Stille und Angst vor den Geräuschen, die die Stille bevölkern.

Eine weitere Erinnerung aus der gleichen Zeit ist der Pincio oder die Villa Borghese, ein großer Teich, Schwäne.

Ich hatte einen Apfel als Snack dabei. Ich mochte keine Äpfel, aber ich hatte ihn trotzdem abgenagt und dabei genug Fruchtfleisch um das Kerngehäuse herum übrig gelassen, um es den Schwänen zu schenken. Ich warf den Apfel in den Teich. Ein Schwan kam

heran, berührte den Apfel mit seinem gelben Schnabel, schob ihn mit wiederholten kleinen Stößen vor sich her und zog dann mit abfälliger Mine davon. Ich sehe ihn immer noch, diesen Schwan, und erinnere mich an mein erstes Urteil: „Der Schwan hat Recht, ich mag keine Äpfel, der Schwan mag auch keine Äpfel, also sind die Äpfel nicht gut.“

Ich wusste nicht, dass solche übereilten und falschen Überlegungen sehr oft von Einzelpersonen, Gruppierungen von Menschen, Vereinen und Regierungen angestellt werden.

Mehr weiß ich nicht von Rom, bis auf die Erinnerung an die Befehle, die bezüglich der Autos und Pferdedroschken gegeben wurden. Man musste nach Droschken mit gummibereiften Rädern Ausschau halten, da Prinz Wolkonsky den Lärm und das Rumpeln der Wagen mit eisenbereiften Rädern nicht ertragen konnte.

Wer war Fürst Wolkonsky? Nun ja! Er war „Der Prinz“, so wie Lalli Lalli war, Großmama Großmama, die Gouvernante die Gouvernante und wie Papa Papa war (wenn ich die Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, denn Papa war Offizier in Rom und wohnte nicht bei Großmama).

Hier verblassen die Erinnerungen an Rom und Florenz erscheint. Florenz und der Garten der Fortezza, der Viale Margherita mit dem starken Duft der Lindenblüte, die Nr. 42 der Viale Regina Margherita, heute die Nr. 4 der Viale Lavagnini⁴⁷, da die Königinnen ver-

⁴⁷ Im Jahr 1965 wurde das Haus abgerissen und anders wieder aufgebaut, aber die Erinnerungen bleiben. – Der genaue Name dieses großen Ringboulevards ist Viale Principessa Margherita (nach Königin Margherita von Savoyen, der Nichte von Viktor Emanuel II. und Frau von König Umberto I.). Sie war eine der Hauptverkehrsadern, die im Rahmen des „Poggi-Plans“ angelegt wurden, mit dem Florenz zwischen 1864 und 1870 eine Stadtplanung erhalten sollte, die seiner Stellung als Hauptstadt des vereinten Italiens würdig war, und mit dem die Stadt von ihren alten Festungen befreit werden sollte. Der Viale verband die Piazza della Indipendenza und die Gärten der Fortezza im Norden/Nordwesten des historischen Zentrums von Florenz und wurde von schönen Mietshäusern und Palästen sowie von Firmensitzen wie dem der Ferrovie dello Stato gesäumt. Die Straße wurde nach dem Zweiten Weltkrieg umbenannt, sowohl um einen Schlusstrich unter die Monarchie zu ziehen als auch um den 1921 von den

schwunden sind, und „Margherita“ war einst die Mutter von Viktor Emanuel III. und die Witwe von Humbert II. von Savoyen.

Ich wurde in der Viale Margherita geboren und Rom war nur ein Übergang. Das Haus war groß und schön. Großmama und Luba⁴⁸ hatten den ersten Stock und das Erdgeschoss mit dem Garten gemietet. Ich war im Erdgeschoss auf der Gartenseite geboren worden. Durch ein stets geschlossenes Tor gelangte man von der Viale aus in diesen Garten, aber wir gingen durch das große portone (Tor) und traten ein in den Garten des Hauses.

[...]

Papa war in meinen Augen ein distanziertes Wesen, das nicht bei uns wohnte, das ein Pferd hatte, eine Ordonnance⁴⁹, ein etwas mysteriöses Wesen, das mich besuchte, mich merkwürdig und sogar traurig ansah, Florenz wegen des Dienstes verließ und dann wieder zurückkehrte.

Er war mein Vater und ich war stolz auf ihn.

Ich wusste nicht genau, was eine Familie war und wie eine Familie hätte zusammengesetzt sein sollen. Lalli, Larissa Belliure, war meine Cousine, sie war eineinhalb Monate jünger als ich. Ich war am 2. November 1901 (dem Tag der Toten) geboren⁵⁰, und sie war am 20. Dezember geboren. Wir standen uns sehr nahe und deshalb sagten wir oft, dass wir Schwestern seien und dass wir fast Zwillinge wären, da ich nur anderthalb Monate älter war als sie. Die Leute lachten und sagten, dass das nicht möglich sei, und wir verstanden nicht, warum.

Es gab viele Dinge, die wir nicht verstanden. Großmama sprach mit den Erwachsenen oft über „Philosophie“ und „Theologie“, und ich fragte sie, was denn Philosophie sei. Sie antwortete, dass das für mich zu schwierig sei und dass ich das schon noch lernen werde, wenn ich groß bin.

Faschisten ermordeten kommunistischen Journalisten Spartaco Lavagnani zu ehren, nach dem sie benannt wurde (Anm. d. franz. Editoren).

⁴⁸ Luba (Cheliuskin) Albini. Siehe Seite 46 f.

⁴⁹ Ein Adjutant.

⁵⁰ Mein Mann – André Trocmé – war im selben Jahr am Ostertag (Auferstehung) geboren worden! Er wurde André-Pascal genannt.

Eine Sache, die mir ganz natürlich erschien, war, dass Lalli eine Mutter hatte und ich einen Vater. Warum sollten Kinder nicht entweder einen Vater oder eine Mutter haben? Bis zum Beweis des Gegenteils erschien uns das als normal.

Ich verstand die Rolle einer Mutter noch nicht, denn Tante Olga, Lallis Mutter, war noch inexistenter als mein Vater, obwohl sie bei uns wohnte. Sie hatte fast immer Kopfschmerzen und blieb im Dunkeln. Jeden Morgen brachte ihr das Zimmermädchen zwei gekochte Eier auf einem Tablett. Es stand auch noch etwas anderes mit ihrem Frühstück auf dem Tablett, aber es waren die beiden gekochten Eier, die meine Fantasie beflügelten und Tante Olga in meinen Augen seltsam, geheimnisvoll und sehr ehrwürdig erscheinen ließen. Wenn sie aufgestanden war, stickte sie oft, und wenn ihre schönen blauen Augen nicht auf ihre Arbeit gerichtet waren, schaute sie sich traurig und abwesend um. Sie sprach wenig und mit einer sehr zarten Stimme. Ihr blondes, rundliches Frauengesicht unterschied sich so sehr von dem hageren, braunen und faltigen Gesicht von Großmama⁵¹, die flammende schwarze Augen hatte und mit Intensität und Leidenschaft sprach. Nur ihre Hände waren sich ähnlich, hübsche kleine und zarte Frauenhände, Hände von Aristokratinnen, aber Tante Olgas Hände waren schlaff, während Großmamas Hände nervös und unruhig waren.

Im Garten der Fortezza, am Ende des Viale Margherita, wurde mir das Geheimnis unserer Familie in seiner ganzen Grausamkeit bewusst. Es gab viele Kinder in der Fortezza und sie scharten sich alle um den Teich mit den Schwänen und Goldfischen; einige Fische hatten nicht den Mut gehabt, rot zu werden und waren gelblich geblieben, hässlich, wie einige blasse Karotten, die manchmal unter den Karotten mit den schönen Farben zu finden sind. Warum? Es war einfach so. Es gab auch Menschen, die waren schön und andere, die waren hässlich. Großmama sagte, dass es wenige schöne Menschen und viele hässliche Menschen gibt. Sie sagte: „Qu’ils sont laids!“ („Wie hässlich sie sind!“), und erst später verstand ich, dass Hässlichkeit für Großmama körperlich, moralisch und politisch war und dass diese Worte „qu’ils sont laids“ eine Reminiszenz an einen ihrer geliebten französischen Schriftsteller war, der, nachdem er eine

⁵¹ Mutter von Tante Olga.

wunderschöne chinesische Vase mit prächtigen Zeichnungen von Behörden, Mandarinen und Kaisern beschrieben hatte, seine Beschreibung mit der Feststellung beendete: „Qu’ils sont laids!“⁵²

Es war also in diesem Garten der Fortezza (einer Militärfestung)⁵³, dass ich anfang, mich fremd und anders als alle anderen zu fühlen. Und doch war es hinter dem Teich, wo die niedrigen, weit auseinander liegenden Stufen einer sanft ansteigenden Treppe es uns gestatteten, „Balena“⁵⁴ zu spielen, mit dem ich die schönsten Stunden meiner Kindheit verbrachte, und es war auch hinter der großen Mauer der Fortezza, wo Papas Adjutant sein schönes Vollblutpferd pflegte. Ich hätte also dort zu Hause sein sollen, aber die anderen Kinder sprachen Italienisch. Sie sprachen es gut und hatten Ausdrücke, die mir unbekannt waren. Bei Großmama wurde immer Französisch gesprochen, manchmal auch Englisch oder Deutsch. Russisch wurde gesprochen, wenn die Erwachsenen nicht wollten, dass es die Kinder verstehen. Lalli und ich spitzten die Ohren, wenn wir das Wort „ona“, was „sie“ bedeutet, oder „dievotchka“, was „kleines Mädchen“ bedeutet, hörten. Vielleicht sprach man über uns? Wahrscheinlich.

Oh diese Schreie, diese Geräusche aus meiner Kindheit! Ich höre sie auch jetzt noch, wenn ich die Augen schließe und an die Vergangenheit denke. Manchmal tauchen sie von selbst wieder auf, ohne

⁵² Großmama war in Sibirien geboren und die Tochter des Dekabristen Alexander Poggio (Russische Revolution 1825). Siehe Poggios Memoiren und das Buch von Franco Venturi: *Il moto decabrista ed i fratelli Poggio*.

Alexander Poggio wurde wegen seiner Teilnahme am Aufstand gegen den Zaren in Sankt Petersburg im Dezember 1825 für 30 Jahre nach Sibirien verbannt, daher der Name „Dekabrist“ oder „Decembrist“; Magda wird etwas später ausführlich darauf eingehen (Anm. d. franz. Editoren).

⁵³ Es handelt sich um Gärten, die um einen großen Teich herum angeordnet sind und an die Fortezza de Basso (wörtlich: die Festung von unten) angrenzen, eine imposante Festungsanlage, die in den 1537er Jahren auf Wunsch von Alexander von Medici errichtet wurde und heute als Kongress- und Ausstellungszentrum dient. Das Viertel befindet sich im Nordwesten der Stadt, nicht weit vom Bahnhof Santa-Maria-Novella entfernt. Die russische Kirche von Florenz befindet sich ebenfalls in der Nähe, in der Via Leone X (Anm. d. franz. Editoren).

⁵⁴ Das Spiel bestand darin, dass ein Kind in die Mitte der großen Treppe gestellt wurde und einen der Freunde fangen musste, die die Treppe hinauf und hinunter rannten. Der gefangene Freund musste seinerseits auf der Treppe stehen und das Spiel fortsetzen.

Grund. Dieses wimmelnde Italien, wo die Stimme der Menge vorherrscht, wo das Geräusch der Autos, der „Vespas“, der „Lambrettas“ nur eine Begleitung zu den Geräuschen der Menschen ist! Aber früher gab es fast keine Motorengeräusche: Sie waren selten und die anderen Geräusche fielen dafür umso mehr auf.

In der Viale Margherita, in unserem kleinen Wohnzimmer, das auf die große Terrasse im ersten Stock hinausging, habe ich genaue Erinnerungen an köstliche Frühstücke, die vor dem offenen Fenster eingenommen wurden. Die Brötchen, „semelli“ (semel = lateinisch für einzigartig), waren frisch und die Butter kam aus dem Eiskasten. Sie war wie ein sehr großer, flacher Schild mit der aufgedruckten florentinischen Lilie geformt. Die so unter die Form gepresste Butter stand rundherum hoch, und die Ränder der Scheibe waren dick, wie ein Siegel aus Siegelack. Gegenüber hörte man ein metallisches Hämmern: von was? Wahrscheinlich handelte es sich um Eisenstangen, die geschmiedet wurden und einen lang anhaltenden, vibrierenden Ton von sich gaben. Das musste hinter der Gartenmauer geschehen, zwischen dem Garten und der Via Lorenzo il Magnifico.

Vor ein paar Jahren verbrachte ich ein paar Nächte bei Tante Olga in der Via Lorenzo il Magnifico hinter unserem alten Haus und hörte wieder dieses Geräusch aus meiner Kindheit, immer noch vibrierend und lang anhaltend. Jetzt ist das Geräusch verstummt. Das Haus existiert nicht mehr.

Es gab auch die Glocken des Doms, die einen tiefen, traurigen und mächtigen Klang hatten, und der Klang dieser Glocken hat mich immer begleitet. Ich höre sie oft und sage laut: „Ich höre die Glocken des Doms“, und André schaut mich überrascht an.

Und die Schreie von der Straße ... Auf der Piazza Indipendenza⁵⁵ stand ein Karren, der mit Wassermelonen beladen war. Die Melonen waren wunderschön. Es gab welche, die ganz waren, ganz grün mit weißlichen und schwärzlichen Streifen. Es gab welche, die halbiert, in Scheiben oder Ecken geschnitten waren, mit rotem Fruchtfleisch und schwarzen Kernen ... Am Abend wurde der Wagen mit Ace-

⁵⁵ Eine der größten Plätze in Florenz, unweit des Viertels, in dem Magdas Großmama wohnte. Sein Name bezieht sich auf den Aprilaufstand von 1859, der den Sturz und das Ende der Herrschaft von Großherzog Leopold II. herbeiführte und den Anschluss der Toskana an das neue Königreich Italien vorbereitete (Anm. d. franz. Editoren).

tylen beleuchtet. Die Flamme flackerte sanft und die Wassermelonen wechselten ihre Farbe je nach dem Aufblitzen der flackernden Flamme. Der Händler rief von Zeit zu Zeit: „Che colori, che saporì! Al taglio, al taglio!“⁵⁶ Und die Leute kauften breite Scheiben, sie bissen gierig hinein und der Saft lief ihnen zu beiden Seiten des Mundes und die Arme hinunter. Manchmal beugte man sich beim Essen des „Cocomero“ ein wenig nach vorne, damit die Tropfen zwischen den beiden gespreizten Beinen auf den Boden fielen.

Großmama Gilli sagte, dass „Cocomero“ unverdaulich und schmutzig sei, und die Brombeeren an den Hecken seien es auch; aber Großmama Wissotzky war kulanter, weniger „bürgerlich“ und weniger an die Etikette gebunden, und für sie waren Wassermelonen und Brombeeren Früchte des lieben Gottes, wie Birnen und Pfirsiche.

Morgens in Marina di Pisa⁵⁷ am Meer bei Großmama Wissotzky hörte man den Ruf des Brötchenverkäufers. Er war jung, ging schnell, hatte seinen Korb am Arm und bediente viele Familien vor dem Frühstück; er rief ununterbrochen: „Semelli friischi! Iiil semellaio!“⁵⁸

Es gab auch noch einen anderen, eher älteren Mann mit einem anderen Korb, der gegen elf Uhr am Strand entlang lief und rief: „Bomboloni! Bomboloni! Bomboloni!“ Bomboloni waren runde Kuchen, eine Art „Krapfen“ oder „Berliner“, aber ohne Marmelade in der Mitte. Die Kinder rannten los, um sie zu kaufen, aber der Sand brannte an den Fußsohlen, und sie mussten schnell dorthin gelangen, wo der von den Wellen geleckte Sand hart und frisch war. Dort befand sich der Händler, der „Bomboloni“ verkaufte, auch er lief barfuß am Wasser entlang.

Manchmal kamen Frauen mit ihren „buccellati“, einer Art Kranz aus mit Anis gesüßtem Brot, von Lucca nach Marina. Sie waren

⁵⁶ „Was für Farben, was für ein Geschmack! Scheibe für Scheibe!“ Die Scheiben wurden einzeln verkauft.

⁵⁷ Marina di Pisa liegt am linken Ufer der Arno-Mündung, etwa 10 km von Pisa entfernt. Der Badeort wurde Anfang der 1870er Jahre gegründet und 1892 mit einer Eisenbahnlinie mit Pisa verbunden. Wohlhabende Florentiner Familien bauten sich hier Villen im Stil der damaligen Architektur. Varia und Luba verlegten ihre Pensionen im Sommer von Florenz hierher (Anm. d. franz. Editoren).

⁵⁸ „Frische Brötchen! Hier ist der Semelli-Händler.“

schön, schlank, hatten einen majestätischen Gang und ihre Hüften schienen der Schwingung eines Pendels zu folgen. Ihre gerafften Röcke folgten den Bewegungen ihrer Hüften. Sie gingen barfuß, ihre Füße wurden von den schäumenden Wellen gestreichelt. Sie hatten ein Kissen auf dem Kopf. Auf diesem Kissen stand ein flacher Korb, und die Buccellati-Kränze türmten sich auf dem Korb, ganz sanft schwankend im Takt des Schrittes der Frau, ohne dass sie jemals das Gleichgewicht verlor. „Buccellati di Lucca! Buccellati di Luccaaaaa!“, riefen die Frauen, während sie gleichmäßig geradeaus weitergingen und nur anhielten, um einen Kunden zu bedienen.

In Marina gab es auch eine kleine Alte, die am Haus vorbeikam und einen seltsamen rechteckigen Karren schob, der mit Spitzen und Kleidungsstücken aller Art beladen war: Röcke, Blusen, Schlüpfen und so weiter. Der Karren hatte vier Stützen, eine an jeder Ecke, und seine vier Stöcke waren durch einen Draht miteinander verbunden, an dem regelmäßig verschiedene Kleidungsstücke in allen Formen und Farben aufgehängt waren. Der Karren war wackelig, die Frau schob ihn über die unebene Straße und das Ganze zitterte ziemlich. Die Blusen, Hosen und Röcke, die am Draht hingen, übertrafen die Schwingungen noch und die Frau rief mit zitternder Stimme: „Trine, sottane e camicette! Trine, sottane e camicette!“⁵⁹

Und schon werden wir von den Geräuschen und Schreien Italiens mitgerissen und sind weit weg vom Garten der Fortezza in Florenz, und wir müssen dorthin zurückkehren, denn dort entdeckte ich, wie ich bereits erwähnt habe, das Geheimnis unserer Familie.

Lalli und ich spielten mit den anderen Kindern und manchmal, schwitzend und keuchend, hielten wir mit dem Laufen inne und unterhielten uns. Das war die Feststellung, die wir gemeinsam getroffen hatten: „Bébé (so wurde ich genannt) hat einen Vater und Lalli (d. h. Larissa) hat eine Mutter“. Aber das war nicht mehr befriedigend. Die anderen Kinder hatten einen Vater und eine Mutter ... und dann begannen wir zu verstehen... Die geheimnisvollen Minen, die oft gehörten unterbrochenen Sätze begannen sich zu erklären: Georges, der große Georges, nicht der kleine Georges, Lallis Bruder, sondern Monsieur Georges Belliure, war Tante Olgas Ehemann gewesen. Er war von weit her gekommen, aus einer Art Amerika, das

⁵⁹ „Spitzen, Unterröcke und Korsagen!“

man Uruguay nannte und in dem Spanisch gesprochen wurde. Nun war der große Georg mit einer anderen Olga verheiratet, einer russischen Prinzessin.⁶⁰ Man sprach nur hinter vorgehaltener Hand und mit einer gewissen Missachtung über ihn. Dabei war er doch Lallis Vater! Wir wussten nicht, was eine Scheidung war, aber wir verstanden, dass dieser Georg Tante Olga, Lallis Mutter, verlassen hatte; er hatte Lalli gleich nach ihrer Geburt verlassen, ebenso wie die beiden älteren Kinder, Carola, genannt Dudy, und Georg, genannt Jorgito (ausgesprochen Horhito ... Horchtito = kleiner Georg auf Spanisch).

Und wo war die Mutter von Bébé (von Magda), also meine eigene Mutter, wo war sie? Das war also die Nelly, von der niemand vor Großmama zu sprechen wagte! Und das erklärt die Tränen von Großmama, die so oft wiederkehrten, und ihren traurigen Gesichtsausdruck, wenn sie mich ansah ... Es gab Fotos von dieser Nelly, einer großen, hübschen Frau, blond und blauäugig, schlank, rank, mit einem etwas abwesenden Blick, der in die Ferne blickte, vielleicht auf ihr Leben, das sie nicht genossen hatte, auf ihren Mann, den sie nur zehn Monate lang besaß, und auf ihr Kind, das sie nur 27 Tage lang in den Armen halten konnte ... Ja, Nelly war mit dreiundzwanzig Jahren und vier Monaten gestorben, trotz all der Zukunft, die sie vor sich hatte, trotz der großen Liebe ihres Mannes und ihrer Mutter und (was mir noch schlimmer erschien) trotz ihres neugeborenen Babys!

Warum war sie gestorben? Was war der Tod? Und warum nahm der Tod Mütter, die so jung und schön waren?⁶¹ Aber mit wem sollte man über all das reden? Wie sollte man es tun? Was soll man sagen? Wie kann man es verstehen?

Dann war es die alte Maria, die starb, die Frau des Hausmeisters. Man ging mit leisen Schritten durch den Eingang des Hauses, die Treppe hinunter, vor die große Tür mit den bunten Glasfenstern. Maria wurde weggetragen. Ich sah nichts, aber ich wusste es, und dieses Geheimnis, dieses Schweigen war fast noch erschreckender, als es die Erklärung der Wirklichkeit gewesen wäre.

⁶⁰ Prinzessin Olga Bisabrasoff, verheiratete Sperbeieff. Als Witwe wurde sie die zweite Madame Georges Belliure.

⁶¹ Sie starb an Kindbettfieber.

Das war der Tod. Ich hatte Angst und konnte nicht schlafen. Als Maria starb, blieb Giovanni allein zurück, aber schon bald heiratete er Genoveffa und bekam einen Sohn, Enea. Genoveffa war viel jünger als Giovanni, aber sie hatte ein schiefes Auge, vielleicht ein ausgestochenes Auge. Deshalb hatte sie einen alten Mann wie Giovanni geheiratet. Enea war trotzdem geboren worden.

Und da sind sie, der Tod und das Leben, das Verschwinden einiger Wesen und die Geburt anderer Wesen. Warum?

Eines Tages sagte ein Hausmädchen, ich weiß nicht mehr welches, zu mir: „E lei che ha ammazzato sua madre!“⁶² Ich wusste genau, dass das nicht wahr war, dass ich es nicht war, aber ich hatte Angst. Es war traurig, es war böse, es war gemein, so etwas zu sagen; und es war eher aus Dummheit als aus Bosheit gesagt worden. Solche Dinge bleiben einem Kind im Gedächtnis.

Und das Leben ging weiter, und die Fortezza-Spiele gingen weiter, aber ich nahm bewusster wahr, was um mich herum geschah. Die Dienstmädchen der anderen Kinder waren nicht interessant. Sie waren beliebig und manchmal kamen die Soldaten der Fortezza, die hinter den hohen Mauern der Kasernen waren, um mit den jungen Frauen zu flirten. Die Kinder, auf die sie aufpassen mussten, genossen dann eine gewisse Freiheit. Es gab auch die „nouns“, die Ammen, die „balie“, wie sie auf Italienisch genannt wurden. Sie waren interessanter als die Dienstmädchen. Sie waren schön, stark, kräftig und hatten große Brüste, die mit Milch gefüllt waren. Sie fütterten die Babys auf den Bänken der Fortezza, knöpften ihre Blusen auf und zogen das weiße Kopftuch, das sich über ihrer Brust kreuzte, ein wenig auseinander. Sie trugen bunte Kleider, die in der Taille etwas eng anlagen; und ihre langen, weiten Röcke, die unten mit breiten Bändern in einer anderen Farbe oder manchmal Ton in Ton besetzt waren, ließen sie wie Türme aussehen. Die breiten, schweren Besätze ließen den Rock gut um ihre kräftigen Hüften fallen. Die „Balie“ aßen dicke, mehlig Suppen; sie aßen oft und gingen wenig. Sie waren „Milchkühe“, keine Menschen, keine Mütter, da sie ihre Kinder und vor allem ihre Neugeborenen zurücklassen mussten, um ihre Milch in der Stadt zu verkaufen. Sie ernährten, pflegten und

⁶² „Sie haben Ihre Mutter umgebracht!“ (bereits im ersten Teil erzählt, der vor sehr langer Zeit geschrieben wurde).

führten die Kinder anderer Leute aus, die Kinder reicher Frauen, die ihre Babys nicht stillen konnten oder oft nicht stillen wollten. Diese „Balie“ trugen große Kronen aus breiten, plissierten Bändern in leuchtenden Farben, die auf ihrem Kopf wie ein großer „Blumenkohl“ aussahen und auf dem Rücken durch zwei lange, herabhängende Bänder verlängert wurden. Sie hatten viel Goldschmuck, echtes Gold – ein bisschen leicht, ein bisschen glitzernd, aber trotzdem aus Gold. Sie hatten eine Brosche, eine Halskette, einen Ring, sogar ein Armband. Jedes Schmuckstück war ein Geschenk für den ersten Schritt, den ersten Zahn oder andere Ereignisse, die das Baby betrafen, das sie stillten.

Manchmal gab es in der Fortezza verschiedene Ammen, die sich von den anderen abhoben. Sie hatten das gleiche weiße Kopftuch über der Brust gekreuzt, aber ihr Kleid war kleinkariert in Schwarz und Weiß. Der Besatz am unteren Rand des Kleides war schwarz, ebenso wie die Krone auf dem Kopf, und dementsprechend waren auch die langen Bänder auf dem Rücken schwarz. Ich erfuhr bald, dass der Vater oder die Mutter dieser Babys gestorben waren (meistens war es die Mutter) und dass die Amme um sie trauerte. Ich ging schüchtern auf die Amme zu und fragte, wer gestorben war, der Vater oder die Mutter des Babys. Ich zitterte, denn ich wusste, dass man mir fast immer antworten würde: „è morta la mamma“. Warum waren es fast immer die Mütter, die starben, und nicht die Väter? Ein Baby braucht eine Mutter mehr als einen Vater, aber es war sinnlos, das verstehen zu wollen. Es war unmöglich, das Leben und den Tod zu verstehen, unmöglich, Erwachsene und ihre komplizierten Reden zu verstehen, auch wenn diese Reden nicht auf Russisch waren! Es war auch unmöglich, Gott zu verstehen, der im Himmel war, nichts tat und ein Vater hätte sein sollen. Papa sah ich wenigstens manchmal, aber auch er tat nicht viel für mich. Erst später verstand ich, dass ein Witwer nicht mit der Gouvernante seines Kindes zusammen wohnen kann, dass ein Mann ein anderes Leben und eine andere Arbeit hat als eine Frau, und dass es gleich nach meiner Geburt für meinen Vater schmerzhaft war, mich zu sehen, die Frucht seiner Liebe zu einer Frau zu sehen, die er leidenschaftlich geliebt hatte und die gestorben war, wie er auf ihr Grab schrieb:

„Come fiore che morendo dà il frutto“⁶³. Vielleicht meinte das Hausmädchen genau das, als sie die Worte „E lei che ha ammazzato sua madre“ aussprach, aber es war schlecht ausgedrückt, schlecht gedacht und sehr grausam.

Wir mussten uns also mit dem Offensichtlichen abfinden: Lalli hatte eine Mutter, diese Mutter war zwar anwesend, aber immer abwesend, krank oder geistig woanders; und ich hatte einen Vater, der zeitweise und körperlich abwesend war. Aber es gab Großmama, „Granny“, unsere Großmama, und das machte vieles für Lalli und für mich besser.

Wer war Varja Alexandrovna Poggio Wissotzkaia? Was ist mit den Volkonskys und den Wissotzkys? Was ist mit Luba (Cheliouskin) Albini?

Wie soll man Großmama beschreiben? Das wird sehr schwierig sein, denn Großmama war eine Person jenseits und über jeder Beschreibung. Ich werde es trotzdem versuchen. Ihr Name war Varja Alexandrovna Poggio Wissotzkaia. Das bedeutet: Warja = Barbe (Varvara = Barbara), Tochter von Alexander Poggio, verheiratet mit Herrn Wissotzky. Sie war eher klein; ihre Augen und ihr Haar waren schwarz; sie hatte nur ein paar Silberfäden in ihrem Haar, als sie mit 70 Jahren am 5. April 1924 in Florenz starb.⁶⁴

Der Arzt, der ihren Tod feststellte, machte große Augen! „Geboren in Irkutsk in Sibirien? In Florenz gestorben? Das passiert nicht jeden Tag!“ Ja, das war es; selbst in den traurigsten Momenten gibt es manchmal komische Dinge, und die Verblüffung dieses Beamten war komisch. Warum sollte man über Großmamas Tod sprechen, bevor man über ihre Geburt und ihr Leben spricht? Weil Irkutsk, der Ort ihrer Geburt, eine große Rolle in ihrem Leben spielte, und weil ich sie sterben sah – und ich sie nicht auf die Welt kommen sah.

Großmama hatte ein faltiges Gesicht, sehr faltig, immer faltiger, und ihr Gesicht stand im Kontrast zu Großmama Grilli, die ein volles, noch schönes Gesicht hatte. Großmama Grilli war eine „bella donna“ im wahrsten Sinne des Wortes, und sehr lange Zeit dachte ich, sie sei viel jünger als Großmama Wissotzky; aber ich irrte mich. War Varia Wissotzky hübsch? Sie hatte drei bezaubernde Töchter

⁶³ „Wie eine Blume, die sterbend ihre Frucht hervorbringt.“

⁶⁴ Sie war am 4. Oktober 1854 geboren.

zur Welt gebracht, Mary, Olga und Nelly, aber sie war nicht hübsch. Sie war schön gewesen. Ihr tiefer, enthusiastischer und intelligenter Ausdruck war mehr als nur Schönheit, und sie blieb immer sehr interessant anzusehen. Als ihr Gesicht faltiger wurde, wurden ihre Augen immer wacher, immer klüger, und ihre Züge veränderten sich je nachdem, mit wem sie sprach, welches Thema gerade behandelt wurde, ob sie zustimmte oder ablehnte, ob sie begeistert oder verächtlich war – entsprechend ihres sehr persönlichen Gefühls für Schönheit oder Hässlichkeit. Wenn sie nicht sprach, änderte sich auch ihr Ausdruck entsprechend dem Lauf ihrer Gedanken. Sie war lebendig und pulsierend. Sie war jung geblieben für alles, was Geist, Seele und Klugheit betraf. Ihre Hände waren fein, klein und aristokratisch.

Großmama war in Irkutsk geboren worden, weil sie die Tochter eines „Dekabristen“ war.

Ihr Vater Alexander Poggio und sein Onkel Joseph Poggio, beide italienischer und genuesischer Abstammung, beide Offiziere in der kaiserlichen Garde des Zaren, beide schön, um die Herzen zu entzücken, hatten sich im Dezember 1825 gegen den Zaren aller Russen erhoben. Die Dekabristen oder Decembristen wollten vor allem zwei Dinge: die Befreiung der Leibeigenen und Bildung für alle, einschließlich der am wenigsten privilegierten Schichten.

Die Revolution scheiterte.⁶⁵ Fünf Anführer unter den Dekabristen wurden zum Tode verurteilt und im St. Peter und Paul Gefängnis in St. Petersburg gehängt, alle anderen wurden nach Sibirien geschickt.⁶⁶ 125 Dekabristen gingen nach Sibirien und 19 kehrten dreißig Jahre später zurück.

Bevor sie nach Sibirien gingen, wurden die Dekabristen im Gefängnis St. Peter und Paul in Zellen eingesperrt, die es heute nicht mehr gibt. Sie befanden sich im Keller, der tiefer lag als der Wasser-

⁶⁵ Die Revolution dauerte am 14. Dezember 1825 einige Stunden.

⁶⁶ Lesen Sie das Buch von Franco Venturi, *Il moto decabrista e i fratelli Poggio* (Ed. Einaudi, 1956). Lesen Sie auch die Memoiren von Alexander Poggio, die einer meiner russischen Schüler an der Dolmetscherschule der Universität Genf aus dem Russischen ins Italienische übersetzt hat, und die ich ins Französische übersetzt habe. Die Memoiren wurden erstmals 1913 in Moskau in einer Zeitschrift veröffentlicht und erschienen 1930 und 1931 in zwei verschiedenen Bänden: siehe unseren Kommentar unten, S. 254 ff (Anm. der franz. Editoren).

spiegel der Newa. Joseph wurde in die Festung Schlüsselburg verlegt, wo er acht Jahre lang ohne Kontakt zur Außenwelt eingesperrt blieb und dies auf Anordnung seiner „sehr adligen“ Schwiegerfamilie, die seine Existenz auslöschen wollte. Als er wieder herauskam, hatte er weder Zähne noch Haare und wusste nicht einmal mehr das Datum. Er schloss sich dann den anderen Dekabristen in Sibirien an, wo er starb.

Ich denke an das schöne Ölporträt, das noch bei Lalli in Florenz existiert. Es zeigt Joseph mit schwarzen Augen und Haaren, einem unnahbaren Gesichtsausdruck und einer glänzenden Medaille auf seiner Brust, die er in Borodino im Kampf gegen Napoleon gewonnen hatte.

Der verbannte Dekabrist hatte keine Bürgerrechte mehr. Seine Frau, wenn sie es wollte, war frei, wieder zu heiraten. Einige Ehefrauen folgten ihren Männern ins Exil, so auch Marie Wolkonsky, die Frau von Prinz Serge Wolkonsky. Man hielt sie für sehr verliebt in ihren Mann, aber diejenigen, die ihre Geschichte kennen, glauben, dass sie wahrscheinlich Alexander Poggio folgte. Das wusste auch ihr Ehemann. Die beiden Kinder von Marie Wolkonsky, Micha und Nelly, waren höchstwahrscheinlich die Kinder von Poggio. Im Puschkin-Museum in Leningrad habe ich Briefe gelesen, in denen Alexander mit Marie über die Erziehung seiner Kinder sprach, eine Erziehung, die er missbilligte. Franco Venturi spricht über all dies mit verdeckten Worten. Die vielen Briefe, die in einigen russischen Museen gesammelt sind, belegen dies (siehe die Notizen, die André und ich in Leningrad gemacht haben, und den Bericht, den ich 1958 nach unserer Reise in die UdSSR geschrieben habe).⁶⁷

Und somit ist geklärt, wer „der Prinz“, Micha Wolkonsky, war. Er war tatsächlich Großmamas Halbbruder, daher die große Aufregung jedes Mal, wenn sie sich sahen.⁶⁸ Der Prinz sah Alexander

⁶⁷ Magda hatte diesen Bericht (der in Englisch verfasst war und dessen französische Version nicht gefunden wurde) am Ende ihrer Autobiografischen Erinnerungen angehängt, doch konnte er für diese Ausgabe nicht beibehalten werden. Am Ende ihrer Reise in die UdSSR mit André Trocmé hatte sie für das MIR (französischer Zweig des International Fellowship of Reconciliation) eine Art Bilanz der sowjetischen Erfahrung verfasst, die auf den Beobachtungen des Alltagslebens basierte, die sie hatte machen können (Anm. d. franz. Editoren).

⁶⁸ Micha stand seiner jüngeren Halbschwester Varia so nahe, dass er die Mitgift

Poggio ähnlich. Er war Lallis Patenonkel und erschien regelmäßig in der Viale Margherita in Florenz mit seinem Sohn Serge, seiner Tochter Mascha und seiner Schwester Frau Nelly Rakhmanov.⁶⁹

Nach langen Jahren der Zwangsarbeit in Sibirien, zunächst in einer Mühle, dann in Bergwerken, wurden die Decembristen in Irkutsk zusammengeführt, von wo sie zwar nicht wegkonnten, aber frei waren. Dort gründeten sie eine Volksuniversität, in der Alexander, ein fähiger Linguist, eine wichtige Rolle spielte und in der viele junge Leute vom Land, die sonst keine weiterführende Schulbildung erhalten hätten, zu ihrem großen Vorteil unterrichtet wurden. Alexander versuchte auch, die landwirtschaftliche Kultur zu entwickeln und schaffte es, Spargel anzubauen.

Serge Wolkonsky, Sohn von Micha und Enkel von Poggio, hielt sich 1935 lange bei uns in Le Chambon auf. Er erzählte uns, dass er eines Tages in Paris, wo er als Musik-, Kunst- und Theaterkritiker für eine russische Zeitung arbeitete, einen Brief aus Russland erhalten hatte. Ein kommunistischer Führer fragte ihn, ob er tatsächlich ein Nachkomme des nach Irkutsk verbannten Prinzen Serge Wolkonsky sei, denn, so sagte er dankbar, er verdanke seine Kultur und seine heutige Situation der Universität der Dekabristen in Irkutsk (eine private Universität, die von den Dekabristen, die unbezahlte Lehrkräfte waren, gegründet wurde).

Serge schrieb mir auch einmal einen Brief, den ich auf der Entbindungsstation in Courbevoie kurz nach der Geburt meines Sohnes Jean-Pierre erhielt. Er bedauerte, dass er mich nicht besuchen konnte. Er beschrieb den Viale Margherita von früher, seine Atmosphäre und das Geräusch, das die Türklinken beim Öffnen machten, ein Geräusch, das ihm in den Ohren steckte, ein Geräusch, das er nach so vielen Jahren immer noch zu hören glaubte. [...]

von 40.000 Lire anbot, damit Nelly Wissotzky (Varias Tochter) den Ingenieurprofizier Oscar Grilli, meinen Vater, heiraten konnte. Diese Summe war nach italienischem Recht erforderlich, um dem jungen Paar den Lebensstil zu sichern, der ihrer sozialen Stellung entsprach. Während der Zeremonie war es Micha, der Oscar die Hand der Braut gab, da der Vater, Vladimir Wissotzky, für die Zeremonie nicht aus Russland angereist war.

⁶⁹ Elena, Nelly, Nellinka, geborene Wolkonsky. Daher die Namen Nelly Grilli Wolkonsky, Tochter von Varia, und Nelly (Blackburn) Hewett Trocmé, Tochter von Magda.

Es war in Irkutsk, dass Alexander Poggio, schon gealtert, Larissa Smirnow heiratete, eine Lehrerin an einem der fünf russischen Internate für adlige Mädchen.⁷⁰ Aus dieser Verbindung wurde ein Junge geboren, der nicht überlebte. Und es wurde Großmama, Varia, geboren, Varinka, die kleine Varia, wie sie ihre Mutter nannte. Im Alter von drei Jahren verließ Varinka Irkutsk, nachdem den Dekabristen nach dem Tod des Zaren eine Amnestie gewährt worden war (Amnestie vom 26. August 1856).

Großmama war etwa 16 Jahre alt, als sie in Genf Lubofivanna Cheliuskina (Luba = Geliebte, Tochter von Ivan Cheliuskin) kennenlernte. Luba stammte aus einer adligen Familie. Einer ihrer Vorfahren hatte das nördlichste Kap des russischen Reiches, das Kap Tscheliuskin in Sibirien, entdeckt. Ihr Bruder liebte Pferde sehr. Sie liebte das Singen. Sie war nach Paris gefahren, um bei Pauline Viardot Gesangsunterricht zu nehmen. Sie wollte zum Theater gehen, aber sie hatte ein seltsames Aussehen: groß, sehr kräftig, schwere Gesichtszüge, kleine Augen, die Autorität und Stimme eines Mannes. Sie war eine Persönlichkeit mit einer unvorstellbaren Energie. Als sie Theater spielte, konnte sie wegen ihres Körperbaus nur bestimmte Rollen spielen, die Monaca di Monza zum Beispiel, und auch in der Oper hatte sie nicht den Erfolg, den sie sich gewünscht hätte.

Um den Namen Cheliuskin nicht auf die Bretter „mit zu schleppen“ nahm sie den Namen „Albini“ an, aber das kam alles später. In Genf war Luba noch sehr jung, obwohl sie älter als Großmama war. Großmama und ihre Eltern wohnten in einer Pension, und dort lernten sich Luba und Varia kennen. Luba hatte eine Vorstellung vom Leben und insbesondere von der Jugend, die völlig verschieden war von derjenigen von Großmama. Sie war überrascht und interessiert an diesem so ernsten, intelligenten jungen Mädchen, das Kurse an der Universität besuchte, mehrere Sprachen sprach, sehr gut Klavier spielte und mit den Erwachsenen ernste Gespräche teilte. Varia lebte unter politischen Flüchtlingen, die aus allen Ecken der Welt nach Genf gekommen waren. Die Themen, die sie diskutierten, interes-

⁷⁰ Die Heirat wurde 1851 vollzogen. Auch Larissa Andréjewna Smirnowa hatte nur sehr wenig Geld. Damals wurde in den sibirischen Flüssen nach Gold gesucht. Dies war ein finanzieller Misserfolg für die Poggios, die sich ebenfalls diesem „Goldtausch“ anschlossen.

sierten Großmama, und das erstaunte Luba, die eine viel einfachere Philosophie hatte. Als Luba abreiste, behielt sie in ihrer Erinnerung und in ihrem Herzen das Bild dieses dunkelhaarigen, intellektuellen Mädchens, das sich von den anderen Russen, die zu dieser Zeit nach Europa strömten, und von anderen jungen Mädchen im Allgemeinen unterschied.⁷¹

Genf war, wie übrigens immer, der Zufluchtsort für diejenigen, die Freiheit suchten, sei es politisch oder religiös, und während Großmama Kurse besuchte und ihre Lehrer bewunderte, lebte ein anderes Mädchen, das älter war als sie, mit ihren Eltern, die ebenfalls politische Exilanten waren, in Genf: Elisa Bettini, die Tochter des italienischen Patrioten Cesare Bettini und der englischstämmigen Mary Baker⁷². Cesare Bettini, ein Freund von Giuseppe Mazzini, war zunächst im Bargello-Palast in Florenz eingesperrt worden und musste später den Weg ins Exil antreten. In Genf traf Elisa Bettini nie auf Varia Poggio. Sie trafen sich erst später, als Elisass Sohn Oscar Grilli in Florenz Varias Tochter Nelly Wissotzky heiratete (20. Januar 1901).

Das Leben ist manchmal bizarr, wie es verläuft. Und so kam ich 1960 mit 58 Jahren nach Genf und trat in die Fußstapfen meiner beiden Großmütter, zwar nicht aus denselben, aber aus ähnlichen Gründen, wie wir später noch sehen werden.

Manchmal fragte ich Großmama, ich, die ich das Wasser so sehr liebe, das Boot, das Schwimmen: „Granny, gingst du im Genfer See baden?“

„Nein, ganz bestimmt nicht, ich habe den See noch nie gesehen!“

Großmama hatte ihre Witze. Man kann nicht in Genf wohnen, ohne den See zu sehen, selbst wenn man in der Altstadt wohnt; aber für Großmama musste der See für Spaß, Leichtigkeit, müßige und

⁷¹ Zum Asyl, das viele Russen, die freiwillig oder gezwungenermaßen ins politische Exil gingen, an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Genf fanden, siehe unseren Kommentar unten, S. 264 ff (Anmerkung der französischen Editoren)

⁷² Einer Familienlegende zufolge war Mary Baker ... Halb-Javanessin! Ihr Vater Godfrey Phipps Baker, der für seine Rolle bei der Eroberung Javas von den Holländern eine Medaille erhielt, heiratete jedoch am 22. Juli 1917 Miss M.L. Dubois aus Seran. Eine Tochter, Mary Sophie Baker, ist in den Akten der St.-Louis-Gemeinde in Chandernagor, Indien, verzeichnet. Ihr Geburtsdatum ist uns nicht bekannt (Genealogische Forschung von Hobart Nichols, Fairfield, Ct.).

oberflächliche Jugend stehen. Also interessierte sie sich nicht für den See, und Großmama tat so, als würde sie nicht sehen, was sie nicht interessierte, oder vielleicht sah sie sogar nur, was sich lohnte. Das ist möglich.

So ging sie durchs Leben, wobei sie vieles ignorierte und dafür in anderen Bereichen über ein sehr fundiertes Wissen verfügte. In Genf besuchte sie die Kurse, die sie interessierten, und ließ die anderen links liegen. Sie wusste nicht, wie eine Maschine funktionierte, und ignorierte alles, was praktisch war. In Florenz, einige Jahre vor ihrem Tod, gab es bei Großmama nur noch ein Dienstmädchen, weil die Hausangestellten verschwunden waren; auch sie war eines Tages abwesend. Ich kam an diesem Tag bei Großmama in der Via Benedetto-Varchi an und fand sie in größter Verlegenheit vor. Sie stand in der Küche vor einem Topf mit Wasser: Der Topf stand auf dem Gasherd, das Gas war eingeschaltet, das Wasser erhitzte sich und neben dem Herd lagen bereits geputzte grüne Bohnen, die bereit zum Kochen waren. Großmama sagte mit besorgter Miene: „Dudy möchte, dass ich diese Bohnen ins Wasser gebe, wenn es kocht, aber woher soll ich wissen, wann das Wasser kocht?“ Großmama konnte weder stricken noch sticken oder nähen. Später, als sie schon sehr alt war, lernte sie das Säumen und war stolz auf ihre kleinen, zu engen Stiche. Sie säumte Windeln für die Armen (im Nähtreffen der italienischen Waldenserkirche).

Großmama hatte ihre Literaturprofessoren an der Genfer Universität⁷³ sehr bewundert; und um sie öfter zu hören, auch außerhalb der Vorlesungen, hatte sie begonnen, sonntags in die Kirchen zu gehen, um ihnen zuzuhören, denn einige Professoren waren gleichzeitig Pfarrer. Genf war zwar die Stadt der Flüchtlinge aus politischen oder religiösen Gründen, aber es war auch die Stadt der Reformation. Was Großmama hörte, erstaunte sie. Es war so anders als das, was sie bis dahin gelernt hatte! Ihr Vater, der alte Décembriste, war Nihilist; er hatte alle alten Glaubensvorstellungen und den Aberglauben einer vom Zaren bevormundeten orthodoxen Kirche weggefeht. Großmamas Mutter hingegen war orthodox geblieben, ziemlich engstirnig, glaube ich, und in den Prinzipien gefangen, die sie

⁷³ Wenn man bedenkt, dass ich selbst von 1963-1964 an der Dolmetscherschule dieser Universität unterrichtet habe! Wie klein die Welt doch ist!

als Kind empfangen und akzeptiert hatte, aber sie hatte den Mut gehabt, einen Revolutionär zu heiraten. Großmama hingegen war Agnostikerin, aber ihr Geist war offen und an allem interessiert. Nach und nach, vorbereitet durch die Ideen der Dekabristen über einen notwendigen sozialen Wandel, interessierte sie sich für die Schriften Tolstois. Später entdeckte sie durch Tolstoi und das, was sie in Genf gehört hatte, die Persönlichkeit Christi, und noch später, besiegt vom Leben und vom Kummer, entmutigt von der Langsamkeit sozialer und politischer Verbesserungen, wurde sie Mitglied der italienischen Waldenserkirche.

Damit Großmama ihr Klavierstudium bei dem großen Pianisten Hans v. Bülow⁷⁴, fortsetzen konnte, beschloss ihr Vater, von Genf nach Florenz zu ziehen. Der Mont Cenis wurde mit der Pferdekutsche überquert, und Alexander Poggio kam mit seiner Familie in dem Land an, aus dem seine Vorfahren stammten.

Alexander Poggio starb in Russland auf dem Anwesen der Wolkonskys in Voronky. Er wurde am Fuße der Kapelle begraben, in der die sterblichen Überreste von Marie und Serge Wolkonsky aufbewahrt werden. Diese drei Menschen, die im Leben so seltsam vereint waren, waren ebenso im Tod seltsam vereint.

Bei den Wolkonskys lernte Varia nach ihrer Rückkehr aus Italien Wladimir Wissotzky⁷⁵ kennen, den Gast der Wolkonskys, einen Offizier der kaiserlichen Garde, jung und gutaussehend, der eine

⁷⁴ Hans v. Bülow, erster Ehemann von Liszts Tochter Cosima, war bereits geschieden, als Großmama seine Schülerin wurde. Wagner war zu Hans v. Bülow gezogen und Cosima verliebte sich in ihn; sie ließ sich scheiden, um Wagner zu heiraten. V. Bülow war ein großer Bewunderer Wagners. Das half ihm, die Liebe seiner Frau zu Wagner zu verstehen. Er litt sehr darunter, aber er war der Meinung, dass Wagner ihm überlegen war. – Hans v. Bülow war sehr streng und oft gemein zu seinen Schülern. Wenn sie weinten, schickte er sie weg. Großmama wusste das und weinte nicht. Sie war bei ihm sehr erfolgreich und ihr Vater schloss mit dem Lehrer seiner Tochter eine Freundschaft, die ewig hielt. Großmama liebte ihn sehr. – Kurz darauf reiste v. Bülow nach Kairo und zweimal hielt er während desselben Konzerts genau an derselben Stelle desselben Stücks inne, das er wieder aufnehmen wollte. Er verzichtete sofort auf Konzerte und starb an einem Gehirntumor. Großmama vermisste ihn sehr.

⁷⁵ Franco Venturi sagt in seinem Buch *„Il moto decabrista e i fratelli Poggio“* (Einaudi Verlag), dass Großmama sich bereits in Florenz mit Wladimir Wissotzky verlobt hatte. Wladimir Wissotzky war wegen seiner Gesundheit – empfindliche Lungen – nach Florenz gekommen.

schicke Uniform trug. Was geschah mit ihr? Liebte Großmama ihn wirklich? War sie von seiner Schönheit geblendet? War sie durch das Alter, dann den Tod ihres Vaters verunsichert? Fand sie sich allein mit einer alten Mutter, ohne Bindungen, ohne wirklich zu einem Land, einer Religion oder auch nur einer sozialen Klasse zu gehören, da die Gruppe der Exilanten zu klein war, um eine solche zu bilden? Außerdem wurde diese Gruppe durch den Tod der Dekabristen immer kleiner, und leider akzeptierten die meisten ihrer Kinder – erschrocken von den Leiden der Eltern – das russische Leben so, wie es war. Tatsache ist, dass Varia, jung und unerfahren, Wladimir heiratete, aber sie gab deshalb ihre Ideen nicht auf. Trotzdem hatte sie verkündet, dass sie niemals einen Offizier heiraten würde, schon gar nicht einen Offizier der kaiserlichen Garde!

Sie war sehr jung, mit siebzehn Jahren verlobt, mit achtzehn Jahren verheiratet und mit neunzehn Jahren Mutter. Sie war sich der Bedeutung und der Konsequenzen ihrer Ansprüche nicht bewusst, und Vladimir, der sehr verliebt war, verzichtete für sie auf seine militärische Karriere ... Aber leider, was konnte ein Offizier der kaiserlichen Garde zu dieser Zeit im zivilen Leben tun? Um in die kaiserliche Garde aufgenommen zu werden, musste man einer bestimmten Gesellschaftsschicht angehören, man musste jung sein, man musste groß und möglichst gutaussehend sein, aber eine ganz besondere Vorbereitung war nicht erforderlich. Vladimir Wissotzky fand sich bald müßig und nutzlos neben einer Frau, die sich als viel klüger erwies als er, viel gebildeter. Und dann? Und dann war der Haushalt nicht glücklich. Großmama wusste nicht einmal, was die Verbindung von Mann und Frau ist, als sie heiratete. Sie war in dieser Hinsicht ein Kind, und auch das machte die Dinge noch komplizierter.

Dennoch wurden drei sehr hübsche Töchter geboren, Mary, Olga und Nelly. Aber das Geld floss und das kleine Kapital konnte nicht wieder aufgefüllt werden. Was konnte Vladimir Wissotzky in Florenz, wo sich das junge Paar niedergelassen hatte, tun? Ich habe mir sagen lassen, dass Großpapa gespielt und Geld verloren hat. Das mag sein, aber Großmama hat nie etwas gegen ihn gesagt und ihn in unseren Augen nie schlecht gemacht. Wir wussten immer, dass Großpapa in Russland und Großmama in Florenz war. Dank Prinz Wolkonsky war Großpapa in Russland ‚untergekommen‘, würdig

und ehrenhaft. Er war General des Zolls im ehemaligen Polen, das zu Russland wurde, an der Eisenbahnlinie, die zwischen Eidkunen (Ostpreußen) und Wirballen = Veirjbolowj (ehemaliges Polen⁷⁶) verlief.

Bei besonderen Anlässen trug Großpapa eine Uniform, die noch sensationeller war als die der kaiserlichen Garde, und als ich ihn in Russland sah, hatte er mehr Orden, als er vielleicht jemals im direkten Dienst des Zaren bekommen hätte, und mehr, als er auf seiner Brust tragen konnte! Eines Tages machten Lalli und ich uns einen Spaß daraus, Großvaters Orden an eine seiner Uniformjacken zu hängen, die wir auf einem Bett ausgebreitet hatten. Unmöglich! Selbst wenn man sie bis zum unteren Rand der Jacke anbrachte, blieben noch welche übrig! Was hatte dieser Großpapa wohl getan, um all diese Orden zu bekommen? Wir waren zu jung, um dieses Geheimnis zu analysieren.

Großpapa schickte kein Geld nach Florenz. Ab und zu gab es ein kleines Geschenk. Das einzige Geschenk, das ich von ihm bekam, war eine kleine Goldmünze, an deren Wert ich mich nicht mehr erinnern kann. Er schrieb manchmal, aber selten. Großmama sagte weder Gutes noch Schlechtes über ihn. Wenn ein Thema erörtert war, sprach sie ganz normal darüber, aber wie ich schon weiter oben sagte, sprach Großmama nicht über Dinge, die sie nicht interessierten, und ihre Ehe war eine vorübergehende Erfahrung gewesen – wenig interessant. Sie hegte keinen Groll dagegen.

Großmama hätte die Möglichkeit gehabt, wieder zu heiraten. Der große Maler Aivazovsky⁷⁷ hätte sie gerne geheiratet, aber sie

⁷⁶ Es handelt sich natürlich um das Königreich Polen, das vor dem Ersten Weltkrieg Teil des Russischen Reiches war. Verbollen ist der deutsche Name dieser Eisenbahnstation an der Grenze zu Ostpreußen. Der moderne Name war später Virballis, nicht weit von der Kleinstadt Kybartai entfernt. Sie befindet sich heute in Litauen (Anm. d. franz. Editoren).

⁷⁷ Wie viele Bilder von Aivazovsky wurden in Florenz von den Russen in ihrer Not verkauft! Ich habe drei Werke von Aivazovsky: eine Bleistift- und Gouachezeichnung, die ein großes Segelschiff darstellt; ein kleines Ölgemälde, das die Bucht von Neapel mit dem Vesuv im Hintergrund zeigt. Diese beiden Werke befinden sich noch in ihrem Originalrahmen. Ein drittes, größeres Gemälde zeigt Florenz bei Nacht, mit dem leicht verschleierte Mond, der sich in Stromschnellen des Arno spiegelt. Dieses letzte Gemälde ist von Aivazovsky handschriftlich Varia Wissotzky gewidmet. Aivazovsky war ein Spezialist für Meereslandschaften.

wollte sich nicht scheiden lassen, da sie ihre mütterliche Autorität und das volle Sorgerecht für ihre drei Töchter behalten wollte.

Großmama lebte also trotz der Geldnot allein. Dank ihrer Intelligenz und ihrer Sprachkenntnisse (Russisch, Französisch, Englisch, Deutsch, Italienisch und ein wenig Spanisch), dank ihrer musikalischen Begabung (sie spielte sehr gut Klavier: ihr Anschlag soll bemerkenswert gewesen sein) gab sie Unterricht und konnte immer ein oder sogar zwei Dienstmädchen bei sich zu Hause haben. Ihre alte Mutter Larissa Smirnoff-Poggio blieb zu Hause, nähte und strickte für die Kinder.

In Florenz wohnte die Familie oberhalb der russischen Kirche, „di là d’Arno“ (linkes Ufer)⁷⁸. Die drei Mädchen wuchsen heran, verschönerten jeden Tag und mischten sich nicht unter die anderen Kinder; sie ‚italianisierten‘ sich nur sehr wenig. Mary, Olga und Nelly gingen nicht zur Schule, sondern erhielten Privatunterricht. Mary widmete sich vor allem der Malerei; später stellte sie einige ihrer Bilder aus. Olga lernte Malerei und Klavier und Nelly Violine. Alle drei sprachen mehrere Sprachen, und Großmama erschöpfte sich in ihrem Unterricht.

Eines schönen Tages, als die drei Schwestern noch sehr jung waren, kam Lubofivanna Cheliuskina nach Florenz. Sie hatte ihre lyrische Karriere an der Oper aufgegeben. Sie fand Großmama, interessierte sich für ihren Fall, diskutierte mit ihr und riet ihr, auf den Unterricht zu verzichten und eine familiäre Pension für Russen zu

ten. Als ich 1958 mit André in Russland war, kam eine Briefmarke heraus, auf der „Die Welle“ abgebildet war, das berühmte Gemälde von Aivazovsky, das sich in Leningrad befindet. Siehe das Kunstbuch: Aivazovsky (1817-1900), Leningrad, Aurora Art Publishing, 1980.

Iwan Aiwasowski (1817-1900) war von der Königlichen Akademie für Malerei in Sankt-Petersburg zur Vervollständigung seiner Ausbildung nach Westeuropa geschickt worden. Auf diese Weise wurde er Mitglied der Akademie von Florenz. Er reiste auch um die Welt, indem er die russische Flotte begleitete, denn er war tatsächlich ein Spezialist für Seegemälde. In seiner Heimatstadt Theodosia in Armenien ist ihm ein ganzes Museum gewidmet, und im Musée national de la Marine in Paris wurde ihm 2007 eine Ausstellung gewidmet (Anm. d. franz. Editoren).

⁷⁸ Später wurde eine schöne russische Kirche in der Via Leone X am rechten Ufer gebaut, ganz in der Nähe von Viale Margherita 42, wo ich geboren wurde. In dieser Kirche haben meine Eltern geheiratet.

gründen. Luba sah schnell, dass es Großmama an praktischem Verstand mangelte, und schlug vor, die Pension aufzubauen: Sie würde ein Jahr lang in Florenz bleiben, die Leitung übernehmen und alles organisieren. Sie blieb bis zu ihrem Lebensende bei Großmama.

Später wurde neben dem ersten Stock in der Viale Margherita auch das Erdgeschoss vermietet; dann eine große Wohnung in Rom, Piazza Cavour, ebenfalls über der russischen Kirche, und beide Pensionen funktionierten. Dann wurde ein großes Haus auf der Piazza Sardegna in Marina di Pisa, nahe der Mündung des Arno, gekauft und dies war die dritte Pension, die nur im Sommer in Betrieb war. Schließlich wurde auch in Marina eine hübsche Villa gebaut, am Ende des Gartens, der ein Teil eines wilden Pinienwaldes war. Die Villa hatte vier Wohnungen, die im Sommer vermietet wurden.

All dies wurde durch Lubas Bemühungen geschaffen. Die Dinge wurden durch russische Freunde erleichtert, die sich entweder in Florenz oder in Rom trafen. Die angenehme und intellektuelle Atmosphäre, die Vereinigten Staaten und das russische Essen zogen sie an. Die meisten Pensionsgäste waren Freunde oder sogar mehr als Freunde, wie die Wolkonskys und die Sukachoffs; Tante Mary hatte Boris Sukachoff geheiratet.

Großmama unterhielt sich mit den Bewohnern, kümmerte sich aber nicht um praktische Dinge. Luba leitete alles. Großmama konnte sich der Bildung ihrer Töchter widmen und Luba half ihr dabei. Eines Tages führte Luba die drei Mädchen ins Museum, damit sie erkannten, dass Männer und Frauen nicht auf die gleiche Weise geschaffen wurden, weiter ging die Sexualerziehung der Mädchen nicht. Das passierte damals oft.

Theater und Musik spielten in Großmamas Leben eine große Rolle; sie förderte ihre Töchter in dieser Hinsicht. Großmama erzählte, dass sie sehr leicht gebären konnte und dass sie eines Abends, als sie vom Theater nach Hause kam, wo sie einen Stehplatz in der Gallerie eingenommen hatte, eine ihrer Töchter mühelos zur Welt gebracht habe. Welche war das? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass Großmama, während sie ihre Tochter Olga fütterte, „Anna Karenina“ las und sagte, dass die Kleine deswegen bestimmt klug geworden sei!

Großmama hatte Künstler und Literaten als Freunde. Ihre Freundschaft zu den Schauspielern Ernesto Rossi und Tommaso

Salvini war groß, und die des alten Mantegazza zu meiner Mutter war rührend. Ich habe Fotos und Autogramme von diesen Persönlichkeiten. Mit siebzehn Jahren bewunderte Großmama Ernesto Rossi (den sie im Theater hatte spielen sehen) so sehr, dass sie eines Tages, als sie mit ihrem Vater in einer Pferdekutsche saß und Rossi auf der Straße erkannte, aus der Kutsche sprang und ihm entgegen rannte! Ihr Vater stieg ebenfalls aus, und von da an entwickelte sich eine aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden.⁷⁹

Mantegazza, ein Arzt und Schriftsteller, schrieb in das Autogrammbuch meiner Mutter und schenkte ihr sein Buch: „Un giorno a Madera“ mit der folgenden Widmung:

„Alla gentile Signorina Nelly Wissotzky,
in segno di ammirazione,
Mantegazza“⁸⁰.

Glückliche Zeiten, in denen man über Musik und Theater sprach und nicht über Umweltverschmutzung und die Ölkrise! Aber war „Belle Époque“ WIRKLICH eine schöne Zeit? Das muss man noch aus der Nähe betrachten ...

Das Vorstehende erklärt die vielen Künstlerfotos, die wir haben, und das Autogrammalbum, das meiner Mutter gehört hatte.

Mary, die älteste von Großmamas drei Töchtern, war sehr intelligent. Intellektuell war sie Großmama sehr ähnlich. Sie war gesundheitlich sehr angeschlagen und musste sich aufgrund einer Missbildung der Speiseröhre fast ausschließlich von Flüssigkeiten ernähren. Außerdem wurden ihr die Eierstöcke entfernt. Trotzdem machte der junge Boris Sukachoff ihr einen Heiratsantrag und heiratete

⁷⁹ Großmama erzählte, dass es sich um ein „dekolletiertes“ (offenes) Auto handelte.

⁸⁰ Paolo Mantegazza (1831-1910) war eine Figur des intellektuellen Lebens in Florenz und der italienischen Hygienebewegung. Als Arzt veröffentlichte er 1864 einen hygienischen Almanach, der auf dem Land weit verbreitet war. Als Wissenschaftler brachte er den Darwinismus nach Italien und gründete die Italienische Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie, deren Museum eine der Attraktionen des Florenz des Fin de Siècle war. „Un Giorno a Madera“ ist eine utopische Erzählung, die seine hygienischen Doktrinen illustrieren soll, ebenso wie „L'anno 3000, sogno“, das Raymond Trousson übersetzt und 2003 bei L'Harmattan herausgegeben hat. Siehe zu diesem Thema Monica Boni, *L'erotica senatore. Vita e studi di Paolo Mantegazza*, Fiesole, Name, 2002 (Anm. d. franz. Editoren).

sie, wohl wissend, worauf er sich einließ. Mary reiste nach Russland und später nach Deutschland, nach Heidelberg. Fotos zeigen ihre wirklich russische Einrichtung! Der Samowar auf dem Tisch, Boris trägt einen Bart und ein russisches Hemd. Ihre Ehe dauerte etwa sieben Jahre und dann passierte das, was zu befürchten war. Boris wünschte sich eine normale Frau und die Scheidung fand statt, ohne Vorwürfe, ohne Bitterkeit. Die Sukachoffs blieben nicht nur Verwandte, sondern auch gute Freunde. Ich habe Boris nie kennengelernt; sein Vater und seine Mutter waren Stammgäste in der Pension von Florenz, ebenso wie Ania, seine Schwester.

Lalli und ich liebten sehr Herrn Sukachoff senior, den wir Garibaldi nannten, ich weiß nicht warum. Er nahm uns auf den Arm und ließ uns sehr hoch springen, und das begeisterte uns, und wir riefen: „Garibaldi! Garibaldi!“, sobald wir ihn sahen.⁸¹

Madame Sukachoff war zart, still und stand im Gegensatz zum Überschwang ihres Mannes. Ania erstaunte uns. Sie bekam ein außergewöhnliches Frühstück und aß große Scheiben wunderbaren gekochten Schinkens (jetzt weiß ich, dass es York-Schinken sein musste), den sie in der Via della Vigna Nuova kaufen ging. Was uns mehr als der Schinken erstaunte, war die Tatsache, dass Ania das gesamte Fett akribisch abschnitt und auf ihrem Teller liegen ließ! Ein schönes weiches Fett, was wir ab und zu an ihrer Stelle gegessen haben. Ich erzähle all diese Details, um euch die Veränderungen zu erläutern, die die russische Revolution mit sich brachte. Die letzten Nachrichten, die wir von den Sukachoffs erhielten, waren folgende: Der Vater war gestorben, Ania und ihre Mutter lebten armselig in einem kleinen Zimmer und Ania erteilte bezahlten Unterricht, sie, die einst, wenn sie Unterricht nahm, mit der Pferdekutsche dorthin begleitet wurde! Ania starb an einem Gehirntumor und die alte Mutter blieb als Witwe ganz allein zurück. Wir haben nichts von ihrem Ende erfahren.

Die Revolution war gewalttätig und brutal, aber die sozialen Unterschiede waren wirklich zu groß! Luba erzählte, dass einige ihrer Verwandten oder Freunde eine Familie von Leibeigenen, guten

⁸¹ Für Lalli und mich war Herr Sukachoff wie ein Großvater. Beim Spielen führte er uns auf seinen Schultern spazieren.

Leibeigenen, gegen Rassepferde eingetauscht hatten, und das war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts!

Als die Leibeigenen freigelassen wurden, kam die praktische Umsetzung des Emanzipationsdekrets viel später als das Dekret. Die Leibeigenen selbst baten ihre Dienstherrn, sie zu behalten. Sie ignorierten nicht nur den Wert der Freiheit, sondern sie wussten auch nicht, dass es sie überhaupt gibt! Für sie war der Dienstherr derjenige, der ihnen Arbeit, Unterkunft, Essen und Kleidung gab.⁸²

Die Dekabristen hatten sich mit unüberwindbaren Schwierigkeiten auseinandergesetzt.⁸³ Das russische Volk war nicht entwickelt genug, um das zu begehren, was die Dekabristen forderten. Diese hatten von einer Revolution geträumt, die von den herrschenden, gebildeten und intelligenten Klassen ausgehen und das Volk erheben sollte; aber das Volk konnte ihnen nicht folgen, es war nicht darauf vorbereitet! Die französische Revolution hingegen war von Philosophen und Schriftstellern lange im Voraus vorbereitet worden; das Volk war bereit, aber die Erfahrungen, die die Franzosen gesammelt hatten, konnten den ungebildeten und analphabetischen russischen Massen nicht dienen.

Die Russen, mit denen wir verkehrten, waren gebildet, weit mehr als der Durchschnitt der Menschen, mit denen wir verkehrten, aber es war eine Elite, und diese Elite hob sich von dem ignoranten und abergläubischen Volk ab. Diese Elite, auch wenn sie von den Decembristen abstammte, auch wenn es sich um Leser und Bewunderer von Tolstoi und Gorki handelte, lebte auf einem so viel höheren Niveau als das Volk, die Arbeiter, die Mudschiks und sogar die Mittelklasse, dass später eine Revolution unvermeidlich war.

Frau Nelly Rakhmanoff zum Beispiel, die Tochter von Maria Wolkonsky (und Poggio! ...), die ihre erste Kindheit in Sibirien verbracht hatte, fuhr in einem speziellen Schlafwagen durch Venedig, mit ihren in russische Kostüme gekleideten Hausangestellten und den Hauslehrern ihrer Söhne. Die Söhne waren erwachsen geworden, waren weggegangen, aber die Hauslehrer waren immer noch Teil der Rakhmanoff-Leute. Die Hauslehrer waren zu zweit und

⁸² Man kann dies mit der Emanzipation der Schwarzen in den USA vergleichen.

⁸³ Sie forderten die Abschaffung der Leibeigenschaft und Bildung für alle.

sprachen Französisch. Der eine war sehr groß und der andere sehr klein und man nannte sie „der große Herr“ und „der kleine Herr“.

[...]

Großmama bewegte sich inmitten all dieser Menschen ohne jede Befangenheit, wechselte die Sprache, je nachdem, wen sie ansprach, mit unglaublicher Redseligkeit und Leichtigkeit. Oft zog sie sich in das kleine Wohnzimmer zurück, unser Wohnzimmer, das zur großen, blühenden Terrasse führte. Dieses kleine Wohnzimmer und das angrenzende große Zimmer, in dem Lalli, ich und Großmama und manchmal auch Luba schliefen, waren unser Königreich. In Verlängerung dieses Reichs hatte Großmama auch eine Ecke des Küchenbuffets, direkt neben der Tür zum kleinen Wohnzimmer. Auf der Anrichte stand für sie eine Kaffeekanne, die immer mit kaltem, sehr dünnem Kaffee gefüllt war, den Großmama sehr oft trank und dem sie noch Wasser hinzufügte. Sie nannte ihn „Mazagran“ (Was hat das mit Mazagran zu tun, der Stadt in Algerien, die ich später kennenlernte? Ich weiß es nicht).

Wie viele Erinnerungen kommen in mir hoch, wenn ich an diese beiden Zimmer denke! Die Russen haben keinen Sinn für Ordnung, und das Schlafzimmer war, jetzt, wo ich es nach vielen Jahren erwähne, wirklich bizarr. Luba hatte ein riesiges Holzbett; Großmama ein Eisenbett. Lalli und ich hatten eiserne Betten oder Sofas, je nachdem, was die Pension gerade brauchte. In einer Ecke waren Koffer aufgehäuft, die eine Art Turm bildeten: Das war die Lieblingsecke von Lalli und mir. Niemand konnte dort hingelangen, nicht einmal das Dienstmädchen, das versuchte, dieses außergewöhnliche Zimmer oberflächlich zu reinigen! Dort oben war eine Puppe, groß und schlecht gemacht, in der Größe eines Babys, aber sie stellte ein molliges Mädchen dar, das dumm aussah, starre Augen und schlecht imitiertes Seidenhaar hatte. Damals waren die Puppen hässlich, aber wir fanden Viola-Olga wunderschön. Sie sollte „Viola“ heißen, weil wir diesen Namen sensationell fanden, aber wir hatten „Olga“ hinzugefügt, um Tante Olga, die wir nur selten sahen, unsterblich zu machen, und gerade dieses Geheimnis steigerte ihr fernes Prestige.

Im kleinen Wohnzimmer machte Lalli ihre Klavierausbildung, die von Großmama geleitet und von Giuseppe Buonamici beauf-

sichtigt wurde. Und auf dem Tisch im Schlafzimmer lagen meine Bücher und Hefte, und die französische Kinderliteratur wurde mir durch die Comtesse de Ségur offenbart, die uns durch ihre russische Herkunft und Mentalität sehr nahe stand. Wie hätte ich später André heiraten, ihm bei seiner Arbeit helfen und eine Prüfung an der Sorbonne ablegen können, wenn Großmama nicht ständig darauf bedacht gewesen wäre, ihre beiden Enkelinnen zu fördern? Bei Lalli, die sich dem Klavierspiel widmete, war sie weniger anspruchsvoll. Bei Georges und Dudy, den beiden ältesten Kindern von Tante Olga, hatte Großmama die Ausbildung aufgegeben. Sie unterwarfen sich nicht mehr ihrer intellektuellen Disziplin. Sie waren „die Großen“ und wir waren „die Kleinen“. Es gab einen gewissen Antagonismus zwischen diesen beiden Clans und ich erinnere mich, dass Lalli und ich uns eines Tages, versteckt hinter der Dicke der großen roten Stofftüren, ein Haus für uns beide vorstellten, zwischen den Vorhängen und der geschlossenen Tür, und uns war klar: „Dudy und George wären nicht intelligent genug, um das zu tun!“⁸⁴

Miss Johns war eine alte Engländerin, die mit Lalli und mir spazieren ging und dabei Englisch sprach; auch sie unterschied zwischen „den Großen“ und „den Kleinen“. Dudy interessierte sich nicht für ihre Konversation als alte englische Jungfer, die in Florenz gestrandet war, und Miss Johns sagte in klagendem Ton: „Dudy has no conversation at all!“

⁸⁴ Die russischen Gewohnheiten verlangten schwere Vorhänge an den Türen und Teppiche, die den gesamten Boden der Zimmer bedeckten. Der Staub fand hier sein Reich, aber das war Teil der russischen Unordnung.

Fortgesetzt am Samstag, den 11. Januar 1964.

Besuch bei Papa, der einen zweiten Aufenthalt in Orselina macht, einem protestantischen Erholungsheim oberhalb des Luganersees.

Alle meine Erinnerungen an Viale Margherita sind von traurigen Zeiten unterbrochen, in denen ich mich um die Zuneigung und Ausstrahlung von Großmama Wissotzky gebracht sah. Diese Zeiten zogen sich immer weiter hin, da ich zu dieser Zeit von Großmama Grilli betreut wurde. Sie war freundlich zu mir, aber distanziert. Großmama Wissotzky lebte für uns, für Lalli und für mich. Großmama Grilli hatte ihr eigenes Leben. Sie war sehr eigen. Sie hatte ihre Freunde, ihre Einladungen, ihre Garderoben und ihre Hausangestellten. Sie lebte für sich selbst. Ich war nur eine Episode in ihrem Leben, während ich für Großmama Wissotzky der Mittelpunkt ihres Lebens war.

Großmama Grilli war, wie ich bereits erwähnt habe, eine geborene Bettini. Sie war die Tochter von Cesare Bettini (Freund von Mazzini) und Mary Elisa Baker, einer Engländerin, die in Tours Französisch gelernt hatte. Oberst Baker, der Gouverneur auf Java war, war unverheiratet (morganatische Ehe), aber mit einer Tochter nach England zurückgekehrt. Diese vererbte später ihren Nachkommen große, leicht orientalisch anmutende Augen mit einem mystischen und mysteriösen Blick.⁸⁵

Die mutige und geschäftstüchtige Mary Elisa Baker half ihrem Mann Cesare Bettini zur Zeit der Verfolgung der Geheimgesellschaften, die die Unabhängigkeit Italiens anstrebten. An dem Tag, an dem ihr Mann verhaftet wurde, ging Mary Elisa mit einem vollen Nachttopf an den Polizisten vorbei, den sie im Kabinett leerte: Sie hatte dort kompromittierende Papiere anderer Patrioten versteckt und sich so ihrer entledigt. Sie war zwar Engländerin, fand es aber nicht „shocking“, dieses Mittel einzusetzen, um die Freiheit und das Handeln der Patrioten zu retten. Sie war es, die ihrem Mann Nachrichten in dem Brot zusteckte, das sie ihm zum Bargello⁸⁶ brachte, wo er im Gefängnis war, und sie war es auch, die ihm ins Genfer Exil folgte.

⁸⁵ Geschichte, die legendär zu sein scheint (siehe Anmerkung 72 auf S. 51).

⁸⁶ Jetzt ein Museum in Florenz.

Sie hatte zwei Töchter. Elisa, meine Großmama väterlicherseits, heiratete Marcello Grilli, den Vater von Oscar. Sophie, die einen unmöglichen Charakter hatte, heiratete den Grafen Theotoky von Korfu. Ihr Sohn Eustache Theotoky war der Cousin ersten Grades von Oscar, meinem Vater. Sie waren wie Brüder. Ich habe oft gesagt, dass „Eustachio“ der „Lalli“ von Papa war! Denn oft fuhren die Theotokys nach Casalta, dem Sommerhaus der Grillis, und Oscar und Eustachio wurden gute Freunde. Es ist schade, dass sie nie erfuhren, dass später ganz besondere Freundschaftsbande zwischen Oscars Nachkommen, d. h. zwischen Jacques, Lesly, Nelly und mir einerseits, und Eustaches Nachkommen, d. h. Fanny, Valentina und Cesare Theotoky andererseits, entstanden.

Großmama Grilli war sehr schön, nicht so vergeistigt wie bei Beato Angelico, wie meine Mutter es war, sondern eher eine Schönheit nach der Art Raffaellos, voll und sinnlich, mit flammenden Augen. Sie verlor ihren ersten Zahn im hohen Alter und machte ein Drama daraus; sie starb mit zweiundsechzig Jahren an einem Schlaganfall und hatte immer noch zwei lange schwarze Zöpfe, die ihr fast bis zu den Knien reichten.

Kapitel II

Gouvernanten und Diakonissen – Tod, Religion – Die „Werke“ von Lalli und Magda

Erzählung am 4. September 1971 bei Nelly fortgesetzt.

Was für ein Unterschied zu Großmama Wissotzky, die schlecht gekleidet war und immer schwarz trug! Sie hatte einen Hut mit einem „Skelett“ aus Draht, das Adele, die Schneiderin, von Zeit zu Zeit mit schwarzer Seide bedeckte. Nach und nach sank diese Seide unter dem Einfluss von Sonne, Staub und Regen in sich zusammen und schrumpfte. Dann ersetzte Adele sie und ließ sie wieder wie einen schwarzen Windbeutel aussehen.

Es wird erzählt, dass eines Tages ich mich auf Großmamas Hut gesetzt habe, ohne es zu bemerken! Wenn ich zu ihr sagte: „Aber Großmama, irgendwann wird man dir auf der Straße zwei Pfennige geben“, antwortete sie: „Ich nehme sie und werde sie denen geben, die sie brauchen!“ Doch als Großmama starb, war die Hausmeisterin der evangelischen Kirche in der Via dei Serragli zu meiner großen Überraschung froh, ihre Kleider zu bekommen! Sie bat sogar darum!

Großmama Grilli trug Kleidung mit Federn und Bändern. Ich erinnere mich, dass sie im Haus einen rosa Morgenmantel trug – eine Art weite Jacke mit flatternden Ärmeln –, die mit hohen weißen Spitzen besetzt war.

Großmama Wissotzky sprach über Bücher, Musik, Autoren und Philosophen. Sie kaufte für Lalli und mich Postkarten mit Kunstwerken, las uns stundenlang mit lauter Stimme vor und Luba war eifersüchtig; aber Großmama sagte, Luba wolle, dass man ihr aus der italienischen Zeitung oder aus russischen Romanen vorlese, und Großmama bevorzugte französische und englische Literatur! Luba sammelte dann „die Krümel“ von Großmamas Lektüre auf, wenn wir mit etwas anderem beschäftigt waren. Wenn ich „wir“ sage, meine ich Lalli und mich. Luba machte ihre Rechnungen mithilfe eines kleinen russischen Abakus. Sie bewegte die kleinen Kugeln schnell und ich bedauerte, dass dies nicht in Italien gemacht wurde. Das war schön und schien einfach zu sein.

Großmama Grilli hingegen bekam Besuch. Sie hatte „ihren Tag“ und zu regelmäßigen Terminen kamen abends Freunde, die „Tombola“ spielten. Manchmal kam ich ins Wohnzimmer und hörte Kommentare nach bestimmten Zahlen; ich glaube, die 77 stellte krumme Beine dar, aber ich bin mir nicht ganz sicher. Ich höre noch den Tonfall der Stimmen, aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was gesagt wurde.

Ich musste mich auf dem Heimweg von der Schule kurz im Wohnzimmer melden, um den „Besuch“ zu grüßen an Großmamas „Tag“ und abends vor dem Schlafengehen „Gute Nacht“ zu den Tombolaspielern zu sagen. Es gab den Notar Pucci, an den ich mich erinnere, weil später sein Sohn, der ebenfalls Notar war, eine Villa in Marina di Pisa hatte und mich im Zug von Florenz nach Marina zu Großmama Wissotzsky begleitete, und das war sehr wichtig. Das einzig Angenehme in Großmama Grillis Wohnzimmer war der kleine Keks, der mir angeboten wurde. Es war ein kleiner länglicher Keks mit etwas Weißem oder Rosafarbenem, Frischem im Inneren, wie die Mine in einem Bleistift. Der Rest erschien mir flach und uninteressant und die Kommentare zu meinem Auftritt waren höflich, vorschriftsmäßig und ohne wirkliches Interesse. Im Wohnzimmer befand sich auch „Chanteclair“ auf dem Glas einer Lampe, die in meinen Augen Gnade fand. „Chanteclair“, ein Werk von Rostand, hatte unter den Intellektuellen im Ausland großen Eindruck gemacht, und man sah überall Hähne. Der, von dem ich spreche, war weiß mit einem roten Kamm.

Eines Tages, als ich als Externe bei den Diakonissen war, also noch sehr, sehr jung (denn ich wurde kurz vor meinem achten Lebensjahr ins Internat aufgenommen), wartete ich um vier Uhr vergeblich auf meine Gouvernante. Man schickte mich nach Hause, begleitet von den beiden großen Töchtern des Hausmeisters. An diesem Tag hatte Großmama ihren „Tag“. Ich erschien im Salon und Großmama bemerkte die Verspätung. Ich sagte, dass Mademoiselle mich nicht abgeholt hatte. Großmama hörte nur mit abwesenden Ohren zu, und erst als man sich an den Tisch setzte, bemerkte Großmama, dass Mademoiselle verschwunden war! Ihre Schubladen waren leer. Auf dem Boden fand sich eine Postkarte, die Mademoiselle an ihre Schwester geschrieben hatte. Sie schrieb ihr, sie solle „ihre Spulensammlung vorbereiten“. Was hatte sie damit gemeint? Es

musste auch etwas anderes sein, denn die Erwachsenen tuschelten miteinander und sprachen nicht mehr von „Mademoiselle“.

Ich soll drei Ammen⁸⁷ und eine Ziege, ein Kindermädchen und fünf Gouvernanten gehabt haben. Im September (ich sollte am 2. November acht Jahre alt werden) trat ich dann als Internatsschülerin bei den deutschen (!) Diakonissen ein, wo das Studium auf Französisch (!!) stattfand und Italienisch eine Fremdsprache war (!!!). Ich hatte diesem Moment mit einer Art Schrecken entgegengesehen. Die Gouvernanten, mit Ausnahme der ersten, die mich liebte⁸⁸, mochten mich nicht. Diejenige, die mich liebte, Amélie, musste gehen, weil sie sich angeblich in Papa verliebt hatte! War das wirklich wahr? Aber sie liebte mich und ich liebte sie! Warum musste sie gehen? Für mich wäre es viel besser gewesen, wenn sie geblieben wäre. Ihre Schwester Pauline war die Gouvernante von Dudy, Georges und Lalli.

Miss Low, eine Engländerin, war taub und alt, zumindest meiner Erinnerung nach. Als ich einmal in Casalta war, war ich – eingewickelt in meine Bettdecke – in einem Albtraum aus dem Bett gefallen. Ich rief nach Miss Low, die mit mir das Zimmer teilte. Sie hörte mich nicht und als das Zimmermädchen am Morgen kam, um die Fensterläden zu öffnen, fand sie mich auf dem Boden ... Casalta, das Anwesen von Großmama Grilli! Was für ein Unterschied zu Marina di Pisa, wo Großmama Wissotzky unser Leben, das von Lalli und mir, organisiert hatte!

Eine andere Gouvernante, eine Deutsche, war hart, sehr hart, und ich wollte sie lieben. Ich brauchte Zuneigung, denn das geschah bei Großmama Grilli, die ich nicht sehr mochte. Mademoiselle hatte mit mir geschimpft und um sie zu besänftigen, um ihr eine Freude zu machen, hatte ich Seiten über Seiten mit deutschen gotischen H's in Kleinbuchstaben gefüllt. Das hatte keine große Wirkung. Mademoiselle verstand die „Motivation“, wie man heute sagen würde, nicht.

Frau Primo war eine verheiratete? verwitwete? Dame, ich weiß es nicht. Sie war die einzige italienische Gouvernante und die letzte

⁸⁷ Zuvor hatte mich meine Mutter ein paar Tage lang gestillt, bevor der große Fieberschub im Endstadium einsetzte.

⁸⁸ Amélie Bertalot, eine Waldenserin aus dem Piemont.

meiner Gouvernanten. Wir waren in Venedig, wo ich eine Zeit lang mit Papa lebte und wo Papa meinen siebten Geburtstag feierte, indem er mir im „Circolo militare“ eine „Zabaione“⁸⁹ schenkte (ich mochte keinen Marsala und es gibt Marsala im Zabaione!). Schade! Man hat mir an meinem Geburtstag Locken gemacht, und mein Foto zeigt mich traurig, lockig, gleichgültig. Also, in Venedig, während meines Keuchhustens, in einem Moment der Verzweiflung, der Müdigkeit und seelischer Unentschlossenheit, nachdem ich gehustet und mich übergeben hatte, soll ich Frau Primo mitten auf der Piazza San Marco in den dicken Bauch getreten haben! Man muss sich das vorstellen ...!⁹⁰ Das war ein Ereignis. Ich war damals sieben Jahre alt. Später, als ich neun Jahre alt war und Papa wieder heiratete, hielt es eine Großtante namens Frau Riccobaldi del Bava (!) für angebracht, Papas zukünftiger Frau von dieser Heldentat zu erzählen! Nicht sehr geschickt!

Es sollte nicht erlaubt sein, dass Mamas bei der Geburt sterben und unbekannte alte Tanten ohne Überlegung schwatzen!

Ich galt als herzloses Mädchen, das sich nicht interessierte, weder für Mama noch für Papa oder sonst jemanden. Unmittelbar nach dem Tod meiner Mutter hatte Papa Schwierigkeiten, mich zu akzeptieren, weil ich der Grund für den Tod seiner Frau war, die er vergötterte. Außerdem durfte man Großmama Wissotzky nie von meiner Mutter erzählen, denn sie konnte es nicht ertragen, wenn man über ihre Lieblingstochter sprach. Und dann? Meine Mutter war für mich so zu einem Mythos geworden, „ein Geheimnis“, es war ein intensives Gefühl, ‚mein ganz persönlicher Ort‘. Manchmal vor seiner Wiederverheiratung nahm Papa mich morgens in sein Bett, seltene gemeinsame Momente, und er zeigte mir das große, schöne Profilfoto meiner Mutter, das an der Wand gegenüber seinem Bett hing.⁹¹ Er fragte mich: „Wer ist das?“ Was sollte ich auf eine solche

⁸⁹ Schaumige Eiercreme, die auch zum Überziehen von Süßspeisen verwendet werden kann.

⁹⁰ Das hier im französischen Original verwendete „Wort ‚tableau‘ muss ein italienischer Ausdruck sein, den Mutter verwendet. Die Interjektion kann jede beliebige Überraschung ausdrücken, je nach Kontext“ (Nelly Trocmé-Hewett in einer Email vom 19. Januar 2025 an Gottfried Orth). (d.Ü.).

⁹¹ Jetzt in meinem Wohnzimmer.

Frage antworten? Ich befestigte die Mauern meines ‚ganz persönlichen Ortes‘, an den sich keiner herantrauen sollte. Schweigen.

Da ich kein Herz hatte, durfte ich meine Gefühle nicht zeigen, auch nicht die weniger geheimen. Als ich eines Tages vom Bahnhof kam, wo mich „Mademoiselle“ oder „Miss“ oder „Fräulein“ (ich erinnere nicht mehr, wer es war) begleitet hatte, um Papas Abreise mitzuerleben, hatte ich Tränen in den Augen. Da sagte meine Gouvernante triumphierend zu mir:

„Ah! Du weinst!“

„Nein nein, ich weine nicht“, antwortete ich, „ich habe die Sonne in den Augen!“

Und das war’s! Doch als die deutsche Gouvernante, die Gouvernante der „H“s, wegging, weinte ich viel und beruhigte mich dann wieder. Was tun? Die Gouvernanten kamen, um Florenz zu sehen, sie machten ihre „Italienische Reise“⁹², stiegen in Rom aus, dann vielleicht in Neapel, oder sie kehrten nach Hause zurück! Wenig bedeutsam war es da, welche Verwüstung im Herzen eines „herzlosen“ Kindes angerichtet wurde!

Man entschied also, mich ins Internat bei den Diakonissen unterzubringen, im „Istituto delle Diaconesse di Via Santa Monica“, einer engen Straße in einem alten Viertel, gleich neben der Kirche der Karmeliter. Ich wusste nicht, dass Santa Maria Novella und später die Kirche der Karmeliter die „Highlights“ meiner zukünftigen Florentiner Besuche mit André werden würden! Im Moment waren es Kirchen in der Nachbarschaft und ich fragte mich, warum sie für die Trauben, Herden und Horden von Fremden, die sich auf ihren Vorplätzen drängten, so interessant waren.

Großmama Grilli war auch Schülerin bei den Diakonissen in Kaiserswerth (Florentiner Zweig) gewesen, unter der gleichen Direktorin: Schwester Elisabeth Hammer, die ich selbst hatte! Das sagt alles!!

Es gab auch Schwester Elisa und Schwester Betty, die eine andere Personifizierung derselben herrschenden Macht waren. Dann gab es Schwester Emilia, jung und immer traurig und weinerlich, getröstet von Schwester Carolina, die ihre Freundin war und sich um die Hauswirtschaft kümmerte. Die anderen vier waren Lehrerinnen,

⁹² Wie Goethe.

ergänzt durch „Fräuleins“, die „das Jahr über“ kamen, um auszu-
helfen, und Lehrerinnen, die von außerhalb kamen. Diese Deut-
schen waren wahrscheinlich mehr oder weniger „Au-Pair“-Fräu-
leins, aber bis auf wenige Ausnahmen konnten auch sie die Kinder
nicht verstehen, sie waren nicht „dafür“ vorbereitet worden, wie
man in der Ardèche sagt. Und abgesehen von Fräulein Hedwig
Zahn⁹³, die ich später wiedersah und die nett zu mir war, habe ich
keine persönlichen Erinnerungen an diese Fräuleins, außer einer.
Das „Fräulein“ kam aus Deutschland, und bei einer der ersten Mahl-
zeiten zwang sie uns, die Kleinen, den weißen Teil des Spargels zu
essen (beim toskanischen Spargel ist nur der grüne Teil essbar), weil
in Deutschland der Spargel anders aussieht. Das Verständnis, das
sie für die Kinder in Italien hatte, war bei ihr gleichbedeutend mit
ihrer Unkenntnis über Spargel ...

Bei Margaret und Ancel Keys
in Minnelea, Pioppi (Salerno)
21. Mai 1975

Vier Jahre sind vergangen, seit ich ein paar Zeilen über die Diako-
nissen geschrieben habe ... Ich habe mich mit den Schriften von
André⁹⁴ beschäftigt und bin noch nicht fertig ... aber Nelly hat Mar-
garet und Ancel Keys, „the authors of the best-selling book ‚Eat Well
and Stay Well‘“⁹⁵, per Brief Anweisungen gegeben: „Mama muss
ihre Autobiographie schreiben“ (Nelly dixit) und ich bekam einen

⁹³ Tochter eines berühmten deutschen Theologen der Universität Erlangen (ge-
meint ist Theodor Zahn, 1838-1933; Anm. d. franz. Editoren).

⁹⁴ André starb am 5. Juni 1971.

⁹⁵ Ancel B. Keys (1904-2004) trug dazu bei, die sogenannte „Mittelmeerdiät“ oder
manchmal auch „Kreta-Diät“ populär zu machen. Ausgehend von der epidemi-
ologischen Untersuchung der Verteilung von Herz-Kreislauf-Erkrankungen
hatte er seit den 1940er und 1950er Jahren vergleichende Studien über die Aus-
wirkungen der Ernährung auf die Gesundheit in mehreren Ländern, insbeson-
dere in Griechenland und Italien (vor allem Neapel), durchgeführt. Als er sich
1975 zur Ruhe setzte, zog er in das Fischerdorf Pioppi, nicht weit von Salerno. Er
kehrte in die USA erst im Jahr seines Todes im Alter von 100 Jahren zurück (Anm.
d. franz. Editoren).

Stuhl und einen großen Tisch in mein Zimmer gestellt, ein reizender „guest room“ wurde „Büro“!

Zwei Fenster hatte das Zimmer, eines öffnet sich auf den Berg voller buschiger, duftender Ginsterbüsche und das andere auf die große Bucht des „Mare Nostrum“. Der Nebel verbirgt das Kap Palinuro, wo Palinuro, der Matrose von Aeneas, im „Großen Blau“ den Tod fand.

Ich bin der Gast der Keys. Dr. Keys war der Leiter des „Laboratory of Physiological Hygiene“ an der Universität von Minnesota und sein Nachfolger war Henry Blackburn, Nellys erster Ehemann.

Von Nelly trotz der Entfernung ferngesteuert, tauche ich wieder in Erinnerungen und bin wieder kleine Internatsschülerin der Diakonissen in Florenz. Ich war noch nicht einmal acht Jahre alt, als ich dort anfang!!

Ja, ich war „die Kleine“, die jüngste der Internatsschülerinnen. Wir waren vier „Kleine“: die beiden Millas, jüdische Waisen, Ada Gay und ich. Ada hatte ihre ältere Schwester Lina dabei; sie waren Waisenkinder aus den italienischen Waldensertälern. Sie trugen lange schwarze Kleider und schwarze Socken. Ada hatte stark an die Schläfen gezogenes Haar und ein blasses Gesicht, aber eine lebendige Intelligenz. Sie wurde meine Freundin und mit dreißig Jahren korrespondieren wir nur noch sehr selten, aber die Erinnerung an eine große Freundschaft bleibt intakt. Und dann waren da noch die Großen, dann die Fräuleins, die Pensionäre waren, und die Fräuleins, die Lehrerinnen oder Aufseherinnen waren, dann die Externen, viele Externe, die abends wegingen und uns allein in traurigen und einsamen Zimmern zurückließen, in einem kleinen Garten und einem Hof, alles trist und sterbenslangweilig. Wir wussten nicht, dass uns nur zwei Wände von Masaccios Fresko von Adam und Eva in der nahe gelegenen Kirche der Karmeliter trennten. Hätte uns das trösten können?

Ein Trost war Natalina, das Hausmädchen, das am Tisch bediente. Sie hinkte, hatte ein schiefes Auge, war klein und hässlich, aber sie hatte zwei leuchtende Augen und „cioccolatini“ in ihren

tiefen Taschen, oder kleine Bonbons, die sie uns im Vorbeigehen gab, einfach so, für nichts, ohne etwas zu sagen, mit einem Lächeln. Sie war psychologisch weit entfernt vom „Spargelfräulein“!

Schwester Betty war streng, aber freundlich. Sie starb in Smyrna, ich weiß nicht wann oder warum (!), aber als der Erste Weltkrieg ausbrach, wurden die Diakonissen in alle Richtungen verstreut, die Schule wurde geschlossen und später als italienische Grundschule wieder eröffnet. Über die anderen Diakonissen habe ich nichts erfahren.

Morgens musste man sein Bett machen, und ich schaffte es kaum. Ich zog die Laken und Decken so gut ich konnte, aber ich wurde ausgeschimpft: Es gab „Würste“, hieß es, denn dort, wo das Laken über die Decken geschlagen wurde, bildete sich eine Rolle und das war die beanstandete „Wurst“. Die „Wurst“ wurde bedeutender, beträchtlicher, als es eine Windpockenepidemie gab und die Kleinen in einen Schlafsaal der Großen gingen. Die Betten waren sehr hoch und wenn ich ins Bett ging, rannte ich aus dem hinteren Teil des Zimmers, nahm Anlauf zum Sprung und landete mit einem siegreichen Schrei mitten im Bett, das fürchterlich knarrte! Das Bett musste aber trotzdem gemacht werden! Hüte dich vor den „Würsten“!

Schwester Betty beschloss, mir beizubringen, wie man die Zeit von der Uhr im Esszimmer ablesen konnte. Wie kompliziert das war! Sie fand, dass es einfach war! Sie war, glaube ich, Mathematiklehrerin und für sie war dieser Mechanismus kein Geheimnis.

Im Unterricht, andere Schwierigkeiten: Das Lesen auf Französisch war eine davon, und nicht die geringste. Nachdem ich angefangen hatte, auf Italienisch zu lesen, schien mir das Lesen auf Französisch etwas Unüberwindbares zu sein. Im hinteren Teil der Klasse saß Letizia Rostagno, etwas älter als ich, die Tochter des Theologieprofessors in der Via dei Serragli, und las lange Sätze in einem fleißigen und monotonen Tonfall. Wie konnte sie das tun? Ein Rätsel! Großmama sagte immer, dass Letizia und Lydia Rostagno sehr wohlerzogene kleine Mädchen seien. Lalli und ich verglichen sie mit den „Kleinen Mustermädchen“ von Comtesse de Ségur, und das verzögerte unsere Freundschaft zu ihnen – eine Freundschaft, die sich erst später erfüllte, als wir erkannten, dass die Rostagnos fast wie alle anderen Mädchen waren.

Und was ist mit dem Deutschunterricht? Auch dort musste man lesen und die Buchstaben waren anders und der Mond war männlich und die Sonne weiblich! Es war zum Verrücktwerden!

Die „Kleinen“ hatten einen kleinen Rattantisch mit kleinen Stühlen in einer Ecke des Esszimmers und ein Stück Schrank in einer riesigen Anrichte, in der wir unsere Puppen aufbewahrten. Abgesehen von unserem Bett und unserem Platz in der Klasse hatten wir also trotzdem eine kleine eigene Ecke.

Eines Tages kam ich auf die Idee, die Puppen im Teich des Gartens zu baden und mit Erde zu bedecken, sie in den Kies auf dem Boden zu legen, so wie Großmama uns nach dem Schwimmen am Strand von Marina di Pisa mit Sand bedeckt hatte. Das war ein Skandal, eine Art Verbrechen, und Ada und ich wurden für diese Untat bestraft. Ich verstehe bis heute nicht, warum die Sache als so schlimm angesehen wurde.

Es gab auch „das Wohnzimmer“. „Das Wohnzimmer“, in dem man donnerstags Besuch empfangen konnte. Großmama Wissotzky kam jeden Donnerstag und nannte den Salon „Kaisersaal“. Tatsächlich reihten sich an den Wänden Porträts von Kaisern aneinander wie Päpste in katholischen Klöstern. Waren diese Kaiser und die für Dekabristen so harten Zaren der Grund dafür, dass ich Republikanerin wurde? Vielleicht. In der Tat war das Wohnzimmer gruselig. In einer Ecke des Wohnzimmers stand ein Klavier, und an einem Donnerstag versteckte Großmama hinter diesem Klavier Süßigkeiten, weil ich sie nicht verdient hatte. Ich sollte sie suchen, wenn ich wieder brav war, aber hier versagt mir das Gedächtnis. Ich habe die Süßigkeiten nicht bekommen. Lag es daran, dass sie verschwunden waren, oder daran, dass der Zugang zum Kaisersaal außerhalb des Donnerstags unmöglich gewesen war? Man musste sich heimlich hineinschleichen, und wie sollte man erklären, dass sich die Süßigkeiten hinter einem Klavier befanden? Großmama hatte eine schlechte Idee gehabt. Sie dachte wie eine freie Frau, die sich bewegt, wo sie will. Sie war nie eine Internatsschülerin des Diakonisseninstituts gewesen!

Dieser Kaisersaal und das angrenzende Schlafzimmer von Schwester Elisabeth Hammann waren einen ganzen Sonntag lang mein Gefängnis, an dem Großmama mich nicht abholen durfte. Warum? Wegen irgendeines Verbrechens, das ich vergessen habe. Man

steckte mich in den „Kaisersaal“, gab mir ein Buch, dessen Seiten nicht durchgeschnitten waren, und ein schlechtes Messer. Ich schnitt die Seiten durch. Die geschnittenen Seiten waren vor allem nach oben hin nicht sauber. Es gab einen kleinen Papierfransen. Ich wollte ihn mit dem Messer glätten und stellte fest, dass es eine Art Staub, Sägemehl, ergab, und ich setzte mit Lust diese Arbeit fort, die interessanter war als das Lesen. Ich bedauere, dass ich den Titel des Buches nicht mehr weiß. Es war bestimmt nicht spannend. Das Sägemehl sammelte sich auf meinen Knien und auf dem Boden. Ein Sonntag, der ist lang, besonders im Kaisersaal. Die Kaiser betrachteten meine Arbeit mit Missbilligung.

Plötzlich, als der weiße Rand zu Sägemehl wurde, schnitt mein Messer in die gedruckten Buchstaben (es muss sehr schlechtes Papier gewesen sein) und mit Freude feilte ich den Text ab. Es wurde Abend ... das Verbrechen wurde entdeckt, aber die Sache hatte kein Nachspiel, außer in meinem Gedächtnis, wo noch immer ein schwarzes Loch klafft, ein Sonntag, an dem ich nicht zu Großmama ging, ein Loch ohne Boden.

Die anderen Sonntage waren dagegen zu kurz. Morgens kam Großmama, um in der Sonntagsschule, die in einem Klassenzimmer der Diakonissen stattfand, auf dem Harmonium zu spielen. Pastor Tony André kam aus der Kirche, die man Schweizer Kirche nannte, die aber in Wirklichkeit die Reformierte Kirche Frankreichs war. Ich fand es erst später heraus, als ich meinen Taufschein aufmerksam las, auf dem stand: „Eglise Réformée de France“! Schade, dass ich damals nicht wusste, dass mich später ein „Märchenprinz“ der reformierten Kirche „entführen“ und mir die Liebe geben würde, von der ich nicht zu träumen wagte...! Tony André beschrieb uns also den Tempel Salomons. Ich wusste nicht, dass ich nach Jerusalem gehen würde, aber der Tempel, den er beschrieb, war noch vollständig, bevor er zerstört wurde. Es gab Säulengänge; die Männer gingen auf die eine Seite und die Frauen auf die andere. Warum? Ich verstand es nicht. Abgesehen von der Beschreibung des Tempels kann ich mich an nichts anderes erinnern, denn am Sonntag hatte ich es eilig, ich wollte, dass der Unterricht zu Ende war. Ich dachte nur noch daran, mit Großmama auszugehen.

Es waren die Erzählungen der „Heiligen Geschichte“, die ich im Unterricht bei den Diakonissen gelernt hatte, und später die „Gött-

liche Komödie“, die mich belehrte. André sagte, meine religiöse Unterweisung sei durch Dante Alighieri erfolgt, und er war im Stillen der Meinung, dass das nicht ganz ausreichend und richtig war. Meine katholische Zeit war keine Belehrung, sondern eine Qual. Wir werden später darauf zurückkommen. Nach der französischen Sonntagsschule ging ich also mit Großmama in den italienischen Gottesdienst, gleich nebenan in der Via dei Serragli, in die Waldenserkirche des Piemont. Der Pastor sprach sehr lange. Ich las auf Französisch die kleine Geschichte aus dem Sonntagsschulblatt. Erste Seite, ein graues Bild. Zweite und dritte Seite, eine Geschichte, die für diejenigen, die Gutes taten, ein gutes Ende nahm. Vierte Seite, Bibelverse und in größerer Schrift die Verse, die man für den nächsten Sonntag lernen musste. Ich beendete meine Lektüre, bevor die Predigt zu Ende war, und wartete. Worauf wartete ich? Auf das Vaterunser oder die Mittagskanone, die in Florenz jeden Tag um 12 Uhr mittags sehr laut von der Belvedere-Kaserne ertönte.⁹⁶ Beide Ereignisse kündigten das Ende des Gottesdienstes an und man konnte nie im Voraus absehen, welches Ereignis dem anderen vorausgehen würde. Das eine oder das andere kündigte das Ende des Gottesdienstes an. Jetzt erst um die Mittagszeit begann „mein eigener Sonntag“, der bei Einbruch der Dunkelheit vor dem Abendessen endete.

Für die Spaziergänger, die nicht bei den Diakonissen im Internat waren und sich auf der Piazza della Signoria oder der Piazza del Duomo aufhielten, war der Kanonenschuss nur ein hübsches Schauspiel: ein allgemeines Auffliegen aller aufgescheuchten Tauben, die den Kanonenschuss am Vortag vergessen hatten und auch den am nächsten Tag vergessen würden.

Nach dem Gottesdienst verging der Sonntag schnell, und schon gegen vier oder fünf Uhr zog sich mein Herz zusammen, ich musste pinkeln, meine Hände wurden kalt und verkrampften sich. Man

⁹⁶ Heute ist es ein Museum. Keine Kanone mehr.

Das Forte Belvedere wurde im späten 16. Jahrhundert am linken Ufer des Arno erbaut. Er überragte den Palazzo Pitti und die Boboli-Gärten. Heute ist es nicht gerade ein Museum, sondern eher ein historisches Denkmal (Teil der Musei civici fiorentini), das für Liebhaber der Militärarchitektur oder für Touristen, die einen Panoramablick auf die Stadt Florenz suchen, empfehlenswert ist (Anm. d. franz. Editoren).

musste zu den Diakonissen in der schmalen Straße Via Santa Monica zurückkehren! Großmama Wissotzky sagte zu mir: „Denk am Dienstag (oder Donnerstag: ich erinnere mich nicht an den Tag) an mich, ich werde ganz nah bei dir sein ,im Borgo Stella‘.“ Und an diesem Tag dachte ich an Großmama, die ganz nah bei mir war, ohne dass ich sie sehen durfte! In einem alten, verfallenen Palast verteilte sie Lebertran an die Kinder von San Frediano. Sie half der Heilsarmee. San Frediano war das Arbeiterviertel. Heute werden die Paläste wieder instand gesetzt und San Frediano ist ein vornehmes Viertel geworden.⁹⁷

Welche Freude später, als Lalli und ich sie begleiten durften, da wir keine Internatsschüler waren! Das war positiv, mehr als die Sonntagsschule der Diakonissen, mehr als das Warten auf das Vaterunser oder den Kanonenschuss! Später jedoch war es tatsächlich „in Via dei Serragli“, dass ich viele Dinge lernte und dass sich meine verwirrten Ideen, meine Revolten und meine metaphysischen Ängste ein wenig beruhigten und sich in eine persönliche religiöse Philosophie verwandelten, unsicher noch, aber immer noch sehr verwurzelt! „Eine fehlerhafte Philosophie“, sagte Papa⁹⁸, „aufgrund von Anklängen an den Katholizismus, stumpfe Ideen aufgrund falscher, verworfener Lehren“, aber „immerhin Ideen“, protestierte ich.

Ja, der Katholizismus war eine große Qual für mich.

Während unserer Zeit bei den Diakonissen hatten Ada Gay und ich herausgefunden, dass es ein katholisches Gebet gab, das den Toten helfen konnte. Die Toten konnten in die Hölle oder in den Himmel kommen, aber meistens kamen sie ins Fegefeuer. Dieses Gebet konnte ihnen helfen, aus diesem unbequemen Ort herauszukommen und sie zu Gott „aufsteigen“ zu lassen. Was für ein Glück also, dass wir unserer Mama helfen konnten, in den Himmel zu kommen! Wir waren nicht katholisch! Trotzdem sagten wir einen Teil dieses Gebets in einem Fantasie-Latein auf. Das war das Einzige, was wir

⁹⁷ San Frediano liegt am linken Ufer des Arno, westlich des Palazzo Pitti. Damals war es ein Handwerkerviertel mit einer Vielzahl winziger Werkstätten und Läden. Die Straßen, an die sich Magda erinnert, befinden sich im Umkreis der Piazza del Carmine und der Kirche San Frediano in Castello (Anm. d. franz. Editoren).

⁹⁸ „Papa“: André Trocmé (Anm. d. franz. Editoren).

für diese Mama tun konnten, die wir so sehr vermissten! Es stimmt, dass Ada Vollwaise war, aber ich dachte an meine Mutter, die jung und hübsch war und vielleicht im Fegefeuer litt.

Hinzu kam die Tatsache, dass nach Ansicht der Katholiken die Protestanten, eine schlimme Sache, für die Hölle bestimmt waren. Was für eine Sorge um unsere Toten und um uns selbst! Es wurde zwar hinzugefügt, dass, wenn die Protestanten nie die Gelegenheit gehabt hätten, die Wahrheit zu hören, die wahre Wahrheit mit einem großen W, dann könnten sie auch ins Paradies eintreten, aber das schließe das Fegefeuer nicht aus!

Ich wusste nicht, was Protestanten waren, aber ich wusste, dass ich anders war als die anderen Kinder. Ich hatte keine Mutter, ich war nicht ganz italienisch und ich war protestantisch. Die anderen Kinder, die aus richtigen Schulen und nicht aus dem Diakonisseninstitut, hatten in der Regel eine Mutter, waren sicherlich Italiener und definitiv katholisch. Was tun?

Einmal, in Marina di Pisa, rebellierte Lalli, die normalerweise gehorsamer war als ich, und verweigerte die langen Unterrichtsstunden, die Großmama uns mitten im Sommer, in den Ferien und zur heißesten Zeit des Tages gab. Dieser Unterricht war später meine Rettung, aber damals war es hart! Die Zikaden schrien über unseren Köpfen in den Ästen, die sich über unsere Terrasse beugten. Die anderen Kinder schliefen oder spielten, und wir lasen schwere Lektüre und schrieben endlose Diktate. Lalli lehnte den Unterricht ab. Warum war das so? Weil es der 15. August war und sie katholisch war. Großmama entschied, dass ich als Protestantin arbeiten müsse. Das erschien mir ungerecht und ich fragte Lalli, was denn der 15. August sei, der ihr so viele Vorteile verschaffe. Es war Mariae Himmelfahrt! „Ah, da ist es“, dachte ich. Für die Katholiken ist die Jungfrau Maria in den Himmel aufgefahren. Und für die Protestanten ist Jesus in den Himmel aufgefahren. Die Himmelfahrt Jesu hatte ich gelernt, aber über die Jungfrau Maria wusste ich nicht viel.

Und doch war sie sehr attraktiv, diese Jungfrau Maria! In den Kirchen lächelte sie, während sie ein Kind in ihren Armen trug. Sie war eine Mutter. Sie war interessanter als Jesus. Ich brauchte eine Mutter und nicht einen Mann, einen Jesus am Kreuz mit schrecklichen Wunden. Es gab viele dieser blutigen Gekreuzigten in den katholischen Kirchen, aber Jesus als kleiner Junge in den Armen seiner

Mutter, das war sehr gut, sehr schön, sehr zart. Oft zerquetschte die Jungfrau, die Mutter, eine Schlange mit ihren kleinen Füßen aus rosa Wachs. Die Schlange ist schrecklich, sie ist furchterregend und gefährlich; aber die Mutter Jesu zertrat das Böse, trat die Gefahr mit Füßen. Das war gut!

Die protestantischen Kirchen waren traurig und streng, die katholischen Kirchen waren schön, golden, bunt und voller brennender Kerzen; es gab Blumen, die gut dufteten, und der Weihrauch hinterließ einen ständigen Geruch, geheimnisvoll, einen Geruch, den es nur in Kirchen gibt. War das genug, um katholisch werden zu wollen? Waren die Angst vor der Hölle und die Schönheit der Kirchen genug? Nein, aber es gab auch den Aspekt des Interesses.

Lalli und die katholischen Kinder bereiteten sich auf die Erstkommunion vor. Die Mädchen hatten ein weißes Kleid, einen weißen Schleier, weiße Schuhe und weiße Strümpfe. Außerdem erhielten sie Geschenke und es war ein Familienfest.

Ich fragte Großmama nach Erklärungen. Sie sagte mir, dass die protestantische Erstkommunion mit achtzehn Jahren stattfand, wenn man verstehen konnte, was man tat, und dass es keine besondere Kleidung, keine Feiern und keine außergewöhnlichen Mahlzeiten gab, sondern dass es sich um eine spirituelle Verpflichtung handelte. Und schon war ich wieder die Ausnahme, und zwar die verlierende Ausnahme!

Trotzdem, es gab bei den Diakonissen Feste, sehr schöne Feste nach deutscher Art, zum Nikolaustag und zu Weihnachten. Am Tisch standen auf jedem Platz Kerzen, kleine Tannenzweige und Geschenke. Es wurde auch gesungen, schöne deutsche Kirchenlieder und es herrschte wirklich eine weihnachtliche Atmosphäre. Die Plätzchen, die Schwester Caroline buk, waren sehr gut, spezielle Weihnachtsplätzchen.

Der Weihnachtsbaum stand in der evangelischen Kirche, die als „Schweizer Kirche“ bezeichnet wurde, aber in Wirklichkeit die reformierte Kirche Frankreichs war! Die französischsprachigen Sonntagsschüler standen links vom Baum und die deutschsprachigen rechts. Die Kirchenlieder wechselten sich in französischer und deutscher Sprache ab. Der französischsprachige Pastor hielt die Predigt auf Französisch (Tony André war Schweizer) und der deutsche Pastor auf Deutsch. Nach dem Doppelgebet wurden die Buchgeschenke

verteilt. Diese zweisprachige doppelte Zeremonie war lang, zu lang, und steif, „gezwungen!“. Der Begriff ist nicht respektvoll, aber er beschreibt die Sache gut. Wir waren froh, als es vorbei war.

Ein weiteres Fest mit Plätzchen, Limonade und Einladungen von den Eltern gab es zu den Prüfungen. Ich habe nie verstanden, was die Prüfungen, die Einladung und die Kekse miteinander zu tun hatten. Ich weiß nur, dass ich keine Erinnerung an die Prüfungen als solche habe und ich war viele Jahre später sehr überrascht, als ich einen Zettel fand, auf dem stand, dass ich eine Italienischprüfung wiederholen musste! Ich dachte, ich hätte noch nie eine Prüfung nicht bestanden und war sehr stolz darauf. Das kommt davon, wenn man sehr jung ist und keine Muttersprache hat. Französisch, Italienisch, Deutsch und sogar das Englisch von Miss Low und Miss Johns verschmolzen in meinem Kopf zu einer unsäglichen Mischung. Ich habe nie wieder eine Prüfung wiederholt und ich habe Italienisch gelernt wie jeder andere auch.

Manchmal schaute ich in den Spiegel, kniff mir in die Wangen und dachte: „Das wird eines Tages tot sein! Das wird unter der Erde verrotten!“ Ich hatte große Angst vor dem Tod und habe auch heute noch große Angst vor ihm.

Onkel Godefroi (Goffredo Grilli), der Bruder meines Vaters, starb. Großmama Grilli war verzweifelt und ließ mich ganz in Schwarz kleiden. Ich hatte sogar schwarze Trauben auf einem Hut. Grand-Maman Grilli war diejenige, die über meine Kleidung entschied. Ich sehe mich auf einem Foto mit einem großen Hut mit weißen Federn und einem Schleiertuch, wie ich zurechtgemacht aussehe und leicht lächle. Wegen der Aufmachung? Vielleicht.

Dann starb Tante Mary. Es gab keine Trauerfeier für sie. Ich war in dem kleinen Wohnzimmer in der Viale Margherita, als ich davon erfuhr, und stand vor der Balkontür, die auf unsere Terrasse führte. Ich schaute in die Wolken und dachte an den Tod, an Tante Mary, „an die anderen Toten“, und ich verstand es nicht, ich hatte Angst.

Dann war Großmama Grilli an der Reihe, die mit zweiundsechzig Jahren plötzlich an einem Schlaganfall starb. Ich hatte nach den schwarzen Kleidern, die ich wegen des Todes von Onkel Goffredo

trug, endlich ein Kleid mit kleinen grauen und violetten Linien bekommen, und in meinem Kleiderschrank tauchte wieder das komplette Schwarz auf. Ada Gay hingegen begann, schwarz-weiß zu tragen!⁹⁹

Ich trauerte nicht sehr um all diese Toten, denn Großmama Wisotzky lebte ja, und das war die Hauptsache.

Es gab auch „la Misericordia“¹⁰⁰, der ich manchmal begegnete. Männer in Schwarz und schwarzen Kapuzen schoben schwarz bedeckte Handwagen, bei denen das schwarze Tuch an der Seite hochgezogen war, damit der Kranke, der ins Krankenhaus gebracht wurde, atmen konnte. Wenn es sich um einen Toten handelte, trugen die schwarz gekleideten Männer, deren Augen durch die Löcher in der Kapuze schauten, den schwarz bedeckten Sarg auf ihren Schultern. Andere Männer in Kapuzen trugen brennende Fackeln und am Abend war es gruselig. Die Fackeln rauchten, die Männer von „La Misericordia“ schlugen sie auf den Boden, auf die Seite der Flamme, um sie wieder anzufachen, und es blieb eine Spur von Funken auf dem Pflaster zurück. Ich lag einen Teil der Nacht wach, wenn ich „La Misericordia“ gesehen hatte.

Der Tod, die Hölle, der Teufel, die ewigen Flammen, die bedrohlichen Fresken, die jüngsten Gerichte, die Friedhöfe mit Toten im Keller, in den Mauern, auf dem Boden, in den Kapellen, im ersten Stock, im zweiten Stock, überall brannten kleine Lampen auf den Gräbern, die man mit Irrlichtern verwechseln konnte, die Fotos, die Statuen – all das terrorisierte meine Kindheit.

Aber war das genug, um zu verlangen, katholisch zu werden? Hätte mich diese „Jedermanns“-Religion von meinen Schrecken befreit? Im Moment schien sie ihn eher noch zu verstärken. Ada quälte sich auch, aber ich glaube, weniger als ich. Sie war ruhiger und hatte ihre Schwester als ‚Blitzableiter‘ an ihrer Seite.

⁹⁹ Selbst sehr kleine Kinder trugen Trauer.

¹⁰⁰ „Misericordia“ – ein herrliches toskanisches Werk. Es handelt sich um Freiwillige aus allen Schichten, eine der Bruderschaften, die Anfang des 20. Jahrhunderts noch sehr lebendig waren (Anm. d. franz. Editoren).

Petit-Lancy, 13. Juli 1975

An einem denkwürdigen Tag im Herbst 1910 besuchte mich Papa im Kaisersaal. Warum hatten Päpste und Kaiser immer den Vorsitz in meinen Jugenddramen? Die Kaiser bei den Diakonissen und die Päpste bei dem Mantellaten-Orden¹⁰¹?

Eines Tages kam Papa also an und wirkte unbeholfen und ratlos.

Papa besuchte mich nicht oft, da er nicht immer in Florenz war. Wenn er dort war, und vor allem, wenn er bei Tante Dora¹⁰² gegenüber dem Garten des „Königs“ (ja, wieder ein König)¹⁰³ wohnte, nahm er mich für ein paar Ferientage mit zu sich nach Hause. Am Morgen nahm er mich mit in sein Bett. An der gegenüberliegenden Wand hing, wie ihr wisst, das große Profilbild meiner Mutter.

Im Bett nahm Papa meinen Fuß und bearbeitete mit seinen großen Fingern meine Zehen, eine nach der anderen, ging zurück und wieder vor, zählte eins, zwei, drei, vier, fünf ... Dann entdeckte er plötzlich noch einen kleinen Finger, den kleinsten, und er sagte: „Da ist ja noch ein sechster!“, und es sah wirklich aus wie ein sechster Finger, der ganz am Ende der Reihe vergessen worden war. Dieses Spiel hat mir viel Spaß gemacht.

Papa hatte auch Geschichten, die er mir erzählte. Es waren drei, immer die gleichen. In der einen waren drei Hunde die Hauptfiguren. In einer anderen war eine Figur, Tagliaferro, der Star.

An diesem Tag im Kaisersaal hatte Papa mir eine neue Geschichte zu erzählen, die vierte, aber diesmal war es eine wahre Geschichte. Ich spürte, dass es ernst war, sehr ernst. Die Kaiser an den Wänden verhießen nichts Gutes, sie rührten sich nicht – ich auch nicht.

„Also“, sagte mein Vater, „ich bin immer allein, ich kann dich nicht zu mir nehmen, Frau Bigiavi hat gedacht, dass es schön wäre, wenn du wie ich ein Haus haben könntest. Erinnerst du dich an die Dame, die mit uns die Kavalleriekaserne besichtigt hat? Sie ist ganz nett. Ich dachte, ich könnte versuchen, mit ihr zu leben, und dann später, wenn alles gut läuft, vielleicht sie heiraten.“ Papa hatte gedacht, er würde mir die Pille vergolden, indem er nicht von Heirat

¹⁰¹ Katholisches Kloster, das ich später besuchte.

¹⁰² Witwe von Onkel Goffredo, Papas Bruder.

¹⁰³ Boboli-Garten.

sprach. Danach konnte er einen langen, breiten Seufzer ausstoßen. Es war gesagt, und wie er fand, gut gesagt.

Nein, es war nicht gut gesagt.

Als ich neun Jahre alt war, waren „Ehen auf Probe“ noch nicht in Mode und ich wusste genau, dass ein Offizier in der Armee des „Königs“ nicht mit einer Dame zusammenlebte, ohne sie zu heiraten. Und was war dann? Also das war es: Papa würde die Dame heiraten, die mir bei einem sonntäglichen Besuch in der Kavalleriekaserne fürsorglich die Hand über schwierige Passagen gehalten hatte; Papa leitete als Ingenieur die Arbeiten dort. „Wenn ich doch nur meine Mutter hätte, die mir bei Schwierigkeiten hilft!“, dachte ich. Ich war es nicht gewohnt, dass sich jemand so um mich kümmerte.

Mein Vater hätte es nicht gekonnt, und er hätte auch nicht daran gedacht, mir zu helfen. Er leitete den Rundgang durch die Kaserne, gab Erklärungen ab und war immer sehr zerstreut. Eines Tages, als er mit mir in den „Circolo Militare“ eintrat, sagte er: „Nimm deinen Hut ab.“ Ich tat nichts dergleichen. Später fragte ich ihn:

„Warum musste ich meinen Hut abnehmen?“

„Aber man nimmt immer den Hut ab, wenn man irgendwo eintritt!“

„Aber ich bin doch ein Mädchen!“, sagte ich.

„Oh ja, das stimmt. Daran hatte ich gar nicht gedacht!“

Armer Papa, mit einer Tochter behaftet, um die er sich nicht kümmern konnte und die ihn daran erinnerte, dass ein so geliebter Mensch gestorben war!

Auf dem Grab seiner Frau hatte er hübsche Dinge eingravieren lassen, unter anderem: „Come fiore che morendo dà il frutto ...“. (Wie eine Blume, die sterbend ihre Frucht hervorbringt ...). Diese Frucht war manchmal nervig und später wurde sie noch nerviger. Armer Papa und armes Ich!

Wer war diese Dame? Eine Freundin der Bigiavi, und Bigiavi war Papas Jugendfreund und Schulkamerad.

Die Dame war nicht hübsch. Sie hatte zu helle blaue Augen mit einem roten Rand.

Sie hatte einen sehr großen Hut.

Sie war modisch.

Sie ging oft zu den Bigiavi.

„Sie wird dich irgendwann besuchen, du wirst sehen, sie ist nett“, sagte mein Vater und ging dann weg: Die Nachricht war überbracht, das Gespräch beendet.

Ich sage nichts.

Ich konnte nichts sagen.

Ich traf mich mit meinen Mitschülerinnen in der Pause in der Turnhalle. Ich mochte den „fliegenden Schritt“¹⁰⁴ sehr, aber es ging nicht darum, wie üblich im Kreis zu laufen und lange Flüge zu machen. Ich wurde von einem schrecklichen Nervenzittern geplagt, ich klapperte laut mit den Zähnen und konnte nicht aufhören.¹⁰⁵

Ada Gay trat neben mich: „Was hast du?“

Zwischen zwei klappernden Zähnen sagte ich ziemlich deutlich, denn Ada verstand: „Papa heiratet wieder!“

„Ah“, sagte sie, „ich verstehe.“

Tatsächlich verstand sie und ich ahnte etwas folgenschweres, neues, unbekanntes. Meine Zähne klapperten weiter und auch Ada interessierte sich nicht mehr für den „fliegenden Schritt“.

Einige Tage später kam die Dame mit dem großen Hut, den zu blassen blauen Augen, dem etwas harten Blick, aber freundlich, verlegen, und brachte ein Nähset aus grünem Leder mit, das mit Karamellbonbons gefüllt war.

Die Hochzeit fand am 1. Dezember 1910 statt, also kurz nach dem, was ich gerade erzählt habe.

Ich wusste es nicht.

Ich wurde nicht eingeladen.

Ich selbst war bei der sogenannten „Ehe auf Probe“ stehen geblieben.

¹⁰⁴ Ein kreisförmiger Mechanismus, der an der Decke montiert war und von dem Seile herabhingen, die in Kupfergriffen endeten. Das Spiel bestand darin, dass man rennen musste, während man sich an einem Griff aufhängte. Je schneller man lief, desto mehr hob man vom Boden ab. Später wurde das Spiel von der Leitung der Institution abgeschafft.

¹⁰⁵ Dies wiederholte sich in allen ernstesten Momenten meines Lebens: Krankheit, Tod, großer Kummer.

Was soll ich noch über die Diakonissen sagen, die ich Anfang 1911 für mein neues Leben verlassen würde?

Ich erinnere mich, dass die Krankenstation ein kleines Zimmer war, das sehr weit vom Rest des Gebäudes entfernt war, ganz am Ende des rechten Flügels, der auf der einen Seite am Garten und auf der anderen Seite an der Kirche Santa Maria del Carmine in ihrer ganzen Länge entlanglief. Die Krankenstation befand sich neben Schwester Carolines Zimmer, ungefähr auf der Höhe des Hauptaltars des Karmeliterklosters. Schwester Caroline war Verwalterin und Aufseherin in der Küche; sie ging nur selten in ihr Zimmer.

Keine Türklingel.

Die Angst vor Einsamkeit überfällt mich während einer Grippe.

Nicht nötig zu rufen oder zu schreien, es war zu weit weg.

Darunter befand sich die Turnhalle.

Ich höre mich noch immer rufen: „Schwester Caroline, Schwester Caroline!“, aber es war vergebene Mühe.

Diese Jahre, die ich bei den Diakonissen verbracht habe, kollidieren in meinen Erinnerungen.

Ein Externat am Ende der frühen Kindheit, zur Zeit der letzten Gouvernante, dann ein kurzer Aufenthalt in der italienischen Grundschule an der Ponte Santa Trinità, dann die Ankunft im Internat der Diakonissen, bevor ich acht Jahre alt war, und dann das Externat, wieder bei den Diakonissen, nachdem mein Vater wieder geheiratet hatte.

Zwischen zwei protestantischen und fremden Erfahrungen eine wirklich italienische Zeit, säkular, mit einer echten Lehrerin, echten Schülerinnen, in der gleichen Schule, die auch Lalli besuchte. Die echte Lehrerin, die italienische Lehrerin hieß Signora Dorini, und ich begann, sie leidenschaftlich zu lieben. Sie war eine Lehrerin mit einer Berufung, eine beständige Lehrerin, keine Sternschnuppe wie meine Gouvernanten und die „Fräuleins“ der Diakonissen. Ihre Tochter kam mit abwesender Miene in den Unterricht, ihr Gesicht war ausdruckslos, blonde Wickellocken fielen ihr wie Federn auf die Schultern.¹⁰⁶ Wie konnte sie bei einer Mutter wie Madame Dorini, die immer präsent war, in der Schule wie zu Hause, so wenig aufgeweckt sein, so wenig Begeisterung zeigen? Sinnlos, nach einer

¹⁰⁶ In Frankreich werden diese Federn „des anglaises“ genannt. Warum?

Erklärung zu suchen; aber wenn ich eine Mutter wie Madame Dorini gehabt hätte, wie glücklich wäre ich gewesen! Und mein Gesicht wäre nicht flach und ausdruckslos gewesen.

Im Alter von sieben bis neun Jahren zeigten Lalli und ich eine Seele wie ein Apostel. Wir hatten unsere geheimen Werke, einen religiösen und humanitären Impuls, der bei Lalli zusätzlich mystisch¹⁰⁷ und bei mir später sozial wurde. Wir mussten unseren Mitmenschen helfen, so wie Großmama es im „Borgo Stella“ mit der Heilsarmee tat, und bei ihr zu Hause, wo sich an bestimmten Tagen arme Menschen in Not meldeten.¹⁰⁸

Da war unter anderem „die Schlangenfrau“, die Großmama so nannte, weil sie über Darmwürmer klagte. Manchmal begleitete sie Lalli und mich zur Schule; dann gab es noch Frau Bronconi, die die „fiaschi“¹⁰⁹ für ein paar Cent mit Stroh bedeckte und uns, während sie uns zur Schule begleitete, das Elend der einfachen Leute enthüllte.

Wir hatten in einem kleinen Korb Vorräte für das Mittagessen in der Schule und machten uns daran, einen Teil davon einem armen alten Mann zu geben, der auf der Piazza Indipendenza auf uns wartete. Wenn es „Gnocchi alla romana“ gab, war ich froh, sie loszuwerden, weil ich sie nicht mochte, und für Lalli, die sie sehr mochte, war es ein echtes Opfer. Manchmal war das Opfer für beide oder für mich allein, je nachdem, was Caroline, Großmamas Köchin, in die Körbe legte. Unsere Schützlinge wurden immer mehr, es gab sie auch anderswo als auf der Piazza Indipendenza, es gab sie in allen Altersgruppen. Wir verabredeten uns mit Kindern, die auf die Pfeiler des stets geschlossenen Zauns unseres Gartens in Viale Margherita kletterten, und verteilten verschiedene Gegenstände an sie. Aus

¹⁰⁷ 1992: Die noch lebende Lalli ist zu einer „echten Mystikerin“ geworden. Sie ist wirklich arm und teilt alles, was sie hat, mit anderen, die noch ärmer sind als sie. Nachbarn helfen ihr, indem sie ihr Essen bringen. Sie ist überzeugt, dass sie direkt in den Himmel kommen wird.

¹⁰⁸ Großmama Grilli hatte ihre Empfangstage für ihre Freunde, und Großmama Wissotzky für „ihre Armen“.

¹⁰⁹ Chianti-Flaschen, etc.

Begeisterung verteilten wir auch Gegenstände, die Dudy und Georg gehörten, und das Ganze endete in einer schrecklichen Tragödie. Ich glaube sogar, dass Tante Olga, die sonst bei Raufereien nicht dabei war, sich auch einmischte. Großmama verstand und billigte fast diese Art von Großzügigkeit, die auch die Besitztümer anderer umfasste, arme Besitztümer, die in einer Ecke vergessen wurden und daher nicht so wichtig waren.

Es war jedoch Großmama, die, ohne es zu wollen, unsere ersten großen Gewissensbisse weckte. Unsere Wohltaten wurden immer größer, wir brauchten Geld. Wir führten eine regelrechte Kampagne bei unseren Klassenkameraden durch, die uns ein paar Pfennige gaben. Großmama sah das Geld und ließ uns, ohne darüber nachzudenken, woher es kam, „panini di ramerino“¹¹⁰ für den Imbiss kaufen, und siehe da: Da wir „unsere Werke“ nicht offenbaren wollten, hatten wir das mühsam für unsere Armen gesammelte Geld für uns selbst ausgegeben! Was für eine Tragödie, und zwar eine geheime, intime, religiöse, humanitäre Tragödie!! Zu dieser Zeit verkauften wir sogar Lumpen an den Lumpensammler. Ich frage mich, ob sich unter den Lumpen nicht manchmal ein noch brauchbarer „Lumpen“ befand ... Chi lo sa?¹¹¹ Auf jeden Fall machten wir eines Tages die Lumpen leicht nass, um ihr Gewicht zu erhöhen, weil wir den geringen Erlös von wenigen Cent aus unseren Verkäufen bedauerten. Wir verloren die paar Pfennige, die wir dabei verdient hatten, und beschlossen, dass dies die Strafe Gottes für unseren Betrug war.

Unsere Barmherzigkeit erstreckte sich auch auf andere Bereiche. Da die „Armen“ arm waren, mussten sie im Winter sicherlich kalte Hände haben, und als Folge davon mussten sie sicherlich Frostbeulen bekommen. Wie sollten sie diese vermeiden? Es war unmöglich, Handschuhe herzustellen, eine zu schwierige Sache: Selbst Fäustlinge stellten unüberwindbare Schwierigkeiten dar. Wir entschieden uns für „Stulpen“. Da die Handgelenke warm waren, mussten auch die Hände sich erwärmen. Wir kauften Wolle, was unsere finanziellen Schwierigkeiten noch vergrößerte, und um den Armen eine Freude zu machen, die als Arme sicherlich einen schlechten Geschmack haben mussten, wählten wir die hässlichsten, grellsten und

¹¹⁰ Ein toskanisches Gebäck (d. Ü.).

¹¹¹ „Chi lo sa?“, „Wer weiß es?“ (Anm. d. franz. Editoren).

extravagantesten Farben. Ich erinnere mich auch an ein Bonbonrosa, das so pink war, so grell, dass es beim Häkeln in den Augen schmerzte. Die „Armen“ müssen sich sicherlich sehr gefreut haben.

Lalli ging in ihrem Werk noch weiter. Später, als ich bei meinem Vater wohnte, traf ich sie einmal, als sie einen großen Kohlkopf umarmte. Sie ging zu „ihrer Familie“ in einer kleinen Straße in der Nähe der Via Santa Reparata. Es war, wenn ich es recht erinnere, ein Priester von Santa Caterina, der ihr diese Familie angeraten hat; aber Tante Olga hatte davon Wind bekommen und verbot Lalli, allein zu Fremden in alten, kleinen Straßen zu gehen, die, für die Bürgerlichen, sicherlich mehr oder weniger verrufen waren.

Wir mussten also umdenken, da „unsere Werke“ nicht gut liefen. Das beförderte uns später, mich in den Sozialdienst nach einem Zwischenstopp im Katholizismus, der mein eigenes „Mittelalter“ war, und Lalli in die Religion, die sich später in eine Nächstenliebe verwandelte, die weiter reichte als die eines Klosters, und die, zumindest in Worten, auf eine Liebe zu den Tieren hinauslief, „die“, wie sie sagte, „so viel besser sind als die Menschen!“¹¹²

Diese ganze langsame Entwicklung werden wir später noch sehen.

Hier endet der erste Teil meiner Geschichte vor der Wiederverheiratung meines Vaters.

¹¹² Zum Beispiel ihr Hund „Dear“, mit dem sie nur auf Englisch sprach, „damit ich die Sprache nicht vergesse“.

Zweiter Teil

Von der Wiederverheiratung meines Vaters bis zu meiner Ausreise in die USA

Kapitel III

Florenz und das Vaterhaus

Aix-les-Bains, 26. September 1975

Eines Tages, ich weiß nicht mehr, an welchem, erfuhr ich: „Es war geschehen.“ „Es“ hatte am 1. Dezember 1910 in einer katholischen Kirche stattgefunden, der kleinen Kirche St. Joseph in der Via Santa Caterina, nur wenige Schritte von der Viale Margherita entfernt, wo ich geboren wurde. Es war auch ganz in der Nähe der russischen Kirche¹¹³, in der mein Vater und meine Mutter geheiratet hatten, wo vier Zeugen die silberne Krone über ihre Köpfe gehalten hatten.

Aus dem Viale Margherita 42 war meine Mutter in ihrer Hochzeitsgarderobe am Arm des alten Prinzen Micha Wolkonsky gekommen und war nach der russischen Kirche am Arm von Oscar Grilli wieder dorthin zurückgekehrt. „Man könnte meinen, ein kaiserliches Paar“, hatte jemand staunend gesagt, der wahrscheinlich die Floskeln benutzte, die denjenigen, die die Zaren bewunderten, lieb waren.

Es hatte auch einen Gottesdienst in der Waldenserkirche in der Via Manzoni gegeben, und dann hatte eine Pferdekutsche das Paar nach Casalta gebracht, dem Landgut der Grillis, 30 Kilometer von Florenz entfernt im Valdarno.¹¹⁴

Dort hatte eine Fleischverteilung an alle Bauernfamilien stattgefunden, eine Verteilung von „ciccia“, wie die Bauern damals sagten,

¹¹³ Damals musste eine russische Hochzeit in der russischen Kirche stattfinden. Es gab keine standesamtliche Trauung für Russen.

¹¹⁴ Ein großes Herrenhaus, umgeben von Pachthöfen inmitten von Ackerland und Olivenhainen.

und dort hatte Erminia Fantechi, die ich später als sehr alte und treue Bäuerin kennenlernte, das Haus für den Beginn der Hochzeitsreise vorbereitet.

Als Erminia am nächsten Morgen das Frühstück brachte, führte mein Vater sie ins Schlafzimmer und sagte zu ihr: „Schau, schau dir die schönen Haare meiner Frau an!“ Langes, gewelltes, blondes Haar, wunderschön!

Mein Vater hat immer eine kleine Strähne davon in einem Anhänger¹¹⁵ aufbewahrt, den er an seiner Uhrenkette hatte und den ich jetzt an meinem Hals trage. Ich habe noch weitere traurige und wertvolle Erinnerungen hinzugefügt. Mein Vater hatte nach dem Tod meiner Mutter auch eine schöne, lange, buschige und immer noch lebendige Haarsträhne aufbewahrt, die von einem Friseur zurechtgemacht worden war. Er hatte sie mir nach meiner Hochzeit nach Frankreich geschickt, und die Schachtel kam leer an! Den Deckel habe ich behalten.

Ein Diebstahl beim Zoll? Vielleicht.

Nach Casalta folgte also Rom bei Cousin Grabau und dann Brindisi, das Schiff, und Piräus in einem Lazarett! ... Auf dem Schiff war ein Fall von Cholera ausgebrochen! Der Leutnant Oscar Grilli wurde wütend. Wie konnte man die Hochzeitsreise eines italienischen Offiziers so unterbrechen! Er schrieb an die Behörden, ich weiß nicht mehr, an welche, und das Paar, ob mit oder ohne Choleramikroben, konnte seine Reise nach Korfu und „Crevazula“¹¹⁶, zu den Theotokys, fortsetzen! Glücklicherweise brach die Cholera nicht aus; aber warum sollte ein italienischer Offizier weniger ansteckend, weniger gefährlich gewesen sein als ein armer Schlucker, der in der dritten Klasse segelte? Oder im Laderaum des Schiffes? Welche Ungerechtigkeit!

Das war in Crevazula, ich kündigte meine Anwesenheit an. Das geschah im Esszimmer, das heute Fannys Zimmer ist. Die Diener hatten eine große, lange Fischplatte gebracht, und meine Mutter

¹¹⁵ Dieses entzückende Medaillon wurde mir in der Wohnung 72-74 avenue Parmentier in Paris (samt Geld) gestohlen. Die Diebe sind durch die Glastür zum Balkon, im dritten Stock eingedrungen! Es war Sommer, ich hatte die Tür halb offen gelassen.

¹¹⁶ Teilweise mit englischen Möbeln aus Kirschholz eingerichtet, die einst von Mary Baker mitgebracht wurden (siehe Genealogie Grilli).

schaute sich um und musste das Esszimmer verlassen. Sie war schwanger und alle freuten sich, da sie nicht die Zukunft voraussahen!

Aber wir sind weit entfernt von der Wiederverheiratung meines Vaters, weit entfernt von dem Imbiss, der bei Donney in der Via Tornabuoni angeboten wurde, einer Hochzeit und einem Imbiss, zu denen ich nicht eingeladen worden war und von denen ich nicht wusste, wann sie stattfinden würden.

Wie viel Leid für später! Leiden für mich, das ist klar, aber auch für Papa, und auch für Marguerite, seine zweite Frau, die immer krank vor Eifersucht auf meine Mutter war!

Hätte Papa wieder heiraten sollen, den Rat der Bigiavi-Freunde annehmen sollen, da er unsterblich in eine Tote verliebt war? Er trug ihr Foto in seiner Brieftasche, ihr Haar in dem Anhänger an seiner Uhrenkette, ihren Ehering, „ihren“, an seinem kleinen Finger? Hätte er ? wieder heiraten sollen, das Herz voller Liebe für eine andere?

Fräulein Fiorani hatte zugestimmt, aber vorher hätte sie sich erkundigen müssen. Da sie Tuberkulose befürchtete, erkundigte sich ihr Bruder bei Papas Bruder Goffredo nach der Todesursache meiner Mutter. Aber die Wunden des Herzens sind schlimmer und gefährlicher als die Wunden der Lunge, und Marguerite war nicht die Frau, die diesen Zustand hinnehmen wollte. Ich war für sie der lebende Beweis einer wunderschönen und schmerzhaften Liebe.

Heute ist es Vergangenheit, es ist vorbei. Alle Beteiligten an diesem Drama sind tot. Es gibt nur noch mich, und ich versuche, die Situation zu verstehen. Jetzt, wo ich alt bin, habe ich viel gelernt, viele verschiedene Erfahrungen gemacht, die Menschheit in Frieden und Krieg, in verschiedenen über- und unterentwickelten Ländern kennengelernt. Es ist viel Wasser unter den Brücken hindurchgeflossen. Ich verstehe, dass Marguerite Ausreden hatte ... Aber als ich klein war, als ich litt ... wie hätte ich das verstehen können? Marguerite hat gelitten, Papa hat gelitten und natürlich ich!

Im Alter, als Papa pensioniert war, ließ er die Familie in Florenz zurück und verbrachte lange, einsame Aufenthalte in Casalta, be-

dient von Concetta, der „casiera“, der Haushälterin, und ihrem Mann Ottavino, der eine Art Verwalter des Anwesens war. Man hatte ein kleines Innenfenster zwischen der Villa und der Wohnung des Ehepaars auf der Bauernhofseite geöffnet, damit Papa diese guten Leute rufen und mit ihnen sprechen konnte, wenn es nötig war. Concetta hat mir erzählt, dass Papa stundenlang in seinem Arbeitszimmer saß und in Heften las, in denen er eigenhändig die Briefe meiner Mutter abgeschrieben hatte. Manchmal rief er Concetta an und las ihr einige Passagen daraus vor.

Armer Papa!

Ich habe sie, diese Briefe, alle nummeriert und abgeschrieben, in gebundenen Heften. Bei der Unterschrift jedes Briefes angekommen, ließ mein Vater seine Handschrift fallen, um die Unterschrift meiner Mutter perfekt zu imitieren! In seinem Testament hinterließ er jedem seiner Kinder aus der zweiten Ehe ein Schmuckstück oder einen anderen Wertgegenstand. Mir hinterließ er den Anhänger und die Briefe, eingeschlossen in einer blauen Kristallschatulle, sowie die Hefte mit denselben Briefen, die von seiner Hand kopiert worden waren. Er hatte eine Notiz hinzugefügt, dass ich nach meinem Tod alle diese Briefe Nelly, meiner einzigen Tochter, die den Namen meiner Mutter trägt, hinterlassen und ihr sagen sollte, sie solle alles lesen und dann verbrennen.

Hast du verstanden, Nelly?

Marguerite war eifersüchtig. Das ist verständlich. Trotz der Dramen (ich werde die erzählen, die ich kenne) hatten Papa und Marguerite schöne Stunden, vor allem auch wegen der drei Kinder: meine Schwester Marcella ist zehn Jahre nach mir geboren, mein Bruder Goffredo dreizehn Jahre später und meine Schwester Anna ist achtzehn Jahre jünger als ich, meine kleine.

Ich werde später über sie sprechen, aber ich möchte jetzt schon sagen, dass sie mich jetzt kennen und ich sie. Zwischen uns hat sich eine echte Sympathie, Zuneigung und Brüderlichkeit entwickelt.

Papa und Marguerite ließen sich im Erdgeschoss eines großen, schönen, neuen Hauses in der Via Leone X Nr. 4 (ein Papst aus der Familie der Medici) nieder, mit allem modernen Komfort. Das Haus lag in einer sehr kurzen Straße, die an der Viale Margherita begann und an der russischen Kirche mit den blaugrünen Kugeln und

goldenen Ketten endete.¹¹⁷ Ich hatte ein Zimmer neben dem des Ehepaars. Es war, glaube ich, im Januar 1911, als ich in diese Wohnung einzog und das Schuljahr bei den Diakonissen als Externe fortsetzte.

Was soll ich über diese erste Zeit „in der Familie“ sagen? Ich wusste nicht, wie ich Marguerite nennen sollte. Manchmal war ich empört über den Gedanken, sie „Mama“ zu nennen, und manchmal, seltener, hatte ich ein wahnsinniges Verlangen danach.

Wenn Papa mit mir über Marguerite sprach, sagte er oft „Mam-mà“, ein Wort, das von vielen Italienern benutzt wurde, zum Beispiel von meinem Bruder und meinen Schwestern und von der Bourgeoisie. Aber für mich hatte es nicht dieselbe Bedeutung wie das echte italienische Wort, das Wort, das Lalli benutzte und das die Kinder aus dem Volk benutzten: „Mamma“, mit der Betonung auf dem ersten *a*, das erste Wort, das Babys stammeln.

In Papas und Marguerites Zimmer gab es einen Schminktisch, dessen Spiegel der meiner Mutter war. Manchmal betrachtete ich mich darin und versuchte, mir Nelly Wissotzkys Gesicht vorzustellen, und die Tatsache, dass sich nun ein anderes Gesicht darin spiegelte, schmerzte mich.

Manchmal brauchte ich Zuneigung und Mutterliebe (Großmama Wissotzky war nicht zärtlich, und Großmama Grilli – sprechen wir nicht davon!) und ich versuchte, die Aufmerksamkeit und die Zuneigung von Marguerite zu erhalten, indem ich ihr kleine Freundlichkeiten zukommen ließ, die mir als etwas sehr Annehmbares erschienen.

Sie erwartete ein Baby und trank um zehn Uhr morgens ein kleines Glas „Vin Santo“, manchmal auch mit etwas anderem. Wenn ich da war, bereitete ich ein Tablett mit einem Deckchen, dem kleinen Glas mit „vin santo“ und dem Rest, an den ich mich nicht erinnere, vor. Aber manchmal brauchte man Silberbesteck, oder vielleicht ein Ei und einen kleinen Löffel, ich weiß es nicht mehr, und ich brachte alles mit vielen Gefühlen und mit einem Gedanken an die Frau, von der ich gerne geliebt worden wäre, und an das Kind in ihrem Schoß. Eine schwangere Frau, eine wunderbare Sache und Gott weiß, wie gefährlich!

¹¹⁷ Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr spielten sich durch einen reinen Zufall alle Ereignisse meines Lebens um diesen Viale Margherita herum ab.

Marguerite hatte ganz am Anfang einige Nettigkeiten für mich übrig gehabt. Sie ließ mich die Verse für die Sonntagsschule wiederholen, und das war nett für eine hundertprozentige Katholikin. Es stimmt, dass es nur Verse aus dem Evangelium waren, ohne kompromittierende oder gefährliche religiöse Kommentare.

Aber das Haus war traurig. Zum Sterben traurig. Das Leben war eintönig. Die Gespräche am Tisch waren banal und flach. Die Ideen waren alle schablonenhaft. Keine Ereignisse wie bei Großmama, keine seltsamen Besuche oder Pensionsgäste, keine Kameraden wie bei den Diakonissen.

Die Einsamkeit. Eine langweilige, ruhige Straße.

Eine Sprache, immer dieselbe, Italienisch ...

Das Leben war geschlossen; es gab Schranken und Abteile. Florenz, Casalta, der Katholizismus, die Ausländer, von denen Marguerite in einem kritischen Ton sprach, die Marken¹¹⁸, aus denen sie kam, und von Zeit zu Zeit füllte sich der kleine Salon mit Damen. Marguerite hatte selten „ihren Tag“, aber ich sah niemanden und sagte mir hinter vorgehaltener Hand, dass „diese Leute mich nicht interessierten“, genauso wie Marguerite sich nicht für Ausländer interessierte. Man sprach nie über andere Länder. Russland existierte nicht. Das Deutschland der Diakonissen auch nicht. Frankreich schon, aber nur ein bisschen, wegen des Camemberts und des Dijon-Senfs, den Papa irgendwo kaufte, und wegen des französischen Katalogs für Kinderwägen, mit dem der Wagen des zukünftigen Babys in Paris bestellt wurde.

Es gab ein Dienstmädchen, nicht immer das gleiche, denn sie sollten das Haus nicht mögen. Kleine, „ungehobelte“ Dienstmädchen. Eine, die älter war, hieß Eulalia, ein Name, der mich aufhorchen ließ. Eine andere zog sich eines Abends, als ich mit ihr allein war, ziemlich spät aus und rannte nackt durch den Flur! Sie schrie und sprach laut. Sie hatte schwarze Haare an komischen Stellen und zeigte mir in ihrem Zimmer blutverschmierte Tücher, die sie in ihren Nachttisch gelegt hatte. Ich sagte Papa nichts. Was sagen?

¹¹⁸ „Die Marken“: Eine isolierte Provinz, die in religiöser und kultureller Hinsicht zu jener Zeit rückständig war. Die Marken waren Teil des päpstlichen Besitzes bis zum Aufstieg des zweiten Königs von Italien: Viktor Emanuel II. in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Außerdem musste ich die Sympathie dieses Mädchens, die ich brauchte, behalten.

Es gab auch Papas Ordonnanzburschen. Er begleitete mich zur Schule, putzte die Schuhe, leistete kleine Dienste und kümmerte sich um das schöne Vollblutpferd, das Papa oft ritt und das hinter dem Garten der Fortezza „untergebracht“ war. Manchmal brachte der Soldat es unter unsere Fenster, während er auf Papa wartete, und ich gab ihm ein Stück Zucker.

Eine Ablenkung war die Kutsche. Papa kaufte eine Kutsche mit vier Sitzen, zwei vorne und zwei hinten, Rücken an Rücken. Manchmal, in der guten Jahreszeit nach dem Abendessen, fuhr die Kutsche vor dem Haus vor, das Geschirr aus schönem, glänzendem Leder, die Beschläge aus Silber, und ich saß hinten, wie ich es liebte, allein, und sah die „viali“ an mir vorbeiziehen, die Bäume und Häuser rückwärts erscheinen, wie ich es nicht gewohnt war, und wie sie von hinten unerwartet auftauchen.

Ich wusste, dass ich nicht gerade stand, dass „Gesundheit“ „offene“ Schultern und eine gerade Wirbelsäule erforderte, und ich dachte oft daran, zumal ich mir eine Zeit lang vorstellte, dass meine elegante, blonde und zarte Mutter auch an Tuberkulose gestorben war.¹¹⁹ Bei diesen Spaziergängen ließ ich mich gehen und dachte: „Nein ich werde dieses kurze Glück nicht durch eine aufrechte Haltung verderben.“

Wenn ich traurig war, sagte ich mir: „Nein, ich werde nicht gerade stehen, ich bin schon gequält genug“; und ich habe mich immer „falsch gehalten“, trotz des „Halt dich gerade“ der Erwachsenen.

Nach dem Ende des Schuljahres bei den Diakonissen gab es eine staatliche Prüfung in der öffentlichen Schule in der Viale Margherita. Ich war sehr aufgeregt. Es handelte sich um die Prüfung des „Proscioglimento“, was so viel wie „Aufhebung der Bindung“ bedeutet, mit anderen Worten, es ging um das Ende der Schulpflicht! Die Prüfung fand in der dritten Grundschulklasse statt, und das erklärt den halben Analphabetismus der Menschen meines Alters in Italien. Was für ein Fortschritt seit dieser Zeit! Ich hatte ein gutes Ergebnis und besitze immer noch dieses offizielle Papier.

¹¹⁹ Wegen meiner Geburt, ja, aber warum nicht auch wegen Tuberkulose?

Danach folgte das „Istituto Frascani Signorini“ auf der Piazza Cavour, ganz oben auf dem Viale Margherita unter Säulengängen. Eine Privatschule, die es nicht mehr gibt, die von den Kindern der Bourgeoisie oder solchen, die es werden wollten, besucht wurde, für die die staatliche Grundschule (die einzige wirklich gute) nur ein Ort war, an dem „man Läuse fing“ und „man Schimpfwörter lernte“.¹²⁰

Als ich neun oder zehn Jahre alt war, erklärte mir in der Frascani-Signorini-Schule eine größere und aufgewecktere Schülerin anhand einer sehr rudimentären Zeichnung an der Tafel, wie Kinder gezeugt werden. Es wurde falsch erklärt, falsch verstanden; und eine Zeit lang ekelten mich die „Erwachsenen“. Ein Gefühl von Schuld und Skrupel ergriff mich, ebenso wie Angst, wenn ich an das dachte, woran ich nicht denken sollte ...

Glücklicherweise gab es eine gute Sache an dieser Schule: Der Gymnastiklehrer M. Dragoni, dessen Gesicht von einer Pockeninfektion verwüstet war und der früher schon einmal Lehrer meines Vaters gewesen war, hatte eine Turnhalle gebaut, die doppelt privat und kostenpflichtig war, da sie an eine private und kostenpflichtige Schule angeschlossen war. Ich war sehr gut in Gymnastik. Auch Lalli kam zu diesen Kursen. Großmama, die uns immer helfen und sich um uns kümmern wollte und versuchte, so oft wie möglich Kontakt zu mir zu haben, kam und spielte bei allen Übungen, die mit Musik begleitet werden konnten, kostenlos Klavier. Herr Dragoni war begeistert. Einmal im Jahr gab es eine von der Schule organisierte Aufführung in dem großen, richtigen Theater „La Pergola“. Ich war die Beste, vor allem im Hochsprung. Gleichzeitig fand die Verteilung der Preise für das Studium statt. In einer alten Schachtel habe ich noch Bronze- und Silbermedaillen, äußere Zeichen einer intellektuellen „Reife“, die durch die staatliche Prüfung „la maturità“, die das Ende der Grundschule verkündete, bestätigt wurde.

Dann folgte die erste Sekundarklasse in der Via della Colonna, in den complementari-Kursen, einer Sekundarschule unterhalb des Gymnasiums, ohne Latein und Griechisch, die mit dem Lehrerinnenseminar für intelligente Schülerinnen aus der Mittelschicht

¹²⁰ Gleiches Urteil wie bei den bürgerlichen Trocmés aus Saint-Quentin.

endete.¹²¹ Das reichte für die Mädchen aus der Bourgeoisie aus, um sich als Fräulein zu benehmen und nach der Heirat Damen zu werden, wobei immerhin noch ein paar Englisch- und Musikstunden hinzukamen. Wie schade! Diese Studien haben viel Mühe gekostet, um das nachzuholen, als ich Lehrerin werden wollte. Aber damals wurden die Kinder nicht gefragt und ich hatte keine Ahnung, wie das Schulsystem funktionierte. Meine Zukunft war noch keine quälende Sorge. Ich hatte schon genug Sorgen in der Gegenwart.

Eines Sonntags, als ich mittags von Großmama nach Hause kam, öffnete mir das Dienstmädchen und sagte: „Signorina, Ihre Mama war da und Sie waren nicht da!“... Mein Blut raste ... „Nein, das kann nicht sein, ich weiß, dass das nicht wahr ist!“ Es war eine meiner drei Ammen, die auf der Durchreise in Florenz zu der Viale Margherita gegangen war und die Concierge hatte ihr gesagt, dass ich in der Nähe wohnte! Sie war gekommen und enttäuscht wieder gegangen, ohne mich zu sehen. Das Dienstmädchen war nicht auf die Idee gekommen, ihr zu sagen, sie solle warten.

Es tat mir leid, ich war so traurig, wie man nur sein kann, aber jetzt, da ich das menschliche Herz und die Menschen besser verstehe, weiß ich, dass die Amme, wenn ich da gewesen wäre, erwartet hätte, zum Mittagessen eingeladen zu werden, weil es Mittag war ...

Aber das war in der Via Leone X bei meinem Vater unmöglich und ebenso unmöglich in dem Viale Margherita, wo Großmama es nicht ertragen konnte, dass man über ihre Tochter Nelly und das Drama meiner Geburt sprach ... Also ging die Bäuerin weg, da sie nicht den Mut hatte, sich durchzusetzen und auf mich zu warten. Ein Wort eines Dienstmädchens: „Sie ist nicht da“, hatte genügt, um sie zu entmutigen. Wer war sie? Woher kam sie? Ich habe es nie erfahren.

Es gab etwas sehr Positives in den drei oder dreieinhalb Jahren, die ich in der Via Leone X verbrachte, und das war die Nachbarschaft

¹²¹ Zur Mädchenbildung im liberalen Italien siehe unseren Kommentar, unten auf S. 270 ff (Anm. d. franz. Editoren).

von Großmama, die immer noch in der Viale Margherita wohnte, nur wenige Schritte von meiner Wohnung entfernt. Kann man die Wohnung in der Via Leone X als „meine Wohnung“ bezeichnen? Nein, und das sollte sich im Folgenden zeigen, denn alles verschlechterte sich nach und nach für mich und ich lebte in Angst.

Nach der Schule ging ich also zu Großmama, um meine Hausaufgaben zu machen und Französisch zu üben. Lalli war auch dabei. Sie hatte ihr Klavier in dem geliebten „kleinen Salon“ und ich hatte meinen Tisch in dem bereits beschriebenen Schlafzimmer. Großmama legte mir eine tolle kleine Zwischenmahlzeit auf die Seite: Milch, Brot und Butter oder Milchreis oder irgendetwas, alles, was sie von Carolina, der Köchin, bekommen konnte.

Sie wusste, dass ich etwas zu essen brauchte, aber sie verstand nicht, warum. Für den Mittag in der Schule trug ich, oder besser gesagt, der Soldat¹²² trug einen kleinen Korb mit meinem Mittagessen. Wir konnten es nicht aufwärmen. Die Legende von warmen Mahlzeiten für Schulkinder gab es damals noch nicht. Ich musste den kleinen Korb selbst vorbereiten. Manchmal kam ich zu spät, manchmal wusste ich nicht, was ich hineinlegen sollte, und manchmal gab mir Marguerite ein paar Münzen, um etwas zu kaufen: Schinken, Wurst oder was auch immer.

Lalli und ich sammelten Bilder, die man in winzigen, schlechten kleinen Schokoladentafeln fand, und oft kaufte ich diese Schokolade, um das Bild zu bekommen. Ich aß mein Brot mit dieser Schokolade, die so dünn wie eine Hostie war (immerhin eine dicke Hostie), und dann machte ich mir einen Spaß daraus, den Rest meines Brotes zu essen und mir vorzustellen, dass darauf eine Wurst oder etwas anderes Leckeres lag!

Um vier Uhr musste ich also unbedingt eine Kleinigkeit von Großmama zum Essen haben!

Bei Tisch, Via Leone X, hatte ich in der Regel keinen Hunger. Ich hatte oft einen Kloß im Hals und Marguerite oder Papa sagten: „Sie hat zu viel bei ‚der Nonna‘ gegessen!“ Marguerite sagte oft: „Sie isst nicht, was sie nicht mag!“ Das stimmte, vor allem, wenn ich keinen Hunger hatte. Also hatte ich mir ein strenges, sehr strenges Gesetz auferlegt. Nicht zu essen, wenn es etwas gab, das ich sehr gerne

¹²² Die Ordonnanz meines Vaters.

mochte, wie zum Beispiel Hühnchen. Ich wollte nicht, dass jemand zu mir sagte: „Sie isst nur, was ihr schmeckt!“ Manchmal sagte Papa entnervt und besorgt zu dem Dienstmädchen, das den Tisch bediente: „Bring ihr Milchkaffee, Brot und Butter.“ Ich freute mich wegen des Essens, das ich mochte, aber auch wegen Papas Tonfall, der Bände sprach. Marguerite sagte nichts. Das Hausmädchen gehorchte. Ich aber aß. Und Papa hatte „großen Mut“ bewiesen! Marguerites Beobachtungen waren an sich nicht böse, aber es waren der Ton und der Blick, die sie begleiteten, die mich verletzten, und meine Seele war so zerschunden, dass ich litt: Alles nahm dramatische Ausmaße an.

Ich sagte nichts zu Großmama, die alles tat, um meine Situation zu mildern. Sie kam, um mir Klavierunterricht zu geben. Sie hörte erst auf, als sie sah, dass ich wirklich nicht musikalisch begabt war und die Schule mich mehr interessierte. Aber wegen des Klavierunterrichts kam sie zur Via Leone X und war etwas öfter bei mir, weil sie es nicht wagte, die Anzahl der Stunden, die ich bei ihr verbrachte, zu übertreiben. Außerdem wurde bei ihr zu Hause das Klavier mindestens fünf Stunden am Tag von Lalli gebraucht!

Wisst ihr, was Angst ist?

Nicht die Angst vor dem Teufel oder dem Dieb oder dem Mörder, sondern die echte Angst, die Angst vor nichts und allem, vor der Dunkelheit, den Toten, die sind wo? Nirgendwo und überall. Die Angst vor dem, was man nicht sieht, aber ahnt, sich vorstellt, die Angst vor dem Unbekannten, das weder erforscht noch verstanden wird, so etwas wie Elektrizität, bevor sie gezähmt und kanalisiert wurde, eine Art „Ding“ – ungreifbar, aber existent. Es gibt Menschen, die an Gespenster glauben, nein, das ist es nicht, es ist fast noch schlimmer. Hat das in irgendeiner Weise etwas mit der Übertragung von Gedanken zu tun, mit all den Stimmen und Bildern, die uns einhüllen und die uns Radio und Fernsehen offenbart haben? Und die Röntgen- und Ultraviolettstrahlen und die „Ultra Ultra“, die unseren Globus einhüllen und die die moderne Wissenschaft sucht, entdeckt, einfängt, studiert!

All das zusammen machte diese Angst aus, die das nervöse Kind, das ich war, entsetzte. Als ich klein war, sagte ich mir: „Ich habe Angst, aber nachts schlafe ich mit meiner Gouvernante, und später werde ich bei meinem Mann schlafen!“ Aber es gab viele gruselige, unruhige Nächte zwischen der Gouvernante und dem Ehemann!

Nach der Geburt meiner Schwester Marcella, einem erwarteten und interessanten Ereignis, nahmen die Amme und das Baby mein Zimmer, und ich bekam ein Zimmer am Ende eines kleinen Korridors, der auf den Hof hinausging. Ich war also weiter weg, einsamer, und der Hof war klein und das Zimmer dunkler. Die Angst wurde größer. Nachts lag ich viele Stunden mit weit aufgerissenen Augen auf dem Rücken, um die rechte und linke Seite meines Bettes zu überwachen. Ich hätte so gerne mein Bett an der Wand gehabt, dann hätte ich mich auf die Seite legen können, mich ausruhen, den Rücken an die Wand gedreht und nur eine Seite im Auge behalten müssen.

Aber nein, das war wegen der Reinigung nicht möglich, sagte man mir, und „das seien Dummheiten“. Wie viele „Dummheiten“ für Erwachsene sind zwingende Notwendigkeiten für Kinder! Das Holz am Kopfende des Bettes war auf beiden Seiten geschnitzt und bildete eine kleine Leiste, an der ich die beiden elektrischen Kabel, das für das Licht und das für die Klingel, angebracht hatte, denn früher gab es Klingeln, um die Dienstmädchen zu rufen. Im Dunkeln war ich beunruhigt. Sind die beiden Drähte noch an ihrem Platz? Man musste nachschauen, und beim Nachschauen lösten sich die beiden Drähte. Man musste sie finden, sie nehmen, sie wieder anbringen.

In manchen Nächten, den schlimmsten, stand ich auf und ging in die Toilette, mit dem Rücken gegen die Wand beobachtete ich den kleinen Raum vor mir und von beiden Seiten. Was überwachte ich? Genau das war das Problem, die Angst vor allem und nichts, vor dem Unerklärlichen.

Am Tag nach solchen Nächten war ich genervt und müde und einmal hatte ich das Pech, zu sagen, dass es mir besser gehen würde, wenn ich nur etwas Lebendiges im Zimmer hätte. Man stellte mir den Käfig mit dem Vogel hin, und anstatt still zu sitzen, wachte dieser dumme Vogel ab und zu auf, schlug mit den Flügeln, ließ seine

Körner fallen und es wurde noch schlimmer. Der Vogel musste auch nächtliche Ängste haben. Ich war schweißgebadet und dachte schon am Nachmittag an die bevorstehende Nacht.

Mutterholz, bei meinem ersten Au-Pair-Mädchen,
Lina Hirn, verheiratete Frantz.
23. Mai 1976.

Acht Monate ohne zu schreiben! Aber was für eine Zeit! Krebs, Brustentfernung, dann drei Monate Ruhe¹²³ und Einladungen, um mich auf andere Gedanken zu bringen (Saint-Étienne, Sirmione und das Elsass). Ich bin also beim Kapitel über die Religion angelangt, wichtige Seiten.

Religion kann ein Grund für Freude, Vertrauen und Frieden sein, oder auch ein Grund für Qualen. Für mich war sie viele Jahre lang eine Ursache von Qualen, aber auch eine „Suche“, die ich für ehrlich halte. Nie ein Desinteresse.

Ich hatte also gesagt, dass ich Katholikin werden wollte! Kann ein Kind zwischen acht und elf Jahren solche Dinge entscheiden? Großmama traute sich nicht, etwas zu sagen, die familiäre Situation war schon kompliziert genug. Papa gestand mir später, dass er dachte, dass, wenn ich katholisch würde, viele Familienprobleme sich vereinfachen würden und da ich in einem katholischen Land lebte, wäre das Heiraten einfacher ... Von der Angst vor der Hölle hin und her gerissen, wollte ich meine Meinung trotz der Schwierigkeiten, die vor mir auftauchten, nicht ändern.

¹²³ Zu dieser Zeit wurden die ersten Nachforschungen über die Geschichte von Le Chambon während des Krieges von Philip Hallie angestellt. Er kam zu einem Interview mit mir in das Genesungsheim.

Philip Hallie (1922-1994) verfasste 1979 den ersten Bericht über die epische Geschichte der Rettung der Juden in Le Chambon-sur-Lignon, der 1980 ins Französische übersetzt wurde. Siehe Philip Hallie, *Le sang des innocents*. Le Chambon-sur-Lignon: Village Sauveur, aaO. Er lehrte an der Wesleyan University in Middletown, Connecticut (der großen methodistischen Einrichtung an der Ostküste) und hatte während des Zweiten Weltkriegs selbst in der Armee gedient (Anm. der französischen Editoren).

Man verlangte eine religiöse Unterweisung, die „entgegengesetzt“ zu der war, die ich erhalten hatte, ohne sie zu verstehen. In meinem tristen Zimmer in der Via Leone X zitterte ich morgens bei dem Gedanken an die Schrecken, die ich abends haben würde, und schrieb lange katholische Gebete ab, die ich mit mehr Angst und Langeweile als Freude aufsagte. Wie sollte ich an die merkwürdigen Dinge denken, die ich wiederholte? Wie konnte ich nicht an etwas anderes denken?

Das vergitterte Fenster meines Zimmers (wir befanden uns im Erdgeschoss) ging auf einen dunklen Hof hinaus, und ich konnte mit Elena, der kleinen katholischen Nachbarin, sprechen, die sich an mein Fenster hängte. Elena war zart, feurig und zusammen mit Lalli trieb sie mich in den Mystizismus. Sie starb einige Jahre später an Tuberkulose. Für Lalli und Elena war meine „Bekehrung“ eine Art Apostolat, eine Hoffnung und ein Erfolg. Für mich war es eine Qual. Elena und ich kommunizierten durch das Fenster. Sie kam aus einem „anderen Milieu“, wurde nicht ins Haus eingeladen, und außerdem war ich immer allein. Nur in der Schule und bei Großmama hatte ich Gesellschaft.

Es ist nicht so einfach, von der „Ketzerie“ zur „Wahrheit“ zu gelangen!¹²⁴ Wen sollte man wählen, mich zu unterrichten? Herr Jeymonat von der Waldenser Kirche, der mich anlässlich der Beerdigung meiner Mutter getauft hatte, war gestorben. Ich war in der sogenannten Schweizer Kirche von Lung-Arno Guicciardini angemeldet worden, aber die Beziehungen meiner Familie zu dieser Kirche bestanden nicht mehr. Man suchte Rat bei Pastor Giovanni Rostagno von der Waldenser Kirche. Er hätte zu meinen Gunsten eingreifen und den Religionswechsel eines kleinen Kindes verhindern sollen. Aber aus Feingefühl (ich gehörte nicht der Waldenserkirche an) und als reiner Intellektueller (er war Theologieprofessor) riet er zu Padre Magri.

Der Padre Magri? Ja, ich sollte von einem großen Prälaten, einem großen Theologen und darüber hinaus einem großen Kommentator der Göttlichen Komödie unterrichtet werden!! ... Trotz seines guten Willens, wie konnte ein solcher Mann die Qualen und Ängste eines

¹²⁴ D. h. vom Protestantismus zum Katholizismus.

Kindes verstehen, das nach „Sicherheit“ und einer besonderen Theologie suchte?

Die schöne Kirche Or' San Michele, die zu den Prachtbauten von Florenz gehört, ist für mich ein Ort des Schreckens geblieben. Früher gab es in der linken Ecke dieser Kirche eine schreckliche kleine, dunkle und feuchte Sakristei, die jetzt verschwunden ist. Der Geruch war beißend. In dieser Sakristei stand Padre Magri. Er war ein großer, gutaussehender Mann mit einem schönen, intelligenten Schädel und einer großen Nase. Er putzte sich lautstark die Nase, wobei er ein großes Taschentuch in beiden Handflächen hielt. In seine Nase führte er auch Schnupftabakpulver ein, und zusammen mit den Pfefferminzbonbons, die er lutschte, der Feuchtigkeit im Raum und dem Weihrauchduft aus der Kirche erzeugte das einen ganz besonderen Geruch, der mich seelisch und körperlich erstickte. Ich hatte Angst.

Großmama bat darum, am Unterricht teilnehmen zu dürfen. Padre Magri lehnte ab.

Dort fand meine erste Beichte „de visu“ (ohne Beichtstuhl) statt. Dort begannen meine Skrupel. Wie kann ich die Dinge „richtig“ machen? Wirklich „richtig“? Wo ist die Grenze zwischen gut und böse? Und wie viele Sünden sind möglich! Welche habe ich wirklich begangen?

Es wurde beschlossen, dass ich zusammen mit meinen Cousins Marcello und Fiorenza (Fiore) Grilli in der Privatkapelle des Erzbischofs von Florenz gefirmt werden sollte und nicht mit der Menge der gewöhnlichen Sterblichen! Die Zeremonie fand statt. Ich hatte eine Kerze in der Hand und mir wurde ein weißes Seidenband mit goldenen Pailletten um den Kopf gebunden, das die Stelle bedeckte, an der der Erzbischof mit geweihtem Öl meine Stirn gesalbt hatte (so ist das in Italien). Marcello und Fiorenza waren zufrieden, ruhig, geehrt und überhaupt nicht ängstlich, sich im „Palazzo dell'Arcivescovo“ (Erzbischöfliches Palais) zu befinden.

Und das war's: Ich war nun katholisch und vor der Hölle sicher, aber immer noch ein bisschen beschämt, dass ich nicht wie alle anderen war, dass ich „eine Konvertitin“ statt eine glückliche Auserwählte war. Ich war eine Unglückliche, die dazu verurteilt war, besser als die anderen zu sein, und dankbar für die „Gnade“, die mir gewährt worden war.

Und doch war ich nicht wirklich katholisch, noch nicht. Der Hindernislauf war noch nicht vorbei.

Der Priester der Mantellaten¹²⁵, der mich auf die Erstkommunion vorbereiten sollte, bezweifelte den Wert und die Echtheit meiner protestantischen Taufe. Er war royalistischer als der König, er, der einfache Priester, strenger als der Erzbischof von Florenz. Die protestantische Taufe, so hieß es, sei gültig. Aber manchmal taufte die Pfarrer mit Wasser, das nicht rein war, zum Beispiel mit Rosenwasser! Dann war die Taufe nicht gültig. Ich musste also unter einer Bedingung wieder getauft werden, indem man sagte: „Wenn du nicht getauft bist, taufe ich dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Aber es gab noch ein „aber“. Ich war kein Baby mehr und noch nicht erwachsen. Mit etwa zwölf Jahren musste ich meiner alten Religion persönlich und auf Lateinisch abschwören! Das Wort „renuntio“ klingt immer noch in meinen Ohren. Was kündigt ein junges Kind wie ich auf?

Es gab eine Retraite vor meiner Taufe und Erstkommunion, eine traurige Retraite in der Nähe der Kirche mit den Kapellen und den Gängen im dunklen Erdgeschoss des Mantellaten-Klosters. Die Mantellaten waren eine Stiftung von Santa Giuliana Falconieri, einer florentinischen Heiligen, deren nonnenhaft gekleidetes Skelett in einem Glassarg unter einem der Altäre in der S.S.¹²⁶ Annunziata bewundert werden kann! Dies ist die große Kirche in der Nähe der Säulengänge der „Innocenti“, des Krankenhauses für verlassene Kinder. erinnert ihr euch noch an die Portale, die mit den berühmten „Bambini“ von Luca della Robbia geschmückt waren?

Warum die Retraite bei den Mantellaten? Weil ich im nächsten Schuljahr als Internatsschülerin dorthin gehen sollte. Papa und die Familie sollten nach Verona gehen und ich sollte in Florenz bleiben. Warum nicht bei Großmama und Luba mit Lalli?

Meine Taufe fand also am Tag vor meiner Erstkommunion statt. Die Kirche der Mantellaten war immer für die Öffentlichkeit geschlossen. Die Nonnen standen im oberen Stockwerk hinter vergitterten Fenstern, die in die Kirche führten. An der gegenüberliegenden Wand befanden sich die Gitter, hinter denen sich die Schülerin-

¹²⁵ Mantellaten-Kloster, in dem ich später als Internatsschülerin lebte.

¹²⁶ Santa Santissima.

nen befanden. Die Zeremonien, die von oben fast nicht sichtbar waren, fanden darunter in der Kirche statt. Warum die Gitter, da die Kirche für die Öffentlichkeit geschlossen war?

Ich wurde also getauft. Es war „notwendig“. Ich war verlegen, verängstigt und traurig.

Am nächsten Tag fand die Erstkommunion statt. Wie viele Ängste gingen ihr voraus!

Zunächst wiederholte Beichten, weil man Angst hatte, eine der vielen möglichen Sünden vergessen oder wieder begangen zu haben, oder weil man sich nicht ganz sicher war, ob man sie nie wieder begehen würde.

Diese Sünden waren real oder eingebildet. Ich hatte sicherlich nicht alle von ihnen begangen und kannte sie auch nicht alle. Es gab lässliche (wenig wichtige) und tödliche (sehr wichtige) Sünden, aber letztere waren eher die Sünden von Erwachsenen. Doch selbst wenn man noch nicht ganz erwachsen war, war es bereits eine Todsünde, am Sonntag nicht zur Messe zu gehen oder am Freitag Fleisch zu essen. Es gab eine „Sündenskala“, eine Abstufung in ihrer Bedeutung, ähnlich wie die Mohs-Skala.¹²⁷

Ich hatte noch nie gestohlen, aber man hatte mir gesagt, dass es oberhalb von fünf Lire eine Sünde sei, eine Todsünde, aber nicht unterhalb von fünf Lire!

Es gab auch Sakrilegien, und das Beißen in die geweihte Hostie war definitiv ein Sakrileg. Man durfte nicht in den Leib Jesu „beißen“! Wir hatten zu diesem Zweck Vorübungen gemacht: Die Hostie war den zukünftigen Kommunionkindern auf die Zunge gelegt worden, aber diese war nicht „geweiht“. Es musste geübt werden, sie zu schlucken, ohne dass die Zähne sie berührten. Ich wartete mit Furcht und Zittern auf diesen berühmten Morgen.

Der Priester näherte sich mit kleinen Schritten und war mit bunten, bestickten Gewändern geschmückt, deren Bedeutung sich mir nicht erschloss.

Er hielt die Hostie zwischen zwei Fingern.

Er legte sie auf meine Zunge.

¹²⁷ Skala der Steinhärte: Talco, Gesso, Calcit, Fluorit, Apatit, Ortose, Quarzo, TGroßpapazio, Corindone e Diamante. Ich war so stolz darauf, dass ich sie auswendig gelernt hatte!

Das Tuch, das an der Balustrade hing, war dazu da, dass keine Krümel auf den Boden fielen, aber wenn die Hostie auf das Tuch fallen würde, was würde dann passieren? Diesmal war es wirklich eine geweihte Hostie, es war wirklich der Leib Jesu ... aber ... ich spürte nichts, gar nichts. Die Himmel öffneten sich nicht, mein Körper wurde nicht erschüttert, mein Geist blieb, wie er war, unruhig, erwartungsvoll, enttäuscht.

Und dann?

Nichts!



Später sagte mir André, dass meine Zeit im Katholizismus mich daran gehindert habe, auf einfache Weise zu glauben. Ich antwortete, dass auch der Protestantismus Dinge lehre, die ich nicht unterschreiben könne, auch wenn er, André, sie anders lehre.

André versuchte, mich zu „befreien“, dann respektierte er „meine Religion“, „Magdas Religion“, wie er sie nannte. Und in meinem Leben als Pfarrersfrau habe ich mit meinem Mann vor allem in sozialer Hinsicht zusammengearbeitet.

Wir hatten beide unser Tätigkeitsfeld. Oft treffe ich Menschen, denen André viel geholfen hat und auch „ein bisschen“ ich (den Verhältnissen entsprechend), je nach meinen Möglichkeiten, ohne dass ich gezwungen wäre, etwas zu sagen, was ich nicht geglaubt habe.

Die Tatsache, dass ich nie das Abendmahl eingenommen habe, außer zwei oder drei Mal in meinem Leben als Pfarrfrau, hat die Gemeindemitglieder nicht vom Heiligen Mahl ferngehalten. Meiner Meinung nach, vielleicht aufgrund meiner katholischen Erfahrungen, hat die Reformation dieses symbolische Mahl nicht genug als spirituelles Element wahrgenommen und ist nicht genug zu den Wurzeln zurückgekehrt. In den ersten Jahrhunderten war das Abendmahl wirklich eine „Cena“ (*cena* auf Lateinisch = Mahlzeit am Abend). Es stimmt, dass die alten Christen sich zu sehr in materialistischen Mahlzeiten ergehen ließen. Aber man kann die „Dinge des Geistes immer in Dinge des Fleisches“ verwandeln, und das ist kein Grund, das Abendmahl zu einem offiziellen Ritus zu machen, um den Missbrauch eines echten gemeinsamen Essens zu verhindern.

Würden wir alle Mitglieder, die in unseren evangelischen Kirchen zum Abendmahl gehen, zu uns nach Hause an unseren Tisch einladen? Das ist eine Frage, die ich mir stelle. Natürlich wären das zu viele Gäste auf einmal. Aber ich spreche nicht von der Anzahl. Es geht vielmehr um die Rasse, die Nationalität, den sozialen Rang, die Sympathie oder Antipathie, die Freundschaft oder die Feindschaft, die man für die einen oder die anderen empfindet.

Das Essen, das man als Gruppe in der Kirche annimmt, unterscheidet sich von dem, was man privat, zu Hause am eigenen Tisch, annimmt.

Meine Kinder haben mich oft für ungläubig gehalten, und sie haben sich geirrt. Wir hätten in der Familie über all das reden sollen. Aber unser Leben war zwar nützlich und interessant, aber auch anstrengend und hektisch, was die spirituelle Intimität in der Familie nicht gerade erleichterte. Und es stimmt ja auch: Es ist kompliziert, Frau und Kinder eines Pfarrers zu sein!

Als spirituelles Testament hinterlasse ich meinen Kindern zwei Ideen, die ich für richtig halte:

1) Wenn es nicht irgendwo eine Quelle der Hoffnung, Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe gäbe, hätten wir die Hoffnung auf Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe, die wir in jeder Religion und auf jeder Stufe der Zivilisation finden, nicht in uns verwurzelt. Und diese Quelle nenne ich Gott.

2) Ist Jesus Christus der Sohn Gottes? Ist das Neue Testament immer noch ein Ausdruck der Wahrheit, ohne Spuren von Mythologie, Irrtümern, Legenden, ohne Spuren des Bedürfnisses, das man vielleicht hatte, um das, was man stark empfunden hat, in Geschichten zu konkretisieren? Das spielt keine Rolle. Es gibt genug wunderbare Lehren in der von Jesus ausgedrückten Philosophie, um die Welt zu verwandeln und zu einer Art „Reich Gottes“ zu machen, wenn wir nur die Hälfte von dem, was Jesus uns gelehrt hat, in die Tat umsetzen würden.

André sagte zu Recht, dass der Wert dieser Lehre darin besteht, dass sie in allen Epochen anwendbar ist, unabhängig von der historischen, moralischen und spirituellen Entwicklungsstufe des Menschen. Ich glaube, dass die Lehre des Evangeliums dieselbe bleibt, aber dass sich unsere Interpretation ändert, weil der Fortschritt nicht vor unserer Generation Halt machen wird. Die Lehre Jesu wird

weitergehen, sich weiterentwickeln und in der Zukunft auf die verschiedenen Probleme angewandt werden können, die ein zu langes Mittelalter uns noch an der Lösung gehindert hat.

Aber zurück zum Thema, d. h. zu meinem frühen Katholizismus.

Meine erste Reise nach Russland folgte kurz auf meine Erstkommunion.

Unser Großvater Vladimir Wissotzky war eine große Persönlichkeit in Verjbolovo (Kibarti), an der deutsch-russischen Grenze in Ostpreußen. Er war General des Zolls. Er war ein orthodoxer Christ. Lalli, Dudy und ich waren daher vom Besuch der orthodoxen Messe befreit.

Aber war das nicht eine Todsünde? Wie kam es, dass die Tatsache, einen orthodoxen Großvater zu haben, eine Veränderung in der Sündenskala von drei katholischen Mädchen bestimmen konnte?

Ich werde später auf die Reise nach Russland zurückkommen.

Ab dem Ende der Ferien 1914 war ich Internatsschülerin im katholischen Kloster der Mantellaten. Dort wurden die Töchter der feinen Gesellschaft von Florenz und noch mehr junge Mädchen von außerhalb, vor allem aus Süditalien, aufgenommen, um die toskanische Sprache, die klassische italienische Sprache, zu lernen. Diese Sprache gut zu sprechen sollte die Reize der zukünftigen Damen der feinen Gesellschaft oder derjenigen, die hofften, später durch Heirat dazuzugehören, erhöhen.

Wie viele Abende, wie viele lange Nachtstunden verbrachte ich damit, erfolglos die paar „Ave Maria“, „Gloria Patri“ oder „Pater Noster“ zu wiederholen, die mir der Beichtvater als Buße auferlegt hatte! Denn nach der Beichte war vor der Buße. Das Gebet, die Freude und der Schwung der Seele wurden in eine Strafe verwandelt! Ich wollte an das denken, was ich sagte, aber die wiederholten Gebete, immer die gleichen, verleiteten mich zur Ablenkung, und dann musste ich alles noch einmal machen, auch die gut aufgesagten Gebete! Niemand zwang mich dazu, aber ich glaubte, es sei selbstverständlich und unerlässlich.

Doch meine Mitschülerinnen kamen aus dem Beichtstuhl, murmelten ein paar Gebete und gingen zufrieden und erleichtert von

ihren Sünden weg, ohne groß über die gemachten Versprechen nachzudenken. Ich konnte das nicht und hoffte, dass mir meine Gebete am Abend in der Stille der Nacht besser gelingen würden. Wie viele Skrupel, wie viele Ängste, wie viele schlaflose Stunden!

Dann wurde ich nach und nach erwachsen, dachte nach und begann, die erhaltenen Lehren selbst zu beurteilen. Luba half mir dabei. Ich war dreizehn Jahre alt. Wir sprachen über Adam, Eva und die Sünde, und als ich mich besorgt fühlte, sagte sie mit Autorität: „Aber komm schon, das wirst du doch nicht glauben! Das ist eine Legende!“ Bei diesen Worten fiel mir eine große Last von den Schultern. Ja, es war eine Legende, und nach und nach entdeckte ich weitere solcher Legenden und schuf mir eine persönliche Theologie, hinkend wahrscheinlich, aber persönlich und ständigen Änderungen unterworfen.

Am Anfang sagte der Beichtvater zu mir: „Aber wie können Sie, eine Bekehrte, so denken?“ Tja, ich war eine Bekehrte, aber offensichtlich nicht ausreichend bekehrt. Was sollte ich tun?

Später wechselte der Beichtvater (Beichtväter wechseln in Klöstern von Zeit zu Zeit, und das aus gutem Grund, um einerseits übertriebene Freundschaften und Bewunderung, andererseits Antipathien und Revolten seitens der Nonnen und Schülerinnen zu vermeiden). Ich sagte dem neuen Priester nicht, dass ich eine „Konvertitin“ sei.

Dann änderte sich der Tonfall des Gesprächs. Er sagte zu mir: „Wie können Sie, die Sie in einer christlichen Schule aufgewachsen sind, wie eine Ketzerin, wie eine Protestantin argumentieren?“ Ich war also nicht mehr eine „Konvertitin“, sondern eine „Ketzerin“, eine „Protestantin“. Wozu also all mein Zögern und Leiden? War es überhaupt möglich? Ich protestierte, stellte ganz allein eine Religion her, die ich verlassen hatte, ohne sie zu kennen? Was sollte ich also tun, was sollte ich werden?¹²⁸ Es war einfach: nicht mehr beichten, nicht mehr zur Kommunion gehen und versuchen, „zu denken“.

Eines Tages betrat ich entschlossen den Beichtstuhl. Nicht den kleinen hölzernen Beichtstuhl, den es in Kirchen gibt: In Klöstern sind es zwei kleine Räume ohne Verbindung, mit einem Betstuhl auf

¹²⁸ Ich beschreibe nicht die indiskreten Fragen der Beichtväter, die die Verwirrung in meinem Geist noch vergrößerten.

der einen Seite und einem Sitz auf der anderen Seite für den Beichtvater. Dazwischen befindet sich ein „fenestron“, das mit einem dicken, körnigen roten Stoff bedeckt ist.

„Nun, Pater, ich will nicht beichten ...“

„Aber warum?“ (Überraschung, Erstaunen, Missbilligung im Tonfall der Stimme).

„Weil ich nicht daran glaube ...“

Erstaunliche Szene! Der Priester sagte mir dann, ich solle eine Weile bei ihm bleiben und nicht gleich hinausgehen, damit ich kein schlechtes Beispiel gebe, indem ich den Mitschülern zeige, dass ich nicht gebeichtet habe.

Da brach es aus mir heraus: „Wie, Sie sind es, der mir das Lügen beibringt? Meine Mitschüler wissen Bescheid. Ich habe es ihnen bereits gesagt. Wegen so etwas werde ich doch nicht lügen!“ Ich war empört, aber der Priester, der arme Kerl, er tat seine Arbeit! Er wollte die Seelen meiner Mitschüler retten. Er wollte sie nicht anstecken! Er ging nicht so weit wie die Inquisition von früher. Das Mittelalter war weit weg, aber wenn man glaubt, im Besitz der Wahrheit zu sein, ist man versucht, sie zu verteidigen. „Der Zweck heiligt die Mittel“, sagte Machiavelli, und ob für religiöse oder politische Ideen, die „Hexenjagd“ ist immer die Regel; Diktatur ist immer eine Gefahr, und es ist immer die Wahrheit, die man verteidigt. Der arme Priester kämpfte so gut er konnte. Er musste sich wie eine Fliege in einem Spinnennetz fühlen, und ich ließ ihn das spüren, und mit welcher böser Freude! Ich war die Rächerin! Wo wird sich der Stolz verstecken?

Später, nach den fünf Jahren bei den Mantellaten, wunderte sich Großmama, dass ich sonntags nicht zur Messe ging. Meine „Bekehrung“ hatte ihr leidgetan und sie hatte nicht den Mut gehabt, sich dagegen zu wehren, indem sie meinen Vater darauf hinwies, dass ich nicht verstand, was ich tat. Sie wollte sich nicht aufdrängen und die Familienbeziehungen waren, wie ich bereits sagte, auch ohne das schon angespannt genug. Arme Großmama!

Der Gedanke, dass ich überhaupt keine Religion hatte, beunruhigte Großmama. In Wirklichkeit näherte ich mich der Waldenser Kirche an; ich ging sogar zum Pastor für Gespräche, aber ich wollte nicht, dass Großmama das wusste. Sie wusste, dass ich manchmal in die evangelische Kirche ging, und als sie eines Tages einen meiner

Aufsätze las, sagte sie: „Das hast du in der evangelischen Kirche gelernt!“ (Es ging um ein Urteil über den „fato“¹²⁹ der Helden in den griechischen Tragödien). Großmama begleitete mich beim Lernen und half mir sehr.

Viel später, nach ihrem Tod, tat es mir leid, dass sie nicht wusste, dass ich „suchte“, dass der Protestantismus mich interessierte. Der Pastor sagte mir, er habe mein Geheimnis nicht verraten, aber eines Tages habe er auf Großmamas Sorgen geantwortet und ihr gesagt, dass es Hoffnung gebe, was sie aufgeklärt und zufrieden gemacht habe. Arme Großmama! Sie, die von einem „nihilistischen“ Vater und einer orthodoxen Mutter erzogen worden war, war durch Tolstoi und ihre Lehrer in Genf, die gleichzeitig Pastoren der reformierten Kirche waren, zum Evangelium hingezogen worden (sie hörte ihnen in der evangelischen Kirche zu, um ihre Französischkenntnisse gut zu verbessern!).

Da ich von der Waldenserkirche profitierte, ohne mich dort einzuschreiben (Freiheit, geliebte Freiheit nach so vielen Schwierigkeiten), zahlte ich weiterhin Großmamas Beiträge. Ihr Name, „Varia Wissotzky“, stand also weiterhin auf der Liste der Beitragszahler, während mein Name dort nicht auftauchte!

Kurz, wie bin ich offiziell aus dem Katholizismus ausgetreten?

In Florenz ging ich eines schönen Tages zu einem Priester, der als offen und intelligent galt. Ich schlug ihm vor, nicht „aus Stolz“ aus der Kirche auszutreten, sondern mich einmal im Jahr gemäß der Regel der Beichte zu unterziehen, ohne zur Kommunion zu gehen, um mir selbst zu beweisen, dass es nicht diese unangenehme Zumutung war, die mich von der Kirche entfernte. Jedoch: Ich behalte mir die Freiheit vor, an das zu glauben, was ich wollte. „Das ist unmöglich“, sagte der Priester zu mir: „Entweder in der Kirche oder außerhalb der Kirche.“ Was für eine Erleichterung! Ich war also frei, aus der Kirche ausgeschlossen, nicht aus Stolz, sondern wegen der Unmöglichkeit, anderes zu tun! Ich konnte also „meine Quellen des Lebens“ suchen, wo ich wollte! Ich suchte sie vor allem in der Waldenserkirche, ohne irgendwelche Verpflichtungen einzugehen und ohne den Pastor zu „betrügen“, da ich den Mitgliedsbeitrag von

¹²⁹ „fato“ = das Schicksal, die Bestimmung („fate“ auf Englisch).

Großmama bezahlte! Was für ein Glücksfall! So begann: „Magdas Religion“, wie Papa sagte!¹³⁰

Kinder, Religion und Politik waren immer wieder Anlass für Diskussionen zwischen André und mir, aber welche Aufrichtigkeit, welche Liebe und welche Wahrheit in unseren Beziehungen, und wie viel Gutes ich von André empfangen habe!

Vielleicht hat auch er etwas von mir empfangen? Mit einer anderen Frau wäre er vielleicht nicht ganz das gewesen, was er war ... Ich sage „vielleicht“, aber das ist eine falsche Bescheidenheit. Ich bin mir dessen sicher, und es tröstet mich über all das hinweg, was ich in den vierundvierzig Jahren unserer Ehe nicht oder falsch gemacht habe.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr erscheint mir diese zweite Taufe als eine lächerliche Zumutung.

Ich wurde am 2. November 1901 geboren, meine Mutter starb am 27. November. Sie hatte gesagt, dass sie wie mein Vater Protestantin werden wollte, obwohl mein Vater auf seine Weise protestantisch und sie selbst auf ihre Weise orthodox war.

Herr Lewitzky, der russische Priester, wusste nichts davon und kam nach dem Tod meiner Mutter, um sie zu beerdigen. Seine Tochter, eine gute Freundin meiner Mutter, wusste auch nichts davon und ihre Überraschung war vollkommen.

Dann am 29. November war es Herr Guymonat, der Gründer der Waldenserkirchen in Florenz, der zur Beerdigung meiner Mutter kam. Ich war dabei und er taufte mich. Diese Taufe, die unter Tränen stattfand, die das Ergebnis einer ernsthaften Entscheidung war, die mein Vater und meine Mutter getroffen hatten, diese Taufe sollte nicht gültig sein? Ich kann es immer noch nicht glauben!

¹³⁰ Brief, den André am 27. April 1947 aus Viterbo an Jispa schrieb, die in Le Chambon geblieben war und für den Haushalt sorgte: „Meine kleine Jispa, Magda und ich sind sehr glücklich und wir fühlen uns vereint und nützlich, ohne Reibereien. Magda hat ihr Geschäft, hat ihre Religion. Ich auch, und trotz der Müdigkeit geht alles gut, dank Euch, unserer Vorsehung. Eine große Vorsehung Gottes in einem kleinen Körper. Wir lieben alles innig: die Vorsehung und den Körper, Ihr Gebet und Ihre Sanftheit. – Danke – Ihr A.T.“

Diese Taufe wurde in der Reformierten Kirche von Frankreich in Florenz registriert, der Kirche, die fälschlicherweise als „Schweizer Kirche“ bezeichnet wurde.

Ich wurde also mit einer bizarren religiösen Einführung in das Leben geworfen.

Orthodox?

Protestantisch?

Ohne Religion?

Die Zukunft sollte darüber entscheiden.

Dienstag, 21. September 1976
(vom 21. bis 23. September)

Es ist merkwürdig, dass ich nur außerhalb meines Hauses wirklich schreiben kann: im Mai 1975 in Pioppi, im September 1975 in Aix-les-Bains, im Mai 1976 in Mutterholz und jetzt im September 1976 in Minneapolis bei Nelly. Dennoch werde ich auch zu Hause schreiben müssen, denn die Zeit drängt, das Leben wird kürzer ...

Minneapolis, die Blätter, die sich röten, die Bäume, die Feuer fangen wie Fackeln, die in der Sonne lodern, die stillen, klaren Seen, die Ruhe in Nellys Haus und der Fernseher und das Radio, die ich ausschalte, um zu schreiben und die Präsidentschaftswahlen in den USA zu vergessen¹³¹, die Erdbeben in Italien und anderswo, den Krieg im Libanon und alles andere. Ich muss den Faden meiner Erinnerungen an 1914 wiederfinden.

Da Papa und Marguerite nach Verona gezogen waren, hatte ich eine kurze Verschnaufpause bei Großmama Wissotzky in dem Viale Margherita. Ich besuchte die Schule „alle Complementari“ (warum

¹³¹ Die Wahlen im November 1976, bei denen der demokratische Kandidat Jimmy Carter gegen den Amtsinhaber, den Republikaner Gerald Ford (der Richard Nixon nach dessen durch die Watergate-Affäre ausgelösten Rücktritt zur Mitte der Amtszeit ersetzt hatte), gewann (Anm. d. franz. Editoren).

nicht das Gymnasium?). Lalli blieb zu Hause, um Klavier zu spielen, und sie hörte den Gesprächen der Erwachsenen zu. Man sprach über Russland und einen Besuch bei Großpapa. Dudy und Lalli sollten mit Großmama dorthin fahren. Ich beneidete sie. Wo würde ich im Sommer 1914 sein, bevor ich im September zu den Mantellaten gehen würde?

Eines Tages, als ich von der Schule nach Hause kam, erzählte mir Lalli, dass sie eine Postkarte gelesen hatte. Es ging um Russland und es war von mir die Rede. Vielleicht würde ich auch nach Russland gehen ... Lalli hatte eine Indiskretion gemacht, ich durfte nichts sagen. Ich wartete mit klopfendem Herzen ... und dann kam die Erlaubnis von Papa. Ich durfte nach Russland gehen! Großpapa Wisotzky bezahlte die Reise.

Was für eine Freude! Auch für mich wurde ein Pass vorbereitet. Russland war 1914 nicht wie die meisten anderen Länder; man brauchte einen Pass, um dorthin zu reisen, und ich war stolz darauf; das gab mir Bedeutung! Unter meinem Namen stand in diesem Pass ein Wort, das ich nicht kannte: „nubile“ (unverheiratet), und ich las „nobile“ (adlig). Ja, in der Tat, die Grillis sind adelig. Umso besser, das machte sich gut in dem Bild. Ein kleiner Vorteil, aber alles ist wichtig, wenn man nicht viel Angenehmes im Leben hat, wenn man sich davor fürchtet, als Schülerin in ein Kloster zu gehen, aber noch mehr davor fürchtet, nicht zu gehen und bei der Familie zu bleiben!

Russland hingegen war eine riesige Chance, eine unerwartete und wunderschöne Auszeit! Die Vorbereitungen gingen schnell, die Prüfungen wurden abgelegt und trotz der Gewissheit, in Mathe durchgefallen zu sein, bestanden, und wir machten uns auf den Weg. Großmama war wie immer davon überzeugt, ihre Pflicht zu tun und uns zu unterrichten. Dudy befand sich in der albernsten Phase, in der manche Mädchen ein bisschen schauspielern und auf die Kleineren herabschauen. Lalli und ich waren verrückt vor Freude, Erwartung und Hoffnung. Als Reisebegleiterin hatten wir Frau Crapavitzky dabei, die eine Menge Unsinn erzählte, von dem vieles lustig war, und sie lachte viel darüber, auch wenn Großmama nicht lachte. Sie heiterte die Reise auf und unterhielt uns, Lalli und mich. Großmama amüsierte sich nicht und Dudy setzte ihre überlegene Miene auf.

Erste Etappe war Verona. Leider setzte mich Großmama, eine

pflichtbewusste Frau, bei meinem Vater ab. Die Wohnung war genauso kalt wie die in Florenz. Die Langeweile sickerte durch. Goffredo, mein Bruder, war gerade geboren worden. Es waren trübe, lange Tage, während die anderen Verona besichtigten: das Amphitheater, die berühmte Brücke, die Gräber der Scaligeri und das Grab von Romeo und Julia ... Trotz ihres Wunsches, mich zu unterrichten, hatte Großmama nicht den Mut gehabt, mich im Hotel bei sich zu behalten: Ich musste in die „casa Grilli“ gehen.

Erst später besuchte ich Verona, vor allem mit André. Aber selbst wenn ich die Plätze und Denkmäler dieser schönen Stadt bewunderte, blieb immer ein bitterer Beigeschmack wegen dieses ersten, so misslungenen Besuchs.

Lalli war damals unermüdlich bei der Schilderung der Schönheiten Veronas, und das machte meine Situation nur schlimmer!

Danach kam München, dann Berlin, die Museen, die Kirchen, die Erklärungen von Großmama und die Postkarten, die sie uns kaufte und die ich immer noch aufbewahre! Wir durften nichts vergessen, wir mussten alles sehen, was wir sehen konnten, auch wenn wir es nicht verstanden. Wir verstanden, dass man sehen musste, dass es wichtig war, dass man wissen musste, dass man lernen musste, und das ist mir geblieben. Ich werde immer wieder kritisiert, mir wird gesagt, dass ich immer alles sehen will, und ich bin so enttäuscht, wenn die anderen, vor allem meine eigenen Kinder und Enkelkinder, nicht sehen wollen. Zum Glück war André wie ich, oder fast wie ich, und dieses ‚fast‘ hing von seinem kranken Rücken ab, der um Gnade schrie, und nicht von seiner Interesselosigkeit. Im Hotel in Berlin trafen wir Serge Wolkonsky¹³², der überrascht war, uns dort zu sehen.

An der russischen Grenze angekommen, wartete Großpapa auf uns und wir gingen ohne Schlangestehen durch den Zoll – und was für ein Zoll! Pässe, Bündel, Gepäck, Kisten, alles auf dem Boden verstreut. Das heilige Russland der Zaren schützte sich, war auf der Hut. In Russland waren die Eisenbahnschienen anders (und sind es immer noch), breiter, weiter auseinander. Die Waggons waren voluminöser, geräumiger. Im Kriegsfall konnten ausländische Konvois

¹³² Sohn von Micha und „Halbneffe“ von Großmama Wissotzky.

nicht ins Land eindringen; das war „die Strategie“. Es war weder der Eiserne Vorhang noch der Bambusvorhang, aber es war der allmächtige Zar, das Oberhaupt des Staates und der Religion, der sein Reich beschützte. Die Freiheit, von der so viel gesprochen wird, hat in Russland nie existiert, und das erklärt vieles.

Zwischen dem Bahnhof und dem Haus sahen und hörten wir einen Soldaten, der die „Balalaika“ spielte, und Frau Crapavitzky erklärte mit Tränen in den Augen, diesmal ohne zu lachen: „Jetzt sind wir ja wirklich in Russland!“ Sie vergaß, dass wir uns eher in Polen befanden!

Großpapa war schön, vornehm und freundlich. Er küsste Großmamas Hand, und es sah aus, als ob er uns schon immer gekannt hätte. Dudy war schon einmal mit Tante Olga und Georges in Russland gewesen. Großpapa war einmal in Florenz gewesen, aber ich (!) war nicht dabei. Ich war immer woanders, wo es besser gewesen wäre, nicht zu sein.

Das Haus von Großpapa war riesig und aus Stein gebaut. Im Erdgeschoss befand sich eine Reihe von Büros. Die darüber liegende Wohnung betrat man von einem Ende des großen Gebäudes aus. Eine Reihe von großen Wohnzimmern führte zum Esszimmer und dann zu unserem Schlafzimmer, für Lalli, Dudy und mich. Ich erinnere nicht, wo die Küche, Großpapas Zimmer, Großmamas Zimmer waren oder das von Augusta Schwartz, des alten deutschen Dienstmädchens, die zugleich „Haushälterin“ war und alles leitete.

Es gab einen sehr großen Garten mit einer Laube und Bänken, einen großen Gemüsegarten, in dem ein „Mudschik“ arbeitete, der manchmal dort auf dem nackten Boden in einer ‚Hütte‘ schlief, von der ich dachte, dass sie nur für Gartengeräte bestimmt war. Die anderen Häuser in der Stadt waren kleiner und die meisten aus Holz. Eines Tages präsentierte uns Großpapa in der Laube eine köstliche, frische Ananas, die er angeblich aus seinem Garten geholt hatte. Lalli und ich glaubten das, weil wir noch nie eine Ananas gesehen hatten.

Großpapa schien uns ein sehr bedeutender Mensch zu sein. Alle Leute grüßten ihn. Er konnte also auch in seinem Garten außergewöhnliche Früchte anbauen, warum nicht? Russland war auf jeden Fall ein riesiges, geheimnisvolles und außergewöhnliches Land, und Großpapa war ein Russe. Außerdem hatte er jede Menge Orden.

Großpapa hatte die kaiserliche Garde verlassen, um Großmama zu heiraten. Nach seiner Rückkehr nach Russland war er mit Hilfe der Wolkonskys in die Verwaltung eingetreten.

Einer der Zaren hatte Großmamas Vater für dreißig Jahre nach Sibirien geschickt. Ein anderer Zar, Nikolaus, der letzte Zar, machte Großpapa jedes Mal schöne Geschenke, wenn er seinen Grenzposten überquerte. Dudy hatte eine goldene Uhr, die der Zar geschenkt hatte, mit dem kaiserlichen Adler auf dem Deckel. Sie hatte sie gerade verkauft. Schade, ich hätte sie gerne gekauft. Es war ein historisches Stück.

All das erklärt, warum Großpapa und Großmama nicht dazu bestimmt waren, auf harmonische Weise zusammenzuleben!

Ja, Großpapa war ein wichtiger Beamter, so wichtig, dass er an seinem Geburtstag alle einlud, weil er Angst hatte, zu vergessen, jemanden einzuladen und ihn damit zu beleidigen. Offenes Haus, offener Tisch. Wir wohnten diesem Aufmarsch von Personen aller Art bei. Die aneinandergereihten Salons waren mit grünen Pflanzen bestückt, riesige Tische waren mit Essen bedeckt. Augusta und ihre Helferinnen ersetzten die Gerichte, wenn Platten und Schüsseln leer wurden. Enten, Frittiertes, Salate, Kuchen, Stapel von Süßigkeiten und Obst, eine nie – nicht einmal im Traum – zuvor gesehene gastronomische Ausstellung, und Menschen, die uns grüßten. Wir waren „die Familie“ desjenigen, der gefeiert wurde.

Lalli und ich interessierten uns für alles, sogar für die Autofahrten auf eintönigen Straßen, durch die weite Ebene, inmitten von Erbsenfeldern! Wir waren weit entfernt von der schönen Toskana, aber das war Russland, das Russland, von dem wir so sehr geträumt hatten!

Eines Tages brachte Großpapa Lalli und mich zu einem Fotografen, um uns fotografieren zu lassen. Er stand in der Mitte, wir beide die eine rechts und die andere links von ihm, ich mit einem hässlichen Gartenhut. Großpapa hatte nicht daran gedacht, uns für diesen außergewöhnlichen Anlass kleiden zu lassen. Lalli und ich waren sehr stolz, zumal wir die Auserwählten waren und nicht Dudy. Wir haben uns geheimnisvoll verhalten. Es war mit Großpapa abgesprochen, dass es sich um ein Geheimnis handelte, eine Überraschung, die nicht verraten werden durfte. Trotzdem prahlten wir so sehr damit, ein Geheimnis zu haben, und versuchten, Dudy und Großma-

ma dazu zu bringen, es zu erraten, dass sie sich schließlich alles Mögliche einbildeten. Das „Geheimnis“ in unseren Vorstellungen war zu einer möglichen Reise nach Königsberg in Deutschland geworden!

Das „Geheimnis“ wurde in Andeutungen erwähnt. Als dann nach acht Tagen der Fotograf das Foto brachte, wurde das „Geheimnis“ gelüftet und die hypothetische Reise fiel natürlich ins Wasser. Lalli und ich, vor allem ich, weinten. Der Traum war vorbei! Wir hatten fast schon daran geglaubt, um so größer wurde die Enttäuschung.

Ich erzähle dieses Abenteuer, weil es viele Dinge bei Kindern und auch bei Erwachsenen erklärt: bei Politikern, Künstlern, religiösen Menschen, bei allen, die denken, hoffen, sich etwas vorstellen und Träume in eine Art Realität verwandeln, an die sie schließlich wirklich glauben. Manchmal, aber nur selten, „funktioniert“ es trotzdem und der Traum wird Wirklichkeit.

In Wirballen¹³³, bei Großpapa, war die Nacht nie die richtige Nacht. Man konnte immer ein bisschen sehen. Die Sonne konnte man nicht sehen, also war es bei weitem nicht die Mitternachts-sonne. Aber es war eine endlose Dämmerung, die bis zum Morgen-grauen andauerte. Es war neu und faszinierend.

Ich schlief schlecht, ich dachte nach, ich hatte Angst, ich hätte die Zeit anhalten wollen, bei Großmama bleiben, den Schulbeginn bei den Mantellaten vergessen. Das große Russland breitete sich weit, weit hinter mir aus. Die großen Räume auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Mauern des Gartens der Mantellaten, die mich einsperren würden, verfolgten mich.

Eines Tages tauchten ein paar Soldaten auf, drei oder vier, dann noch ein paar mehr. Das Telefon klingelte oft, auch nachts; Großpapa war besorgt und sprach mit Großmama auf Russisch. Er bekam viel Besuch. Er pendelte zwischen den Büros und der Wohnung hin und her. Eines Morgens regnete es. Lalli und ich beobachteten die Wassertropfen, die sich an der Fensterscheibe jagten, und sahen ein paar bewaffnete Soldaten, die sofort verschwanden. Sie schienen sich zu verstecken. Die Soldaten hatten die pommerschen Gänse

¹³³ Wirballen: heute Kybertai in Litauen an der Grenze zwischen Litauen und der russischen Enklave Kaliningrad (Anm. d. franz. Editoren).

ersetzt, die noch vor wenigen Tagen entlang der Grenze spazieren gegangen waren.

Dann platzte die Bombe. Wir mussten weg, ja, alle vier mussten weg, und zwar schnell, denn es war Krieg. In Österreich war wer weiß wer getötet worden¹³⁴, das hatte alle aufgewühlt und schließlich war ein großer Krieg ausgebrochen, der Erste Weltkrieg. Großmama und ich mussten auf jeden Fall bald nach Hause, leider! Aber Dudy und Lalli sollten einen Aufenthalt bei Tante Olga machen, die in Karlsbad in Österreich zur Kur war und in Kürze zu uns stoßen sollte.

Die Soldaten kamen jetzt in Massen und versteckten sich nicht mehr. Großmama hatte ihr typisches Gesicht aufgesetzt, ein Gesicht der Missbilligung und der Sorge. Großpapa bedauerte unseren Aufbruch, zögerte, verschob ihn, fixierte ihn wieder neu und schließlich brachen wir auf, ohne auf Tante Olga zu warten.

Sie kam am Tag nach unserer Abreise an, erschrocken, weil sie sich uns noch in Russland vorstellte, und reiste gleich wieder ab, um uns in Berlin zu treffen. Die kleine Brücke, die als Grenze zwischen Wirballen (Russland) und Eydkunen (Deutschland) diente, war bereits gesprengt worden. Zum Glück hatte Tante Olga noch ein paar österreichische Kronen, denn wir konnten unsere russischen Rubel nicht mehr umtauschen. Es war unmöglich, eine Fahrkarte für die Eisenbahn zu kaufen. Die Züge waren überfüllt, die Bahnhöfe wahre Kriegsschauplätze; mit Kreide stand auf den schwarzen Waggons geschrieben: „Nach Paris!“ und die jungen Soldaten brüllten begeistert, heißgelaufen wie immer, sicher, dass sie einem Sieg entgegengehen würden, der zu einer besseren Welt führen würde. Dieser Krieg sollte fünf Jahre dauern, und was für ein schrecklicher Krieg, der zu was führen sollte? Zu einem Zweiten Weltkrieg zwanzig Jahre später!

Inmitten der großen Verwirrung wandte sich Großmama an den Fahrkartenschalter, um sich zu erkundigen. „Aber wohin wollen Sie noch gehen? Es gibt Krieg überall!“

¹³⁴ Es handelt sich um die Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo im Juni 1914. Damals war die Region Teil des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs.

Tante Olga fand für uns ein Hotel der unteren Klasse, ganz anders als das Friedrichsbahnhofhotel, in dem wir auf dem Hinweg Serge Wolkonsky getroffen hatten! Wir verbrachten eine schlechte Nacht. Lalli und ich lagen in einem Einzelbett, und Großmama saß in einer Art Sessel, die Beine auf einem Stuhl, der höher war als der Sessel! Arme Großmama, die sich immer um andere kümmerte! Die wenigen Kronen von Tante Olga „retteten uns das Leben“. Wir konnten die Reise fortsetzen. Lalli und ich wollten nicht, dass man uns „das Leben rettete“, indem man uns erlaubte, zu gehen. Wir träumten von endlosen Komplikationen, einer endlosen, interessanten Reise und langen Abenteuern, und ich sah, wie sich das Datum für den Eintritt bei den Mantellaten immer weiter nach hinten verschob. Verschieben? Oder vielleicht sogar ganz verschwinden?

Durch komische Fahrpläne und viele Zugwechsel kamen wir an den Bodensee, nach Lindau. Mit dem Zug konnten wir nicht weiterfahren. Die Verbindungen waren unterbrochen. Wir konnten mit einem Schiff von Lindau in Deutschland bis nach Rorschach in der Schweiz fahren. Großmama war begeistert, in der Schweiz zu sein, einer neutralen, pazifistischen Schweiz, einer Schweiz, die sie in ihrer Jugend mit ihrem Vater, der freiwillig ins Exil gegangen war, und ihrer Mutter aufgenommen hatte. Aber die damalige Schweiz war bis an die Zähne bewaffnet. Die Schweizer Soldaten drängten sich in den Bahnhöfen mit seltsamen Bündeln auf dem Rücken, als wollten sie eher in die Berge als in den Krieg ziehen. Sie waren „misstrauisch“, bereiteten sich auf einen möglichen Krieg vor, und das gab ihnen ein wichtiges Aussehen.

Großmama war enttäuscht. Wo war die Schweiz ihrer Jugend? Trotzdem weckte sie uns jeden Moment, um die Seen, die Chalets und die Berge zu bewundern. „Schaut, schaut“, sagte sie, aber wir fielen vor Müdigkeit und Schlaf um. Wir schafften es immer, den „letzten Zug“, das „letzte Schiff“ zu erwischen, und die Abenteuerhoffnungen von Lalli und mir schwanden; unsere Augen fielen uns gegen unseren Willen zu. In meiner Erinnerung sehe ich Seen, Hütten und Berge als gepunktete Linien vor mir, unterbrochen von Großmamas „Schaut, schaut“ und kleinen Nickerchen, obwohl wir uns bemühten, die Augen nicht zu schließen.

In Zürich bekamen wir Milchkaffee und Brötchen, mehr nicht. Und in Mailand, nachdem wir den letzten Zug über den Gotthard

genommen hatten, empfing uns die Heilsarmee, die von Großmama (Kapitän Guarnoli) alarmiert worden war, und lieh uns Geld, um bis nach Florenz zu kommen.

Dort fiel der Vorhang. Später erfuhren wir, dass die Russen, die nach uns gingen, die Dardanellen durchqueren mussten ..., das Schwarze Meer, die Türkei: alle Abenteuer für die anderen ... und für Lalli und mich die Rückkehr in das normale Leben.

Kann man den Eintritt in ein katholisches Kloster als „normal“ bezeichnen, nachdem man zuvor in einem protestantischen „Kloster“ gewesen ist? Dies wird jedoch in einem anderen Kapitel beschrieben.

Minneapolis
vom 23. bis 25. September 1976

„Die Mantellaten“: das (Kloster der) Mantellaten.

Mantello: Mantel.

Bei großen Zeremonien zogen die Schwestern einen symbolischen Mantel aus leichtem schwarzen Stoff an, nicht um sich vor Kälte zu schützen, sondern um ihre Bezeichnung zu ehren: die „Mantellaten“: „die Mantelträgerinnen“.

Es war der 3. September 1914. Der Krieg war in vollem Gange. Italien befand sich zwar noch nicht im Krieg, aber die Schulen sollten für Verwundete beschlagnahmt werden, und die Mantellaten beschlossen, die Schüler der unteren Klassen trotz des Schulbeginns auf dem Land zu behalten. Dies dauerte ein ganzes Jahr lang.

Ich kam in Careggi an, vor dem Gitterzaun der Villa San Giuseppe, einst eine der vielen Villen der Medici, nur wenige Kilometer von Florenz entfernt.¹³⁵ Meine Erinnerungen sind verwirrend. Tante

¹³⁵ Sotto Fiesole, eine Villa, die von den Mantellaten aufgekauft wurde. Viele Jahre später liehen uns die Schwestern diese Villa für den Urlaubsmonat, den André, Jispa und ich in Florenz verbrachten. Mein Sohn Daniel war auch dort. Wir schliefen alle im Arbeitsraum der Schwestern, wie in einem Schlafsaal.

Olga hatte mich begleitet. Lalli war mit Großmama und Luba in Marina. Ich selbst blieb allein zurück, wieder eine Internatsschülerin, für Jahre eingesperrt und nicht teilweise wenigstens so frei wie bei den Diakonissen. Ich war eine Neue. Es gab noch eine andere Neue, Elena Barsanti. Auch sie hatte ihre Mutter nie kennengelernt. Das war eine Verbindung zwischen uns. Ihre Mutter war nach der Entbindung verrückt geworden; sie war in einer psychiatrischen Klinik und erkannte niemanden. Elena hatte beschlossen, sie nach der Entlassung aus dem Kloster zu besuchen, aber ihre Mutter war einige Monate zuvor gestorben! Elena war ein Jahr älter als ich. Sie war in einer fortgeschritteneren Klasse und ging daher für den Winter in das Kloster in der Stadt. Danach trafen wir uns wieder. Sie verließ das Kloster ein Jahr vor mir, aber die Freundschaft hielt unser ganzes Leben lang. Sie ist mittlerweile gestorben, aber ich habe immer noch eine Verbindung zu ihren Töchtern. Ich werde später noch einmal über diese Freundschaft sprechen.

Am Tag nach meiner Ankunft bei den Mantellaten wurde mir eine Uniform angezogen. Mein Haar, das noch zu kurz war, um es zu flechten und um den Kopf zu rollen, wurde zusammengebunden: Der kleine Pferdeschwanz wurde umgedreht und wieder gefaltet. Das bildete einen kleinen, hässlichen Knoten hinter meinem Kopf, den man „il castagnino“ = die kleine Kastanie nannte. Die Uniform bestand im Winter aus königsblauer Wolle und im Sommer aus bedruckter Baumwolle. Lange Ärmel auch im Sommer, kleiner Offizierskragen (im letzten Jahr, 1919, hatte die Sommeruniform einen Schnitt „alla marinaia“; großer Fortschritt). Im Sommer und Winter war die Büste gefüttert. Es gab kleine Falten auf der Vorderseite, damit die Brust größer werden konnte, und große horizontale Falten am unteren Ende des Rocks, damit wir wachsen und den Rock verlängern konnten.

Im Hochsommer auf dem Land oder am Meer in Quercianella, wohin wir einen Monat lang fuhren, wenn die Eltern den Zuschlag zahlten (für mich wurde er bezahlt), trugen wir eine große, auf dem Rücken geknöpfte Schürze mit weißen und blauen Linien bis zum Halsausschnitt, die aber immerhin halbe Ärmel hatte. Wir atmeten!

Im Sommer gingen wir jeden Tag raus, aufs Land oder ans Meer, aber im Winter gingen wir im Garten spazieren, mit einer roten Wollmütze und einem großen Schal. Im Sommer hatten wir große

Hüte, die je nach Klasse in verschiedenen Farben eingefasst waren. Wir waren in vier Gruppen eingeteilt: die „piccine“ (die Kleinen), die „mezzane“ (die Mittleren), die „grandicelle“ (die halb Erwachsenen) und die „grandi“ (die Erwachsenen).

Im Winter gingen wir nur zwei- oder manchmal dreimal im Jahr aus dem Kloster hinaus. Wir liefen zu dritt die uninteressanten Viali entlang und ignorierten das Zentrum der Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten. Die Konversinnen (die Schwestern mit dem weißen Schleier, eine Art Hausangestellte, im Gegensatz zu den anderen, die einen schwarzen Schleier trugen) waren sehr beschäftigt damit, die Uniformen für die Stadt hervorzuholen, marineblaue Capes und Hüte in derselben Farbe. Das Kleid blieb das gleiche, war aber neuer für die Ausflüge und Besuche am Sonntag. Dieses Kleid hatte einen kleinen, gestärkten, weißen Offizierskragen. Als die Kleider älter wurden und man die Zeichen der geöffneten Falten sah, wurden sie zu Alltagskleidern, die man ohne den kleinen gestärkten weißen Kragen trug.

Drei Mal im Jahr (selten vier Mal), wenn die Eltern zu Besuch kamen, durfte man von acht oder neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends mit ihnen ausgehen. Ansonsten gab es keine Ausflüge und keine Ferien! Nach fünf Jahren dieses Regimes wurde ich entlassen, wobei ich noch einige Ausgänge übrig hatte! Meine Noten für mein Betragen waren schlecht. Papa war im Krieg oder in Verona, dann in Rom, und ich wurde selten Großmama anvertraut, die das nicht verlangte und meinte, man müsse (immer die Pflicht!) diese Ausflüge für Papa aufheben.

Es war in der Villa San Giuseppe, wo ich nach und nach alle Regeln des Hauses lernte. Die Villa war wunderschön, der Garten sehr groß und man konnte mit dem Auto dorthin fahren. Eine Insel in einem kleinen ausgetrockneten See erzählte uns von vergangener Pracht und das Leben in Careggi war viel frohgestimmter als im Kloster in Florenz.

Einige Tage nach meiner Ankunft fand die Zeremonie des Haarwaschens statt, ein Ereignis, das einmal im Jahr (!) auf dem Land stattfand. Die Konversinnen waren geschäftig. Das Wasser war heiß und enthielt Lauge! Es war eine gründliche Reinigung, die für ein Jahr, zwölf Monate oder dreihundertfünfundsechzig Tage reichen sollte!

Dann kam das Bad. Alle zwei Wochen. Die Freundinnen warnen mich:

„Du wirst sehen: Das Bad ist sehr kurz, die Konverse wird in die Kabine gehen und dir den Rücken reiben.“

„Egal“, antwortete ich, „ich werde mich gut einseifen und in dem Seifenwasser wird sie mich nicht sehen.“

„Aber nein, keine Seife, niemals Seife zum Baden, denn das Wasser muss hier auf dem Land wie in der Stadt zum Bewässern des Gartens verwendet werden!“

Ich kam an die Reihe. Ich wollte gerade nackt ins Wasser gehen, als die Konversin mir ein riesiges Hemd zeigte, das aus dem groben Stoff der alten Sommerkleider gemacht war. Ein großes Hemd mit halblangen Ärmeln, hinten offen und mit einem Kragen, der bis zum Hals reichte! Überraschung: Ich zog diesen Kittel an und es begann ein erbitterter Kampf, der sich fünf Jahre lang zweimal im Monat wiederholte! Die wenigen Minuten, die wir dem Bad widmeten, wurden durch den Kampf verkürzt, den wir führen mussten, um das dicke Hemd nass zu machen und wirklich ins Wasser zu gelangen. Der dicke Stoff hielt die Luft fest, die große Blasen bildete. Wir mussten sie abklopfen und eindämmen, aber die Luft flüchtete sich an einen anderen Ort und bildete weitere Blasen! Was für ein Faustkampf! Wenn die Blasen verschwanden und das ganze Hemd nass war, war es fast Zeit, nach draußen zu gehen: Die Konversin kam und rieb uns den Rücken, indem sie ihre Hand in die Öffnung im Rücken des Hemdes steckte!

Und siehe da, wir sollten sauber sein! Die Wäsche wurde einmal pro Woche gewechselt, und wenn wir ein Taschentuch brauchten, mussten wir um Erlaubnis bitten, in der Garderobe nach einem Taschentuch fragen zu dürfen. Um zur Toilette zu gehen und die Gruppe zu verlassen, bekamen wir eine kleine Kette mit einem Metallschild, auf dem stand: „*Permesso*“ (permis = Erlaubnis, die Klasse zu verlassen). Ich erzähle diese Einzelheiten, damit meine Enkelkinder sehen können, wie es früher war, und erkennen, welche Anstrengungen ihre Großmama unternehmen musste, um sich von all dem zu befreien.

Der Tag war wie ein Uhrwerk geregelt. Um sieben Uhr aufstehen, kurze Körperpflege, dann die Messe. Diejenigen, die zu spät kamen, mussten in der Mitte der Kapelle vor der Statue der „Im-

macolata Concezione“ auf die Knie gehen, die uns mit einem nachsichtigen, etwas überraschten Lächeln betrachtete. Demonstrativ beendeten die Nachzüglerinnen und Protestierenden ihre Ankleide auf den Knien vor der Statue, indem sie die schwarze Schürze mit Latz zu Ende banden, die überkreuzten Träger auf den Rücken hängten und die schwarzen Halbarme anzogen. Die Ärmel sollten die Ellbogen unserer Kleider schützen; sie wurden von zwei Gummibändern gehalten, eines am Handgelenk und eines oberhalb des Ellbogens.

Nach der Messe das Frühstück und dann zehn Minuten Zeit, um das Bett zu machen. Danach Verbot, in die Schlafsäle zu gehen, außer während der zehn Minuten, die nach dem Mittagessen zum Zähneputzen gewährt wurden.

Der Vormittag wurde im Klassenzimmer oder in den Arbeitsräumen verbracht. In den Freistunden gab es kein Lernen, sondern es wurde genäht und gestickt! Manchmal, während die anderen arbeiteten, las eine Schülerin laut vor, und in den geistlichen Übungen wurde aus dem Leben von Heiligen vorgelesen. Die Heiligen kamen mir wie bizarre Wesen vor. Ich erinnere mich an den Heiligen Ludwig Gonzagua, der als Knabe seiner Mutter nie ins Gesicht geschaut hatte, weil sie eine Frau war! Das erschien mir ziemlich skandalös, aber es war schwarz auf weiß geschrieben und St. Louis wurde trotz dieser Tatsache, oder vielleicht gerade deswegen, ein Heiliger.

Um 12 Uhr Mittagessen, dann Zähneputzen, nach Gebeten in der Kapelle eine Viertelstunde Pause, Unterricht, Nähen und Sticken bis vier Uhr, Zeit für das Pausenbrot.

Diese Pause war der Beginn der einzigen Freistunde des Tages. Die Kleinen konnten spielen und die Großen gingen im Garten oder auf den Gängen spazieren, je nach Wetterlage, aber nie zu zweit. Oft gingen die Spaziergangsgruppen, die aus fünf bis sechs Schülerinnen bestanden, gemeinsam in einer Linie, und sie wurden von der leitenden Schwester nach ihrem „Betragen“ ausgewählt, wobei zur Sicherheit „le buone“ (die Braven) und „le cattive“ (die Bösen) gemischt wurden. „Le buone“ nannten wir die Spioninnen. Auch im Speisesaal saßen wir gemäß der Noten in „Betragen“ auf beiden Seiten, aber die „cattive“, die Anführerinnen, saßen ganz oben, neben den „buone“, statt am unteren Ende und zwischen ihnen! Im Winter

keine Heizung. Es war Krieg und in jedem Fall konnten die wenigen Öfen nicht alle Räume heizen.

Während des Frühstücks befand sich in der Mitte des Speisesaals ein großes Becken mit kochendem Wasser, in dem sich „Allume“ (Alaun) befand. Schüler mit Frostbeulen mussten ihre Hände in kleinen Stößen in diese Mischung tauchen, da das Wasser heiß war. Der Alaun sollte die Frostbeulen heilen, unter denen ich sehr litt. Manchmal musste ich sogar meine Hände mit Pflastern umwickeln, weil die Blasen meiner Frostbeulen ausliefen, wie Brandblasen, die aufgeplatzt waren. Im Arbeitsraum gab es manchmal große „brazeros“ (Feuerschalen), wo man sich abwechselnd die Hände aufwärmen konnte, vier oder fünf auf einmal, um besser mit der Nadel umgehen zu können! Manchmal hatte man sogar einen „scaldino“ (einen Handwärmer), den man von einer Hand zur anderen weiterreichte. Der große Sport bestand für diejenigen, die kokett waren, darin, die eisernen Stricknadeln in den Feuerschalen zu erhitzen, um sich die wenigen Haare, die aus dem „crocchino“ (Haarknoten) herausfielen, zu wellen. Feinschmeckerinnen, die Kastanienmehl auftreiben konnten, füllten einen Fingerhut damit und hielten ihn in die Glut. Dabei kamen kleine, knusprige und süße Zylinder heraus!

In den Arbeitsräumen (jede Gruppe hatte einen, je nach Alter) gab es immer einen kleinen Altar mit einer Statuette der Jungfrau Maria und ein paar Blumen. Einmal hatte meine Gruppe, die Protestgruppe, die ich größtenteils leitete, eine tolle Idee, um Schwester Maria Angelica zur Weißglut zu bringen. Wir nannten Schwester Maria Angelica „il pinguino“, den Pinguin, weil sie mit beiden Händen, die vor ihr auf Bauchhöhe hingen, ging. Sie war langweilig, extrem ordentlich und pingelig. Alle Stühle wurden in umgekehrter Richtung in perfekter Ordnung aufgestellt. Mit klopfendem Herzen warteten wir auf ihren Eintritt und ihre Reaktion.

„Oh“, sagte sie, „das muss die neue Bewerberin als Konversin sein, die alles umgedreht hat, damit wir vor dem Altar der Jungfrau stehen!“

Mist! Wir waren enttäuscht und wiederholten das Ganze zwei- oder dreimal, bis es schließlich zum finalen Drama kam. Ein anderes Mal schnitten wir uns alle die Fingernägel auf dem Katheder von Schwester Maria Anglica. Skandal und Scheußlichkeit!

Wir änderten unsere Taktik und wollten „patriotisch“ reagieren. Wir liebten und bewunderten Garibaldi, der dem Papst Rom genommen hatte, aber Garibaldi wurde von den Nonnen nicht geliebt. Was sollten wir tun? In unserem Kopf keimte eine neue Idee.

Wenn die Mutter Oberin durch die Klassen ging, musste man aufstehen und „Sua benedizione madre“ („Ihre gesegnete Mutter“) sagen, und wenn man sie auf den Fluren traf, musste man ihren Ring küssen. Die kleinen Musikzimmer, in denen die Schülerinnen am Klavier übten, befanden sich in der Nähe unseres Nähzimmers. Wir sprachen uns mit den Musikerinnen ab¹³⁶, so dass sie gewarnt wurden, wenn die Mutter Oberin vorbeikam; dann musste die Schülerin, die unserem Raum am nächsten war, Garibaldis Hymne spielen: „Si scopron le tombe, si levano i morti“ (Die Gräber öffnen sich, die Toten stehen auf). Eines schönen Tages betrat die Mutter Oberin den Saal: Alle standen auf, auch die Schwester Aufseherin, und die Hymne von Garibaldi erklang! Alle waren aufgestanden, schweigend! ... Was für ein Bild! War es für die Mutter Oberin oder für die Hymne von Garibaldi? Was für Erinnerungen! Aber man darf nicht denken, dass wir unglücklich waren. Weit davon entfernt! Wie viel Freundschaft unter uns, wie viel Großzügigkeit!

Doch zurück zum Tagesprogramm. Nach der Pause gab es einen langen Rosenkranz in der Kapelle und dann zweieinhalb Stunden Lernen – nicht genug für Schülerinnen, die wie ich wirklich lernen und das staatliche Examen ablegen wollten: denn meine Freistunden verbrachte ich mit Sticken und Nähen von nutzlosen Dingen. Die Kapelle jedoch war für mich eine große Hilfe beim Lernen. Ich hatte eine winzige Ausgabe der „Göttlichen Komödie“ im Saum meines Kleides und holte sie in der Kapelle heraus, ebenso wie andere kleine Zettel mit Notizen zu den Schulstunden. Um halb acht Abendessen, dann einen weiteren „Besuch“ in der Kapelle, dann eine Viertelstunde Pause und ab ins Bett ...

Am Sonntag war die Messe wichtiger und länger. Von elf bis zwölf Uhr war Studium oder der Besuchsraum für diejenigen, die Besuch hatten. Dasselbe für zwei Stunden am Nachmittag. Das Studium am Sonntag war frei, man konnte lesen und den Eltern schrei-

¹³⁶ Sprach-, Musik-, Zeichen- und Malkurse wurden extra bezahlt und waren freiwillig.

ben. An Freundinnen durfte man nur zu Weihnachten, Karneval und Ostern schreiben und im Sommer alle zwei Wochen. Wie viele Briefe wurden heimlich geschrieben! Oft auf Toilettenpapier, wenn man welches hatte, denn in der Toilette gab es nur Zeitungen, die ordentlich in gleichmäßige Rechtecke geschnitten waren. Ab und zu eine Razzia, eine Inspektion in den Schulranzen und dann war das Drama da. Briefe konfisziert, Tagebücher beschlagnahmt, usw., usw.! Unsere Briefe wurden gelesen, die abgehenden und die ankommenden auch!

Alle zwei Wochen Sitzungen im Beichtstuhl.

Am Tisch Stille zu Beginn des Essens, dann eine Glocke, die es uns erlaubte, zu sprechen. In den Gängen Stille und Stopp an jeder Biegung. Zwei Reihen von Schülerinnen liefen rechts und links an der Wand entlang, dieselbe Anordnung wie im Speisesaal, gemäß den Noten in „Betragen“. Die leitende Schwester in der Mitte zwischen den beiden Reihen klatschte bei jeder Abbiegung einmal in die Hände: Halt. Ein weiteres Klatschen: Aufbruch, und so weiter, von den Klassenzimmern zur Kapelle, von der Kapelle zum Speisesaal oder zum Schlafsaal. Das war die Art, sich in den Gängen und auf den Treppen zu bewegen! Natürlich plauderten die Ungehorsamen und amüsierten sich umso mehr, weil es verboten war.

Schlechte Noten in „Betragen“ hatten nichts mit dem Lernen oder dem Verhalten in der Klasse zu tun. Die Schule und das Internatsleben waren zwei verschiedene Dinge: Gute Schülerinnen waren oft Klassenbeste und Schlusslicht im Internat!

Der Unterricht war interessant. Nur diplomierte Nonnen durften unterrichten und für den Rest kamen staatliche Lehrer von außerhalb. Die Prüfungen wurden zwar drinnen abgelegt, aber mit einer staatlichen Kommission, der der „Provveditore agli studi“ (Provinzschulrat) vorstand – eine große Persönlichkeit. Die Ungerechtigkeit bestand darin, dass man in den staatlichen Schulen von einer Klasse in die nächste wechselte, ohne Prüfung, wenn man gut arbeitete, oder mit jährlicher Prüfung. Bei uns war die Prüfung jedoch obligatorisch und nicht jährlich. Der Lehrplan umfasste drei Jahre: drei Jahre normale Schule, die man auf einmal präsentieren musste!

Nur wenige Schüler nahmen an der Prüfung teil. In meinem Jahrgang waren es nur neun. Nur wenige wollten unterrichten oder eine höhere Ausbildung fortsetzen. Diese jungen Damen warteten

auf einen Ehemann, sie hatten eine gewisse Kultur vermittelt bekommen und hatten „gutes Italienisch“, „gute Manieren“ und „die richtige Religion“ gelernt!

Leider wurde die wahre Religion nur selten gelernt. Für die meisten Schülerinnen war es eher ein Lack, der auf die Rituale der Hochzeit, Taufe, Konfirmation und Erstkommunion der Kinder vorbereitete und, wenn Gott die Möglichkeit dazu gab, mit der Sterbesalbung endete. Mehr gab es nicht. Selbst der höhere Katechismus war nicht so hoch, und die Priester waren, von Ausnahmen abgesehen, nur mittelmäßig gebildet. Es gab einen, der uns im Eifer des Gefechts den Vater des verlorenen Sohnes vorstellte, der mit einem Teleskop in die Ferne blickte, um zu sehen, ob sein Sohn zurückkehren würde! Ein rührender Anachronismus! Wir brachen in schallendes Gelächter aus ...

Die Schwester, die als Krankenschwester fungierte, war ebenfalls beschränkt. Eines Tages nachdem sie zu viele Tropfen eines Medikaments in ein Glas gegeben hatte, sagte sie, dass sich das mit etwas mehr Wasser regelt.

Unser Unterricht war hingegen gut, wurde aber streng überwacht. Es war uns nicht erlaubt, den Kommentar zur „Göttlichen Komödie“ alleine zu lesen. Während des Studiums mussten wir ihn in der Nähe des Katheders der aufsichtsführenden Schwester lesen! Dante nahm kein Blatt vor den Mund, er brachte Päpste ohne zu zögern in die Hölle, sprach über die Liebe und alles auf einmal, ohne dabei an die keuschen Ohren der zukünftigen Schülerinnen des Mantellaten-Klosters zu denken. André sagte zu mir: „Du kennst die Bibel, die heilige Geschichte und alles andere nur indirekt, nämlich durch den Kommentar von Dante!“ War das ein Vorwurf an mich? Aber in jedem Fall war es ein Kompliment für Dante. Es stimmt, Dante ist eine wahre Enzyklopädie.

Die Mutter Oberin war eine ausgebildete Lehrerin für Geschichte und Geografie, aber sie konnte nicht alles wissen. Ich war eine sehr gute Schülerin. Wir hatten ein altes, dickes Geschichtsbuch, das in winzigen Buchstaben gedruckt war, fast keine Bilder hatte und endlos viele Details enthielt. Das Erdkundebuch war von der gleichen Art. Ich beschloss, etwas Besonderes zu tun. Eines Tages während einer mündlichen Abfrage in Geografie in der Klasse nannte ich den Namen eines südamerikanischen Sees und beschrieb die von mir

erfundenen Wildenten, die an diesen imaginären Orten lebten. Große Bewunderung der Schülerinnen, die den Atem anhielten, aber die Schwester Oberin war völlig desinteressiert. Sie vertraute auf mein Wissen und verzog keine Miene. Das war das einzig Richtige. Es gibt so viele unerwartete Dinge, die in Südamerika passieren, sogar heutzutage! Warum also nicht die, die ich beschrieb?

Der 3. September 1914, der Tag meines Eintritts in die Villa Saint-Joseph, liegt weit zurück, aber fünf Jahre, die alle gleich aussahen, sind in meinem Kopf zusammengestoßen. Die Rückkehr ins Kloster in der Stadt war traurig: dunkle Flure, das Kruzifix, das, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, den Kopf gesenkt hatte und dort blieb, die Skulptur im Flur, der zum Refektorium führte, die in einem Keller gefunden worden war, dank eines Hundes, der lange gebellt hatte, damit sie entdeckt wurde, das kleine Jesuskind mit pummeligen rosa Wangen, das in einem Glaskasten eingesperrt war und das man am 25. jeden Monats küssen musste. All das war anders als in der Villa San Giuseppe ... Die Wangen des Jesuskindes sollten sich rosa färben, wenn die erbetene Gnade gewährt wurde. Doch diese Wangen waren von vornherein so rosa, dass das Geheimnis nur schwer zu erkennen war ...

Es gab auch eine große Darstellung der Kreuzabnahme aus Wachs, in natürlicher Größe – erschreckend. Sie befand sich in der Kapelle der Nonnen. Nach einer Grippe, geschwächt, fiel ich vor dieser makabren Gruppe in Ohnmacht.

Was für eine schreckliche Grippe das gewesen war! Anstatt mich auf die Krankenstation zu bringen, hatte man mich, ich weiß nicht warum, aus irgendeinem Grund in die Zelle der ehemaligen Mutter Oberin, Schwester Maria Crocifissa Landi, meiner Taufpatin bei meiner bedingten Taufe, gebracht. Sie war hier gestorben ... in diesem Bett, in dieser Zelle. Ich hatte Angst. Die Krankenstation wäre so viel angenehmer gewesen! Die Kapelle der Schwestern war neben dieser Zelle, und als ich zum ersten Mal aufstand, war ich vor der Kreuzabnahme ohnmächtig geworden! Ich wurde sofort wieder ins Bett gelegt, in das Bett der ehemaligen Mutter Oberin!

[...]

Kein Fest bei den Mantellaten, keine Feiern. Im ersten Jahr an Weihnachten hörte ich vom „Baum“. Ich wartete darauf. Nutzlos, nichts geschah. Mit „Baum“ war gemeint, dass die Schwestern Pakete für die Armen packten, ohne dass wir dabei waren. An Weihnachten gab es eine riesige Krippe in einem Gang am Eingang der Kapelle. Ein ganzes Volk um das Jesuskind herum, Pappe, Moos, Schafe und und und und, sogar Spiegelstücke, um das Wasser darzustellen, und ein paar kleine Engel aus Wachs, die an Fäden hingen und „Gloria in excelsis Deo“ hätten singen sollen, aber schwiegen. Es war nicht die Zeit der Kassetten und Tonbänder und des Radios wie heute!

Es gab noch den Gründonnerstag und die Mutter Oberin, die zwölf Schülerinnen die Füße wusch, indem sie lauwarmes Wasser auf einen zuvor gewaschenen und gepuderten Fuß goss! Es gab auch den Karfreitag und ein großes Kruzifix, das im Besucherraum auf einem Teppich auf dem Boden lag; in doppelter Reihe kamen wir zum Kruzifix und zwei auf einmal, eine rechts und eine links, wir küssten es, einen weißen Schleier auf dem Kopf, als würden wir in die Kapelle gehen. All das ist eher negativ, aber das Positive war in unseren Köpfen, in unseren Herzen.

Irgendwann gründeten wir die Gruppe der „Erleuchteten“. Wir hatten ein Statut: Eine Schülerin hatte eine Laterne gezeichnet, die unser Emblem war. Wir mussten alles teilen, selbst in Kriegs- und Hungerzeiten, und die Krokette, die Großmama mir mitbrachte und die ich nicht immer im Besuchsraum vor ihr essen musste, nahmen den Weg des Teilens. Süßigkeiten noch mehr. Außerdem musste man stark, hellsehtig und erleuchtet sein und vor allem durfte man nie weinen. Wenn man weinte, musste man es vor der Gruppe zugeben, aber Weinen bedeutete, die Tränen fließen zu lassen. Wenn die Tränen im Auge bleiben konnten, ohne auszulaufen, hatte man nicht geweint. Die Stärksten hielten den Tränen länger stand. Wie oft machten wir, die „Erleuchteten“, eine außergewöhnliche Gymnastik, indem wir den Kopf nach hinten geworfen hielten, damit die Tränen nicht über die Grenze der Wimpern hinausgingen! Daran denke ich jetzt, wo ich alt bin, mir Augentropfen in die Augen träufeln muss und versuche, sie daran zu hindern, wie die Tränen früherer Zeiten zu fließen!

Es gab jedoch einige Varianten, vor allem für diejenigen, die ans Meer fuhren, nach Quercianella in der Nähe von Livorno. Man stieg

in den Zug. Und dann gab es Gebete, damit keine Unfälle passieren, und die wurden gesprochen, sobald sich der Zug in Bewegung setzte. Wir fuhren durch Pisa und ich dachte an Marina, Lalli und Großmama, die nicht weit entfernt waren!

In Quercianella gab es kein Lernen, sondern lange Stunden der Nadelarbeit unter den Steineichen. Dann gab es Baden in einer winzigen Bucht am Fuß der felsigen Klippe, denn der Garten fiel direkt zum Meer hin ab. Die Bucht war klein, man konnte nicht darin schwimmen, nicht genug Wasser, nicht genug Platz und zu viele Mädchen im Fußbad. Zwei- oder dreimal kam ein Bademeister und ich durfte die Bucht verlassen, weil ich schwimmen konnte, aber nur sehr wenig und sehr selten und nicht im tiefen Wasser. Das Bad war kurz. Sobald die Trompete ertönte, musste man raus, um einer anderen Gruppe Platz zu machen. Eine Konversin mit einem Bademantel eilte auf uns zu und hielt in einer Hand ein kleines Glas Weißwein, um uns nach dieser Heldentat zu stärken! Unsere Badeanzüge waren lächerlich: schwarz mit weißen Streifen, Hosen bis unters Knie, weit geschnitten, hässlich, und lange Jacken mit halben Ärmeln. Ein Bild der Jungfrau, das auf ein Baumwollquadrat gedruckt war, das man „l'abitino“ nannte, war als Schutz auf die Brust im Inneren des Anzugs genäht.

Das fünfte Jahr kam. Es begann mit der Spanischen Grippe und am 11. November 1918 mit dem Waffenstillstand. Die spanische Grippe war schrecklich. Von 106 Schülerinnen waren ca. 100 krank, die anderen waren weggegangen. Auch einige Nonnen waren krank. Es gab nicht genug Krankenschwestern, um uns zu pflegen. Das Krankenhaus hatte einige geschickt, aber es fehlten überall welche. Die Schlafräume waren zu Krankenstationen umfunktioniert worden. Die Wäsche wurde nicht gewechselt, alle zwei bis drei Stunden wurde ein Tablett mit einem Getränk gebracht, Medikamente kamen selten an, der Arzt kam noch seltener und nur für die ganz Kranken. Ich hatte eine Rippenfellentzündung, einen stechenden Schmerz an der Seite, sehr hohes Fieber; ich hatte Angst zu sterben und um mich zu beruhigen, sagte ich mir in der durch das Fieber

verursachten Geistesverwirrung: „Aber das ist doch nichts, ich hatte doch immer diese Schmerzen, das ist doch nichts!“ Keine Besuche. Die Vorschriften der Stadt waren streng. Der größte Teil der Bevölkerung von Florenz lag im Bett.

Nur zwei Tote im Mantellaten-Kloster. Eine alte Schwester und eine junge Schülerin: Militza Cirillo, Neapolitanerin mit flammenden Augen, eine südländische Schönheit. Ihre traurigen Eltern ließen sie einbalsamieren, einen Sarg mit einer Glasscheibe über dem Gesicht der Toten anfertigen und sie nach Neapel bringen ... Zu der Zeit haben wir nichts gesehen und nichts gewusst.

Danach hatte ich ein Jahr lang Tag und Nacht schrecklichen chronischen Durchfall. Ich musste mich dennoch auf die Prüfungen über das Programm von drei Jahren vorbereiten! Keine Diät möglich: Es fehlte immer noch an Nahrung, die Versorgung war unzureichend, aber ich hatte einen starken Willen, trotz allem erfolgreich zu sein. Nur ein einziges Mal hatte es laut den Annalen der Schule vor meiner Ankunft ein „Ehrendiplom“ gegeben, und man sprach mit Respekt von jener Schülerin, die es erhalten hatte. Sie hieß Valenti. Das Ehrendiplom? Ein Notendurchschnitt von neun, wobei zehn das Maximum war, aber keine Note unter acht.

Eine Schwester hatte das Pech, zu mir zu sagen: „Grilli, warum solltest du nicht auch das Ehrendiplom bekommen?“ Nein, das war unmöglich, aber trotzdem konnte ich nicht aufhören, daran zu denken.

Die neun Prüfungskandidatinnen wurden aus den Schlafsälen geholt und in kleinen Zimmern in der Via San Gallo untergebracht, deren Fensterläden immer vernagelt waren. Man durfte nie auf die Straße schauen und der ganze Rest des Klosters öffnete sich zu den Höfen und Gärten. Mein Zweibettzimmer ging auf einen Hof hinaus, in dessen Mitte eine schöne Magnolie stand.

Da war ein Mädchen, eine Neue, die ich kaum kannte: Sie hatte mir viel Sympathie gezeigt, aber nur aus der Ferne. Eines Nachts rannte sie aus dem Schlafsaal, kam in unseren Flur, in mein Zimmer und warf sich auf mein Bett. Erschrocken wehrte ich sie energisch ab, da ich eine unbekannte, aber sichere Gefahr witterte. Sie ging weg und kam nie wieder in meine Nähe. Ihr Name war Piccinino ...

Oh, diese Nächte des Lernens und der Müdigkeit!

Wir hatten „moccoli“ mitgenommen, Reste von alten Kerzen, die

fast bis zum letzten Rest abgebrannt waren, um uns nachts Licht zu spenden. Wir hatten sie heimlich aus der Kapelle holen müssen; die Beleuchtung war rauchig, flackernd, schlecht. Das war besser als nichts, da der Strom abends nach der Schlafenszeit immer abgestellt wurde!

Wie viele Dinge, die ich in drei Jahren vergessen hatte, musste ich wiederholen! Ich nahm ein paar Privatstunden in Mathematik bei dem alten Priester, der unser ständiger Lehrer war. Was für eine Überraschung! Ich verstand alles und die geometrischen Theoreme begeisterten mich, mich, die ich dachte, ich wäre blockiert für die Mathematik. In der Prüfung löste ich das Problem mit Algebra. Ich reihte Buchstaben und Zahlen fast wie in einem Traum aneinander und zweifelte am Ergebnis, das – welche Überraschung – sich als richtig herausstellte. Während des Privatunterrichts stand dieser alte Priester, sehr alt mit weißen Haaren, einem scharfen Verstand, funkelnden Augen neben mir vor der schwarzen Tafel. Wenn ich mich irrte (vorwurfsvolle Geste) oder wenn die Berechnung oder Demonstration richtig war (begeisterte Geste), klopfte er mir auf die Brust, auf der Seite, auf der er stand. Das tat weh und war ungehörig, aber man musste es aus Liebe zur Mathematik hinnehmen, während ich im richtigen Moment so weit wie möglich zurückwich. Ich erzählte meinen Mitschülerinnen, dass der alte Priester nicht ganz richtig im Kopf war! Das wussten sie auch, denn es war schon im Unterricht passiert! Arme Priester, es ist nicht ihre Schuld ...

Die Prüfungskommission kam an. Es war eine schreckliche Zeit. Die schriftliche Prüfung, dann das Warten auf die Ergebnisse, dann die mündliche Prüfung. Der Durchfall hielt an, die Müdigkeit war extrem, aber je schwächer und müder ich wurde, desto mehr arbeitete der Geist und die Prüfungen verliefen glänzend. Bei der mündlichen Prüfung in Italienisch kam ich in einem erbärmlichen Zustand vor die Prüfungskommission.

„Haben Sie Angst?“ (Ein Blick auf das Blatt mit den schriftlichen Ergebnissen beruhigt den Lehrer). „Wissen Sie, was Dante über Angst sagt?“

Ja, ich wusste es und konnte antworten, indem ich rezitierte:

„Temer si dee (deve) di solo quelle cose
Ch'hanno potenza di fare altrui male

Delle altre, no, che non son paurose...".¹³⁷

„Fürchten soll man allein jene Dinge,
welche die Macht haben einem Böses zuzufügen,
die anderen nicht, denn sie sind nicht angsterregend.“¹³⁸

Danach lief der Rest wie am Schnürchen und ... das Ehrendiplom wurde verliehen. Ada Gay, meine Freundin bei den Diakonissen, erhielt in Turin ebenfalls das Ehrendiplom, was ziemlich selten vorkommt.

Mit dem Diplom in der Hand ging es hinaus aus dem Kloster, der Abschied mit der großen Freundschaft und dem Respekt aller Schwestern.

Ein neues Leben sollte beginnen.
Neugier, Ängste, Hoffnungen ...

¹³⁷ Dantes *Inferno*, l. 88-90.

¹³⁸ Deutsche Übersetzung aus: D. Alighieri, *Die göttliche Komödie in Prosa* übersetzt von W. Naumann. Die Hölle. 2. Gesang. 88-90. Darmstadt 2004. S. 17. Vgl. dazu auch: D. Alighieri, *Die göttliche Komödie* erläutert von F. Barth aufgrund der Übersetzung von W. Naumann. Darmstadt 2004. S. 66-69 (d. Ü.).

Kapitel IV

Studentin in Florenz – Das Leben bei Grilli

Oktober 1976 in Minneapolis,
bei Nelly zu Hause.

[...]

Ich setze die Geschichte bei meinem Austritt aus dem Mantellaten-Kloster fort. Ich hatte den Schwestern beim Verlassen des Klosters versprochen, sie nicht zu vergessen, sie zu besuchen, ihnen zu schreiben, und das tat ich auch, im Gegensatz zu vielen sehr gehorsamen und sehr religiösen Schülerinnen, „Töchter Marias“ mit blauem Band, etc. etc. Sie verschwanden fast spurlos aus dem Horizont der Mantellaten.

Die Schwestern waren immerhin fünf Jahre meines Lebens bei mir gewesen, oder vielmehr ich bei ihnen. Wie oft bin ich danach zu ihnen zurückgekehrt, mit André, mit den Kindern und allein, wie beim letzten Mal vor zwei Jahren! Dieser letzte Besuch war eine traurige Erfahrung. Ich befand mich in einer fremden Umgebung. Alle meine Schwestern und die Konversen waren tot! Keine Spuren der Vergangenheit mehr. War ich so alt geworden, dass es so weit gekommen war? Das machte mich bestimmt nicht jünger!

Die Schülerinnen und Schüler waren größtenteils Externe. Das Internat war fröhlich, elegant, mit viel Freiheit, einem Aufenthaltsraum zur Unterhaltung, Radios, keiner Uniform, Ferien. Was für ein Unterschied zu dem Gefängnis¹³⁹ der Vergangenheit! Ich hatte die Erlaubnis, mich im Kloster zu bewegen. Ich durfte mit Gruppen von Schülerinnen sprechen und erzählte ihnen, wie die Dinge „zu meiner Zeit“ liefen: Sie konnten es nicht glauben, und ich konnte es nicht fassen, so viele Veränderungen zu sehen!

Auf dem monumentalen Friedhof von Antella, wo Papa begraben ist, habe ich auch „meine Schwestern“ wiedergefunden. Ihre Namen standen auf Marmorplatten in der Privatkapelle der Mantellaten: Schwester Maria Elena Mulinacci, Schwester Maria Angelica,

¹³⁹ Denkt daran, dass wir nur drei ganze Tage im Jahr Ausgang hatten, vier für die besten Schüler, und nie nachts!

Schwester Maria Maddalena Nardi und so weiter ... Die Silhouetten der Schwestern zogen an mir vorbei wie chinesische Schatten auf einem Hintergrund von Gräbern.

Das war die Vergangenheit.

Kehren wir also zu meiner Entlassung aus dem Kloster zurück und dazu, dass ich die Uniform gegen ziemlich hässliche Kleider eintauschte, die ich nicht ausgesucht hatte und die mir nicht passten. Es gab auch zwei Hüte, einen weißen und einen großen, schwarzen, darunter rosa, mit Blumen, die nicht zu mir passten, wie ein hängender Garten aus Babylon, der auf meinem Kopf hockte. Sehr bald verzichtete ich zur Überraschung und allgemeinen Missbilligung auf die Hüte und kaufte mir auf dem Markt im „Porcellino“ Strohhüte. Ich konnte sie in vier Teile falten und unter den Arm klemmen oder in die Mitte meiner Bücher stecken, um sie bei Regen oder starker Sonne dabei zu haben.

Eines Abends in Marina, wohin ich sehr früh nach meiner Entlassung aus den Mantellaten ging, tanzten Lalli, Dudy und einige andere Jugendliche. Dudy und Lalli hatten Tanzunterricht genommen und ein billiges, aber trotzdem hübsches Seidenkleid angezogen. Man hatte mir gesagt, dass der kleine graue Wollanzug, den man mir hatte machen lassen, das beste meiner Ensembles sei, und so zog ich ihn mit einer weißen Bluse an.

Man muss sich das vorstellen! Es war Sommer am Meer! ... Ich stand nahe an der Wand und fühlte mich „fehl am Platz“, peinlich berührt und ziemlich elend! Aus gutem Grund! Ein Wollanzug miten im Sommer für eine Party, und grau obendrein! Zum Glück gab es in Marina di Pisa das Schwimmen, die Boote, die Freunde von Lalli und Dudy, Großmama, Luba, die Pensionsgäste. Leider musste ich danach nach Casalta fahren, und dieser Aufenthalt bei meinem Vater war katastrophal!

Anna, meine Schwester, war ein winziges Baby. Papa war in Florenz, wo er wegen eines doppelten Leistenbruchs operiert worden war, und Marguerite war ihm gefolgt.¹⁴⁰ Ich musste auf dem Land

¹⁴⁰ Papa wurde in der Nähe der Fortezza operiert, gegenüber dem Garten, in dem ich als Kind gespielt hatte und in den mein geliebter Viale Margherita mündete. Die wunderschöne Villa Basilefsky war in eine Klinik umgewandelt worden. Außer der Fassade war keine Spur mehr von der alten Pracht zu sehen. Keine Bälle mehr, auf denen sich russische Mädchen und junge italienische Freier trafen!

in Casalta, dem Anwesen der Grillis, bleiben, um die Hausmädchen, die Kinder Marcella und Goffredo und Annas Amme zu beaufsichtigen. Die Amme konnte nicht mehr stillen. Anna war hungrig und schrie wie eine Verzweifelte. Ich lief mit ihr den Flur im Erdgeschoss auf und ab, von der Gartentür bis zur Tür zum Bereich der Bauern, und wusste nicht, wie ich sie beruhigen sollte.

Nach der Rückkehr von Papa und Marguerite war es noch viel schlimmer und ich merkte, dass das Leben nicht lustig sein würde. Ich war nur das fünfte Rad am Wagen, und der Wagen brachte uns in Gegenden, die mir feindlich gesinnt waren. Das schöne große Foto des Profils meiner Mutter hing nicht mehr an der Hauptwand des Wohnzimmers, sondern in der dunkelsten Ecke hinter der Tür.

Glücklicherweise entschied sich Papa, nachdem er zwischen Land und Stadt hin und her geschwankt hatte, wieder nach Florenz zu ziehen. Es war die Nachkriegszeit. Papa hatte nach einem Aufenthalt in Rom die Armee verlassen; er würde schließlich nur Ingenieur werden und nicht mehr Militäringenieur des „III. Genio“. Die Familie ließ sich in Lung'Arno Serristori nieder, ganz in der Nähe der Ponte alle Grazie, an der Ecke des kleinen Demidoff-Gartens.¹⁴¹ Es ist ein Haus, das auf allen Fotos von Florenz zu sehen ist, die vom Piazzale Michelangelo aus aufgenommen wurden.

Es gab eine große Dachterrasse, von der aus man einen herrlichen Blick auf den Arno, die Stadt mit ihren Kuppeln und Glockentürmen, die Hügel, den Piazzale Michelangelo und San Miniato

Dort näherte sich meine Mutter in einem hübschen teefarbenen Kleid mit ihrem Kavalier dem Buffet, und mit einer unglücklichen Geste verschüttete der Prinz von Neapel (später Viktor Emanuel III., König von Italien) Champagner auf ihrem Kleid. Teefarbenes Kleid, champagnerfarbener Champagner – der Schaden kann nicht immens gewesen sein! Schöne Villa Basilefsky, jetzt traurige Klinik!

¹⁴¹ Die lung'arni (oder lungarni) sind die Straßen entlang des Flusses Arno. In diesem Fall handelt es sich um das linke Ufer (auch Südufer genannt), im östlichsten Teil der Stadt, jenseits der Ponte alle Grazie. Die Umgestaltung dieser Gegend am Flussufer war Teil von Poggis städtebaulichen Plänen zwischen 1864 und 1870 und umfasste unter anderem die Schaffung einer Allee, die auf den Hügel über der Stadt, den Viale del Colli, führt, und die Anlage eines Platzes, der dem russischen Botschafter Nicola Demidov gewidmet ist, der als Wohltäter von Florenz gilt (siehe unseren Kommentar auf S. 267 ff). Es war also eine Gegend mit hohem Prestige, als die Grillis sich in den 1920er Jahren dort niederließen (Anm. d. franz. Editoren).

hatte. Neben der Terrasse, ebenfalls auf dem Dach, gab es eine Art „attico“¹⁴², einen großen Raum, der von der Amme (eine andere Amme, jetzt mit Milch) genutzt wurde, um Annas Windeln zu waschen und aufzuhängen. Mit ein bisschen Fantasie, ein paar Pflanzen, ein paar Büchern, leichten Möbeln, der Terrasse und dem „attico“ hätte man ein herrliches Ensemble bilden können. Aber das Haus war traurig, sehr sauber, sehr ordentlich, zu sauber und zu ordentlich, ohne Seele und Phantasie. „Eine Klinik“, sagte Papas Bruder Roberto, der „böse Junge“ der Familie, der nur sehr selten die Gelegenheit hatte, das Haus seines Bruders zu betreten, weil Marguerite ihn auf Abstand hielt.

Als mir klar wurde, dass mein Leben traurig und sinnlos sein würde, dachte ich daran, weiter zu studieren, aber das akademische Jahr hatte bereits begonnen. Also wurde ich in der Haushaltsschule von Frau Valvassori im Parco delle Cascine, dem größten Park in Florenz, angemeldet! Es war eine Schule für junge Mädchen aus gutem Milieu, sogar aus der Oberschicht, die nutzlose Studien gemacht hatten und sich auf die Ehe vorbereiteten!

In dieser Schule wurde Folgendes gelehrt:

1. Kochen: Ein ganzer Vormittag, um ein Gericht, einen Salat oder ein Dessert zuzubereiten! Ausreichende Kenntnisse, um später einmal ein Dienstmädchen herum kommandieren und schikanieren zu können!
2. Esszimmer: Vorbereitung des Tisches für kleine und große Anlässe, Angabe dieser Anlässe: z. B. Verlobung, Taufe, wichtige und verschiedene Empfänge.
3. Blumenarrangement. Zum Beispiel nie Veilchen am Abend, weil sie schwarze Flecken auf der weißen Tischdecke machen, etc. etc.
4. Bügeln: Spitzen, kleine Falten, aufwändige Rüschen.
5. Fleckenentfernung von Kleidung und Wäsche: Jeder Fleck und jedes Gewebe erfordert eine andere Behandlung.

¹⁴² Konstruktionen, die auf den alten Dächern der Stadt Florenz zu finden sind und die man auch auf modernen Gebäuden nachgebaut hat. Heute kann der „attico“ eine richtige Wohnung sein und ist oft sehr luxuriös.

6. Pflanzen- und Blumenstudium: Lange Listen mit italienischen und lateinischen Namen, seltsame Namen, die man uns auch in die Umgangssprache übersetzte – zum Glück für die Gärtner dieser zukünftigen Damen!
7. Künstliche und gekonnte Kreuzungen von Blumen.

Wie ihr seht, war es eine feine Schule für feine Leute, aber ich strebte nach etwas anderem und dachte zunehmend an eine Karriere, an ein unabhängiges Leben. In einem Wort: Ich wollte raus aus der Situation, in der ich mich befand.

Ich war es gewohnt, eine gute Schülerin zu sein, lernte die lateinischen Namen von Blumen und alles andere, und Marguerite machte sich über mich lustig, als ob ich mich für so einfache Dinge (und das stimmte), für unnütze Studien (und das stimmte) anstrengen würde. Aber was sollte ich tun? Wusste Marguerite, dass ich das Ehrendiplom erhalten hatte? Wusste sie, dass ich nicht völlig unfähig war?

Ab dem Frühjahr bereitete ich mich also intensiv auf die Aufnahmeprüfung für das „all'Istituto Superiore di Magistero“ vor. Die Schüler, die das Gymnasium verließen, konnten direkt in die Universität eintreten, ohne Auswahlverfahren und ohne Prüfungen. Die Schüler der Normalschule, für die der Magistero geschaffen worden war, mussten jedoch nicht nur die Prüfung bestehen, sondern auch vier Jahre lang fest studieren. Nur so konnten die Schüler der Normalschule den Lehrplan nachholen, um Zugang zur höheren Bildung zu erhalten!! Nach den vier Jahren Studium und Prüfungen mussten wir eine These, eine ernsthafte Arbeit, und zwei „tesine“ = kleine Thesen (Nebenarbeiten und -themen) vorlegen und diskutieren.

Danach konnte man Aushilfsjobs annehmen, wenn es welche gab, und auf das Auswahlverfahren warten, das zu einer offiziellen Stelle berechnigte. Dieses Auswahlverfahren fand nur statt, wenn Lehrer für die Sekundarstufe benötigt wurden. Es handelte sich also um ein seltenes Auswahlverfahren, das nicht jährlich stattfand, wie es heute in Frankreich der CAPES¹⁴³ ist.

Zu meiner Zeit gab es in Italien nur zwei Institute des Magistero

¹⁴³ *Certificat d'aptitude au professorat de l'enseignement du second degré.* (d. Ü.)

Superiore: eines in Rom, das andere in Florenz. Später wurden welche in Turin und Neapel eingerichtet. Seit dieser Zeit wurde das Magistero zu einem Zweig der Universität, wobei das Ziel immer der Schulunterricht blieb. Das lateinische Wort „magister“ weist darauf hin. Ich bestand die Prüfung und meine vier harten und interessanten Studienjahre begannen.

Ich mochte den Magistero, ich mochte die Lehrer. Ich freundete mich vor allem mit Frida Gardiol an. Während der langen Monate, in denen ich mit meinem doofen niedrigen Fieber im Bett bleiben musste, war sie das Bindeglied zwischen dem Magistero und mir. Sie half mir auch weiter, als ich mich zu Hause ausruhte und nur sehr geschwächt zum Unterricht ging. Der Arzt hatte gesagt: „Lasst sie zum Unterricht gehen, sie wird schon von selbst aufhören“, und ich hörte nicht auf. Das Studium war mein Interesse und mein Rettungsanker.

Gardiol durfte das Haus betreten, aber nur mein Zimmer, das sich zum Vorraum hin öffnete.

Sie brachte Notizen und Bücher mit, die sie aus der Bibliothek holte und austauschte. Wie ich hatte sie sich für die Vorbereitung auf den Französischunterricht angemeldet; wie ich wechselte sie die Richtung und schrieb sich für italienische Literatur ein. Wir meldeten uns auch für Französischkurse am Institut de Grenoble in Florenz an. Wir hatten keine Zeit, diese Kurse zu besuchen, außer sehr selten, aber die Anmeldung gab uns das Recht, uns auf die Prüfungen vorzubereiten! Was für eine zusätzliche Arbeit! Wir bestanden beide die Französischdiplome der ersten und zweiten Stufe, mit schönen Siegeln der Universität Grenoble! Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, wie sehr mir diese Prüfungen später einmal nützen würden!

Das Magistero hatte Fenster, die auf den Arno zwischen der Ponte Santa Trinita und der Ponte alla Carraia hinausgingen, aber der Eingang befand sich in einer schmalen Straße in der Altstadt, der Via del Parione, die mit der Via dell'Inferno und der Via del Paradiso in Verbindung stand. Die Umgebung war also für das Studium der „Göttlichen Komödie“ geeignet, die ich sieben Jahre lang studierte, ohne sie jedoch vollständig zu studieren. Es war ein altes Kloster mit einem bezaubernden Kreuzgang, einem Brunnen in der Mitte des Kreuzgangs und Orangenbäumen rundherum. Das ehe-

malige große Refektorium der Mönche besaß ein ziemlich berühmtes Fresko, und dort wurden die Thesen diskutiert. Eines Tages sagte Professor Mengin, ein Franzose, der vom französischen Bildungsministerium geschickt worden war, zu Gardiol und mir¹⁴⁴: „Mesdemoiselles, können Sie mir erklären, was das Gerät ist, das dieser Mann im Garten auf dem Rücken trägt? Es endet mit einem Orangen-zweig!“ Monsieur Mengin, ein charmanter französischer Intellektueller, sah in diesem Kreuzgang des Magistero bereits ein Ereignis, das etwas Poetisches, Altes, Künstlerisches oder Literarisches neu erschaffen würde. Vielleicht ein Überbleibsel des Mittelalters, wer weiß? „Aber Monsier“, antworteten wir ihm, „das ist der Arbeiter, der die Orangenbäume schwefelt, und um sich zu amüsieren und sein Herz zu erfreuen, hat er einen Orangenweig auf seinen Apparat gesteckt!“

Zum Glück war Großmama da, auf der anderen Seite der Stadt. Sie war wenigstens lebendig, interessiert und leidenschaftlich. Ich brachte ihr Bücher, Hefte und Notizen; sie las, kopierte, notierte, fasste zusammen und half mir, indem sie jede Stunde, die sie nicht mit Lallis Klavierspiel oder Lubas Vorlesen verbrachte, mir widmete. Nach jeder Prüfung rief ich Großmama an, die mit klopfendem Herzen am anderen Ende der Leitung wartete. Sie fragte: „Wie viel haben wir heute geschafft?“ Und Luba sagte: „Ich weiß, warum du so gute Noten hast. Du sprichst so schnell, dass die Lehrer kein Wort verstehen, aber sie denken, dass es sehr gut sein muss!“

Ich konnte niemanden zu Hause empfangen, also konnte ich auch keine Einladungen der Art annehmen, die man erwidern muss, und ich entfernte mich immer weiter von dem, was eigentlich mein Umfeld hätte sein sollen. Andererseits bildete sich um mich herum eine andere Gruppe von Freundinnen. Ich sah sie im Magistero, oder bei ihnen zu Hause, oder im Foyer des UCJF¹⁴⁵, wohin ich ging und wo Gardiol wohnte.

¹⁴⁴ Es handelt sich um Urbain Mengin (1864-1955), einen der Lehrer, die am 1908 gegründeten Institut français de Florence tätig waren, das zunächst von Julien Luchaire geleitet wurde. Er übersetzte die römische Geschichte von Guglielmo Ferrero ins Französische und arbeitete über Lamartines Aufenthalt in Florenz (als Geschäftsträger, 1825-1828) (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁴⁵ Christliche Union Junger Mädchen. Zur UCJF s. u. S. 285 f. (Anm. der französischen Editoren).

Ich hatte nur zehn Lire Taschengeld im Monat und musste meine Bücher und die Gebühren an das Bildungsministerium bezahlen. Wie in Frankreich ist der Unterricht in Italien kostenlos, aber es galt, die Einschreibungen und Gebühren zu zahlen. Es war nicht leicht, mit Papa über die zusätzlichen Ausgaben zu sprechen. Einmal bezahlte er mir eine Schere und ein anderes Mal die Hälfte meiner Schreibtischlampe, aber er sagte: „Sprich nicht darüber“, und schrieb in seinen Büchern, die er täglich und perfekt führte: „Spese varie“ (verschiedene Ausgaben).

Meine Prüfungsergebnisse hätten mich normalerweise von den Steuern befreit, aber in meinem Fall musste ich trotz meiner sehr guten Ausbildung zahlen, da Papa „Hausbesitzer“ war. Ich gab also Unterricht. Ich ging zu den Concierges von Hotels, die mir Kunden vermittelten, Ausländer, die Italienisch lernen wollten. Zu Hause konnte ich keinen Unterricht geben: Das war damals nicht üblich, und ich war ein Fräulein aus gutem Hause! Papa war „un signore“, und dazu noch adlig; eine Krone mit fünf Kugeln, die niedrigste Stufe des Adels, aber es gab trotzdem eine Krone auf unserem Wappen. Ich ging also hierhin und dorthin, um Unterricht zu geben. Ich war schlecht gekleidet und wusste nicht, dass ich hübsch war. „Die Figur einer Madonna“, sagten einige Leute, aber Madonnen gibt es in Florenz zuhauf ...; es gab sie in jeder Kirche, in jeder Kapelle, an jeder Wand, und das erschien mir nicht als außergewöhnliches Kompliment. Also kein Geld, um mich anzuziehen, und keine Zeit, um darüber nachzudenken.

Zu Hause häuften sich die „Nadelstiche“ von Marguerite.

Eine krankhafte, außer Kontrolle geratene Eifersucht hatte sie völlig in Besitz genommen. „Wem gehören diese Baumwollhemden?“ Das Wort „Baumwolle“ wurde stark betont. Das waren die Hemden meiner Mutter, Marguerites Hemden waren aus Leinen. Oder: „Sehr hübsche Frauen sind in der Regel sehr dumm.“ Dann: „Die Ausländer dies, die Ausländer das.“ Ausländer waren immer kritisierbar. Meine Mutter war schön, ja, sehr schön. „Die schönste Dame von Florenz“, hatte man gesagt, und sie war „Ausländerin“. Ausländerin, ja, aber in Florenz geboren und in Florenz in einem interessanten, sehr interessanten Umfeld aufgewachsen.

Marguerite hatte nicht denselben Charme; sie war keine Ausländerin: Sie war in der Provinz Marken¹⁴⁶ aufgewachsen. Oscar Grilli war in seine erste Frau wahnsinnig verliebt gewesen, und tausend Details zeigten noch immer seine außergewöhnliche Zuneigung zu der Frau, die wie ein Traum in sein Leben getreten war. Er hatte keine Zeit gehabt, ihre Fehler zu entdecken. Es war eine Anbetung gewesen, eine ständige Hochzeitsreise, die nach der Hochzeit nur zehn Monate dauerte.

Die zweite Ehe, neun Jahre später, schien eine arrangierte Ehe gewesen zu sein, eine Vernunfthe.

Was für mich immer unverstündlich war, war nicht die Schwäche von Papa, denn viele Männer sind schwach und haben Angst vor ihren Frauen. Papa war übrigens auch vor seiner so übergriffigen Mutter schwach gewesen. Aber was mich jetzt immer noch überrascht und alle, die mich lieben, überrascht, ist, dass Papa, der meine Mutter so sehr liebte, es ertragen konnte, dass die Tochter seiner Nelly, die Frucht seiner Liebe, so behandelt wurde wie ich. Hatte er immer noch das Gefühl, dass dieses Baby von damals, diese Magda, die Frau, die er anbetete, getötet hatte? Oder dass zumindest diese Geburt diese Frau getötet hatte, die er nicht vergessen konnte und wollte?¹⁴⁷

Sancellemoz

Sonntag, 30. Januar 1977

Haute-Savoie – Mit Blick auf den Mont-Blanc

Zimmer 431 (ehemaliges Sanatorium)

Ich bin die Begleiterin von Jispa, die sich in der Rekonvaleszenz befindet.

Ja, zum Schreiben muss ich außer Haus und allein in meinem Zimmer sein.

¹⁴⁶ Siehe Anmerkung 116.

¹⁴⁷ Es ist bekannt, dass das Kindbettfieber damals verheerende Schäden anrichtete, eine Infektion, die einfach auf mangelnde Hygiene zurückzuführen war. Die Entbindung fand zu Hause statt, mit Hilfe eines mit der Familie befreundeten Arztes. Heute haben wir Antibiotika.

Im Zimmer 431, das wir uns teilen, ruht sich Jispa aus. Im Wohnzimmer im zweiten Stock wird die Heilige Messe gelesen. Eine charmante Dame sagte mir lächelnd, dass „es jetzt ökumenisch ist“, und dass ich auch hingehen könne. Ja, aber meine Biografie?

Also gehe ich hinunter ins Erdgeschoss. Das große „Nichtraucher“-Zimmer ist leer. Durch die breite Fensterfront sehe ich schneebedeckte Tannen; alles andere liegt im Nebel, außer einem Stück des Tête Rousse, wo André und ich, als wir noch sehr jung waren, irgendwann geglaubt hatten, wir könnten trotz des wilden, aber zu trockenen Grases, an das wir uns klammerten, nicht mehr den Hang hinaufklettern. „Das ist ein sehr gefährlicher Ort“, sagten uns die „Eingeborenen“ bei unserer Rückkehr.

Jacquot und Daniel waren damals noch nicht geboren. In St-Gervais, gegenüber von Sancellemoz, beendete ich meine Vorbereitungen für die mündliche Prüfung in Italienisch, während Papa zwei aufeinander folgende Jahre lang während seines Urlaubsmonats Pfarrer der Sommergäste war. Dort begann unsere „Häuserjagd“! Wie viele Häuser wir besichtigten und uns vorstellten, sie zu kaufen, in den Bergen, am Meer, an Seen, auf dem Land ...! Doch es war noch nicht die allgemeine Mode der „Zweitwohnsitze“, und wir wussten, dass es ein Traum war, den wir uns nicht leisten konnten, aber ein Spiel, das wir sehr ernst nahmen.

Was haben wir uns nicht alles zusammen ausgedacht! Und der Tag, an dem wir vorgaben, dass ich zu Marcellas Hochzeit gehen würde! Es war in St. Etienne. Wir gingen (an einem Montag, dem freien Tag der Pfarrer) in ein schönes Geschäft. Ich probierte ein paar schöne Kleider an; Papa war begeistert. Wir entschieden uns für ein weites, schwarzes Kleid aus dicker Seide, das in der Taille eng anlag und gut saß (ich war damals sehr schlank). Der Ausschnitt war originell und unauffällig, und der einzige Schmuck war ein riesiger orangefarbener Samtgürtel, schön, breit und mit einer beeindruckenden Schleife! André war entzückt, die Verkäuferin noch mehr, weil sie verkaufen wollte, und ich war angenehm überrascht, so hübsch, nein, besser noch, wirklich schön zu sein! „Das müssen wir uns überlegen“, sagte André und wir verließen den Laden. Die Verkäuferin glaubte, nicht richtig verstanden zu haben.

Warum?

Wir konnten ihr doch nicht sagen, dass wir nicht zur Hochzeit gehen würden. Wir hatten während den Anproben so viel darüber gesprochen! Und da haben wir es. Es war fast so gewesen wie die Reise nach Königsberg während meines Aufenthalts in Russland!

Wie viele Erinnerungen, wie viele Träume! Viele sind im Keim erstickt, aber andere, wie z. B. das Collège Cévenol¹⁴⁸ und das Maison de la Réconciliation in Versailles, wurden erfolgreich umgesetzt.

Aber zurück zum Thema und nach Sancellemoz. Der Seelsorger des Hauses, Herr Soulier, hatte sechs seiner sieben Kinder im Collège Cévenol!

Und in der protestantischen Krankenstation in Lyon, wo Jispa zwanzig Tage verbrachte, heiratete ihr Spezialist (Marc Mégard, Rheumatologe) eine ehemalige Schülerin des Collège, Jacqueline Partensky. Zwei Ärzte der Krankenstation, der eine Allgemeinmediziner, der andere Chirurg, die Cuhe-Zwillinge waren ebenfalls im Collège, ebenso wie der Seelsorger, Pfarrer Lamouroud.

Ja, dieses Kolleg war einer unserer wahrgewordenen Träume.

Diesmal ist Schluss mit den Abschweifungen, wir kehren nach Florenz in der sehr traurigen Zeit zwischen den Mantellaten und der Abreise in die USA zurück.

Es ist immer schwierig, schmerzhaftes über eine Tote zu erzählen, besonders wenn diese Tote gute Eigenschaften hatte und die Frau meines Vaters, die Mutter meiner beiden Schwestern und meines Bruders war, die ich zärtlich liebe.

Marguerite war eine kranke Frau.

Eifersucht ist eine Krankheit. Jispa liest gerade das Leben von Victor Hugo, dessen Bruder Eugène Hugo verrückt wurde, nicht „verrückt vor Eifersucht“, wie oft gesagt wird, sondern wirklich verrückt. Er musste eingesperrt werden. Er war eifersüchtig auf seinen Bruder.

Hätte Papa, weil er die Erinnerung an meine Mutter nicht loslassen konnte, nicht wieder heiraten und sich eine Geliebte nehmen

¹⁴⁸ Siehe unten S. 290 f.

sollen? Das ist heute machbar, aber damals schwierig. Außerdem brauchte Papa eine Familie. Hätte er eine Frau heiraten sollen, die nicht eifersüchtig gewesen wäre? Kann man das im Voraus wissen? Amélie Bertalot zum Beispiel, meine erste Gouvernante, war in Papa verliebt gewesen. Man hatte sie ersetzt. Die sozialen Vorurteile waren zu dieser Zeit stark. Sie kam aus einem anderen Milieu ...

Eine arrangierte und gut kalkulierte Ehe schien vernünftig, aber man hatte nicht genug kalkuliert, nicht genug die Anwesenheit eines Kindes als lebendigen Zeugen einer außergewöhnlichen Liebe, die dem Vergessen und der Zeit widerstanden hatte, in Betracht gezogen.

In seiner Brieftasche hatte Papa immer ein Foto meiner Mutter, wie ich euch schon erzählt habe, und an seiner Uhrenkette hing ein goldener Anhänger mit den Haaren seiner Nelly. Er trug den Ehering meiner Mutter an seinem kleinen Finger und eines Tages im Lung'Arno Serristori wurde das ganze Haus auf den Kopf gestellt! Der Ehering war heruntergefallen und verschwunden. Aber wohin? Dieses Mal konnte Papa seine Gefühle nicht verbergen. Traurigkeit, Wut, sogar Angst. Alle suchten. Aber erst beim wöchentlichen Großputz, bei dem alle Möbel umgestellt wurden (eine Spezialität von Marguerite), wurde der Ring gefunden.

Ich selbst spürte alle Spitzen von Marguerites Eifersucht, die sich ungerecht und krankhaft gegen mich richtete. Sie ihrerseits musste die Wunden von Papas Liebesbeweisen für einen idealisierten, verstorbenen Menschen spüren. Man kann einen Lebenden von einem anderen Lebenden trennen, aber wie trennt man jemanden von einem Schatten, einer Erinnerung, einem immer präsenten Bild? Auch Marguerite muss viel gelitten haben.

Was waren das für Spitzen, die sie mir entgegenschleuderte? Sie waren mündlich und äußerten sich auch in Handlungen. „Ja, du kannst heute Morgen das Badezimmer benutzen. Nimm l'accapatoio (= den Bademantel); ich muss ihn sowieso in die Wäsche geben“ (Er war also nicht sauber).

Nach diesem Kommentar verzichtete ich darauf, zu Hause zu baden. War ich zu empfindlich? Vielleicht, aber der kleine Hund von Marguerites Nichten, den man im Hotel nicht baden durfte, wenn seine Chefinnen nach Florenz kamen, der Hund, der badete bei uns! Marguerite sah zwar, dass ich nicht mehr um die Nutzung

des Badezimmers bat ..., aber sie sprach nie darüber. Private Badeanstalten waren zu teuer. Ich duschte in einer Wanne bei meinen Freundinnen Pellegrini, dann entdeckte ich die städtischen Duschbäder im Arbeiterviertel zwischen Santo Spirito und Carmine, nicht weit von den Diakonissen von einst! Gemischte Klientel, aber perfekte Sauberkeit. Jeden Abend wurden sogar die Wände mit viel Wasser gewaschen und mit starken Düsen wie bei der Straßenbewässerung desinfiziert.

Ich war überrascht! Das Volk ... das Volk war gar nicht so schmutzig, und diese Bäder wurden von städtischen Angestellten mit Mützen beaufsichtigt und gereinigt. Das Ganze war sauberer und öfters desinfiziert als die privaten Badeanstalten, in die die Bürger gingen. Zu dieser Zeit waren private Bäder noch eine Seltenheit. Wenn ich die Dinge jetzt rückblickend betrachte, stelle ich fest, dass ich damals noch ziemlich bürgerlich war. Waren diese öffentlichen Bäder ein Anfang des „Kollektivismus“, von dem heute so viel gesprochen wird? Wie die öffentliche Schule, wie die Eisenbahnen, Straßenbahnen und Busse?¹⁴⁹

Wenn ich nach einer Reise oder einem Aufenthalt bei Großmama nach Lung'Arno Serristori zurückkehrte, war mein Bett nicht gemacht und die Kannen, der Eimer und die Schüssel waren leer und auf den Kopf gestellt. Es gab keine Handtücher. Ich blieb eine Abwesende, nichts war für meine Rückkehr vorbereitet.

Marcellas Bett war wie üblich gemacht, und was ihre Körperpflege betraf, so wusch sie sich wie die anderen Familienmitglieder im Badezimmer. Die Dienstmädchen und ich, wir haben uns in unseren Zimmern gewaschen. Ich verstehe, es war praktischer, ich war eine erwachsene Frau; aber warum haben sie mein Zimmer nicht vorbereitet?

Plötzlich wurde mein Bügeln nicht mehr mit dem Bügeln der anderen zusammen erledigt. Das wöchentliche Bügeln nahm Maria,

¹⁴⁹ Von den 1890er bis in die 1920er Jahre wurden in Europa die Errungenschaften im Bereich der öffentlichen Dienstleistungen, mit denen einige Städte die Lage der Arbeiterklasse verbessern wollten, als „Gas- und Wassersozialismus“ oder „kommunaler Sozialismus“ bezeichnet: öffentliche Verkehrsbetriebe, Kinderkrippen, Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung, Genossenschaftsrestaurants und Badeanstalten. Nord- und Mittelitalien waren an diesem Phänomen beteiligt (Anm. d. franz. Editoren).

das Hausmädchen, einen ganzen Nachmittag und mehr in Anspruch. Das fand im „stanza degli armadi“ (Schrankschrank) statt. Die Wäsche war in den Schränken. Die gebügelte Wäsche wurde ordentlich gefaltet auf einem großen Tisch aufbewahrt und mit einem weißen Vlies bedeckt, damit kein Staub darauf fiel und die Feuchtigkeit der angefeuchteten Wäsche verdunstete. Auf der Service-etage gab es eine zweite „stanza degli armadi“ mit den Kleidungsstücken und einen weiteren großen Tisch zum Bürsten und Fleckenentfernen. Alles war also sehr gut organisiert. Ohne Vorwarnung wurden meine Sachen ungebügelt auf mein Bett gelegt. Ich sagte nichts. Man trug damals weiße, bestickte und gestärkte Kittel und es belastete mein schmales Budget, eine Bügelmaschine in Anspruch nehmen zu müssen. Die Wäsche wurde jede Woche von einer Waschfrau gewaschen, die sie abholte und wieder zurückbrachte. Grassina war das „Dorf der Waschfrauen“ in der Nähe von Florenz, und ihre Art, die Wäsche zu trocknen, war eine Sehenswürdigkeit für Touristen.

Dann kam das Flicker an die Reihe. Jede Woche kamen Sor' Emilia¹⁵⁰ und Bianca Perbellini nach Hause und arbeiteten in „la stanza degli armadi“. Sie plauderten miteinander; Sor' Emilia nähte und flickte und Bianca nähte und stickte, wenn es nichts Ernsteres zu tun gab. Für mich wurde nicht mehr genäht, geflickt und natürlich auch nicht gestickt! Warum?

Was ich weiß, ist, dass Anna Maria Fiorani, die Tochter von Marguerites Bruder, nach Florenz kam. Aus ihren zurück gebliebenen Marken kommend, sollte sie Florentinerinnen und wenn möglich „Florentiner“ treffen. Die Sor' Emilia und die Bianca machten sich an

¹⁵⁰ Sor' Emilia = Signora Emilia auf Florentinisch. Emilia Bettini, die Witwe eines Verwandten von Cesare Bettini, meinem Urgroßvater, hatte ihre beiden Söhne allein großgezogen und war zu Großmama Grillis unentbehrlicher Helferin und Freundin geworden. Sie leitete das Öffnen und Schließen der Wohnung in Florenz, wie auch das Schließen und Öffnen der Villa in Casalta. Sie nähte und gab den Hausangestellten Befehle. Mit einem Wort, sie war die unentbehrliche Sor' Emilia. – Sie war volkstümlicher Herkunft, schnupfte Tabak und hatte, um dies besser tun zu können, riesige Nasenlöcher. Sie hatte ein großes Herz, aber vor allem einen unermesslichen gesunden Menschenverstand. Marguerite hatte sie von ihrer Schwiegermutter geerbt (den Verhältnissen entsprechend, denn Marguerite war nicht Großmama Grilli), und die Sor' Emilia war sogar gekommen, um Marguerite nach Goffredos Geburt in Verona zu helfen. Das sagt alles!!

die Arbeit, um Marguerites Kleider für Anna Maria umzuwandeln, und Anna Maria wurde zur „wichtigen Person“. Alles drehte sich um sie. Das amüsierte mich. Anna Maria war eher oberflächlich, sie lachte viel, ihre Konversation hielt sich in Grenzen und zum Glück hatte ich keine Zeit, mich mit Überlegungen aufzuhalten, die mich hätten belasten können. Ich meine damit die unterschiedliche Rücksichtnahme, die Anna Maria entgegengebracht wurde, und meine eigene Situation.

Die Sache wurde noch schlimmer, als bei uns zu Hause, Lung' Arno Serristori, ein Jugendlernachmittag für Anna Maria organisiert wurde ... Das Haus war trist und das Leben dort eintönig, abgesehen von einigen besonderen Tagen, an denen Marguerite „empfang“. Ich sah die Damen nicht und eines Tages fragte mich Großmama Wissotzky mit einem kleinen Schmunzeln, ob bei diesen Empfängen keine Herren anwesend seien.

„Nein“, sagte ich.

„Ah! Also ein Hühnerstall ohne Hahn?“ Diese Überlegung erschien mir amüsant und so unerwartet von Großmama!

Kommen wir zurück zur Einladung für Anna Maria. Ich hatte kein einigermaßen hübsches Kleid. Ich war müde und fiebrig und hatte so viel Arbeit für das Magistero und den Unterricht, den ich gab, dass ich erklärte, ich könne bei dieser Einladung nicht anwesend sein. Außerdem würde ein junges Mädchen eingeladen werden, das ich in Marina di Pisa kennengelernt hatte und das ich so gerne selbst nach Hause eingeladen hätte, wenn das möglich gewesen wäre ...

Aber nein, ich konnte niemanden einladen, also erhielt ich auch nie eine Einladung. So war es in einem bestimmten Milieu. Es gab nur Gardiol, die sich zwischen zwei Türen hindurchschlich, um mir Notizen und Bücher zu bringen und mit mir zu lernen, und Rosina Gaggioli, die manchmal kam, um mein Flickzeug abzuholen, und die mir aus Liebe zu mir die geflickte und bestickte Wäsche zurückgab! Ja, bestickt ... meine Wäsche war nicht neu, und trotzdem schaffte es Rosina, Fäden herauszuziehen, um mir Lochstickereien sowie weitere hübsche kleine Stickereien zu machen. Ich werde später noch einmal auf Rosina zu sprechen kommen.

Ich muss sagen, dass Papa wegen meiner Weigerung ganz rot wurde und mich zwang, an dem Empfang teilzunehmen. War ich

eifersüchtig auf Anna Maria? Nein, das glaube ich nicht. Ich habe kein eifersüchtiges Temperament, aber ich habe mich vielleicht zu sehr auf Ungerechtigkeiten eingeschossen und es schien mir, als sei das ganze Ensemble ungerecht, und das war es auch. Nach ein paar glorreichen Momenten für Anna ging sie nach Hause. Sie ist nun dabei, ihr Leben in den Marken mit ihrer Schwester zu beenden, und beide sind zu Karikaturen der „alten Jungfern“ des niederen Adels geworden: Stadtpaläste, Villen am Meer, endloses Putzen und Gartenarbeit, die Jugend kritisierend und den Nachmittag hier und da mit Tee verbringend!

Dank meines „ungerechten“ florentinischen Lebens wandte ich mich dem Studium zu, verließ mein Zuhause, Florenz und sogar Italien. In den USA konnte ich meine Flügel ausbreiten, André kennenlernen und mich in ein schwieriges, aber sehr interessantes und vielleicht sogar nützliches Leben stürzen.

Wer war Rosina Gaggioli? Eine Wäscherin, ein armes, nicht sehr hübsches Mädchen. Sie hatte eine lethargische Enzephalitis, eine schreckliche Krankheit, die sich langsam entwickelte und sie noch in jungen Jahren dahinraffte. Sie arbeitete von zu Hause aus, nähte und stickte. Am meisten verdiente sie mit der Herstellung von Dessous für die „cocottes“. Komische Unterwäsche in außergewöhnlichen Formen und Farben, die jetzt fast normal wären, aber damals waren sie atemberaubend. Wie hatte ich sie kennengelernt?

Ich liebte die Menschen, ging oft zur Christlichen Union Junger Mädchen und sah eines Tages eine Anzeige. Es wurden Freiwillige für verschiedene Tätigkeiten gesucht. Ich wählte zwei davon aus: Ich gab am Sonntagmorgen Französischunterricht für Arbeiterinnen und setzte mich in dem schmutzigen und armen Arbeiterviertel San Frediano für die Eröffnung eines „asilo“ (Kindergarten) ein. San Frediano war damals ein Viertel, dessen Bewohner als „Unterschicht“ bezeichnet wurden. Heute sind viele schöne alte Häuser wieder instand gesetzt worden und ein Teil von San Frediano ist sehr schick. Es gibt aber immer noch einige unsägliche kleine Straßen, Via della Chiesa zum Beispiel und andere dieser Art. Und genau dort bewegte ich mich.

Das größte Hindernis bestand darin, die Mütter davon zu überzeugen, die Kopfläuse ihrer Kinder zu entfernen, damit sie sie im „asilo“ anmelden konnten. Ich war in beiden Unterfangen erfolg-

reich und wurde daraufhin gebeten, einen Monat lang eine Mädchenkolonie in Cireglio im „Appennino Pistoiese“¹⁵¹ zu leiten. Diese Kolonie unterstand der Christlichen Union Junger Mädchen. Es gab eine Dame, Frau Corradini, die sich um die materielle Seite des Unternehmens kümmerte, ich sollte den Rest erledigen! Beim ersten Spaziergang verlor ich ein junges Mädchen. Wir fanden sie und stellten fest, dass Gonda Massari ein seltsames, leicht gestörtes Mädchen war und dass ich daran nicht wirklich schuld war. Piera Massari, Gondas Schwester, blieb bis zu ihrem Tod mit mir in Verbindung und ich half ihr, ihren Weg zu finden ... In dieser Hinsicht hatte ich Glück und sie auch. Rosina Gaggioli, eine andere Pensionärin, blieb bis zum Schluss eine arme und traurige Freundin! Kurz vor ihrem Tod hatten André und ich sie auf unserer Hochzeitsreise zum Mittagessen in ein Restaurant eingeladen. Es war traurig, sie wiederzusehen. Ihre Enzephalitis hatte sich verschlimmert und sie sabberte und schaute uns mit dankbaren Augen voller Liebe und Traurigkeit an. Kurz darauf starb sie. Drei andere junge Mädchen, die bei Cantagalli (einer berühmten Manufaktur für handbemalte Keramik) beschäftigt waren, zeigten mir ihre Verbundenheit, indem sie eine einzigartige Tasse mit meinem Namen, Magda, inmitten von Blumen gestalteten.

Wie viel Anerkennung und berührende Freundschaftsbekundungen, die gewiss spontaner waren als die, die ich im Studentenumfeld angetroffen habe!

Und das Ergebnis von all dem? Das war das Angebot eines Stipendiums in England, in Woodbrook, um Sekretärin der UCJF zu werden. Ich lehnte ab. Es war unmöglich, angesichts meiner geistigen Einstellung Bibelstudien und Gottesdienste zu halten. Dennoch kam alles zu einem guten Ende.

Aimée Jalla, Sekretärin der UCJF¹⁵², hatte mich zum Mitglied des Komitees in Florenz ernannt. Sie nahm meinen Rücktritt an. Unmöglich, mich inmitten von etwas konservativen Damen zu finden, ich, die ich unter Studentinnen und Arbeiterinnen lebte, ich, die die Dinge ganz anders sah. Unmöglich, bei jedem Treffen des Komitees

¹⁵¹ In der Gegend von Pistoia, einem rauen und abgelegenen Bezirk im toskanischen Apennin, etwa 40 km von Florenz entfernt (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁵² Sie selbst stammt aus einer sehr bekannten waldensischen Familie (Anm. d. franz. Editoren)

Bomben zu werfen, um die Jugend zu verteidigen; ich hatte andere Dinge zu tun.

Aimée Jalla erzählte mir dann von der Schule, die sie in New York besucht hatte, „The New York School of Social Work“. Sie erzählte mir von den USA, den Niagarafällen und so weiter. Sie hatte verstanden, dass ich mich für den Sozialdienst interessierte und auch für Reisen.

Eines Tages fragte eine Amerikanerin, Miss Wilcox, nach einer Englisch sprechenden Studentin, die in der Lage wäre, mit ihr italienische Konversation zu üben, während sie mit dem Auto durch die Umgebung von Florenz fuhr! Ich stimmte zu. Ich arbeitete also trotz des Fiebers unermüdlich weiter.

Dr. Caccia besuchte mich von Zeit zu Zeit. Mir wurden die Mandeln entfernt. Es half nichts.

Ich hätte mit Dr. Caccia sprechen wollen, ihm sagen wollen, dass ich zu Hause unglücklich war, dass ich weg wollte, irgendwohin. Er hatte von einem „Luftwechsel“ gesprochen. Aber das war abstrakt. Ich weiß nicht mehr, wie es sich einrenkte: Die kleinen geflüsterten Worte an den Arzt und die Blicke, die ich ihm zuwarf und die für sich sprechen sollten, hatten wahrscheinlich ihre Wirkung. Auf jeden Fall wurde beschlossen, dass ich in die Berge gehen sollte. Luba und Großmama, die Angst vor einer Reise in die Kälte und in die Höhe hatten, beschlossen, dass Tante Olga mich begleiten sollte. Nach ein paar Tagen sollte Dudy, die Ruhe brauchte, zu mir stoßen und Tante Olga würde nach Florenz zurückkehren.

Ich war schon einmal in Torre Pellice gewesen¹⁵³, „dem italienischen Genf“, wie De Amicis es nannte. Schöne Berge, protestantisches Milieu. Erinnerungen an den Reformator Petrus Waldus, der dreihundert Jahre vor der Reformation die Kirche in Lyon reformierte. Kleines, in Frankreich verfolgtes Volk, das die Alpen überquerte und sich in zwei Alpentälern, dem Pellice- und dem Chisone-Tal, niederließ. Zu einem bestimmten Zeitpunkt hörten diese Waldenser aus dem Piemont von einem gewissen Johannes Calvin, der in Genf war. Sie schickten Botschafter und fanden heraus, dass es auch dort um eine Reformation ging. Verfolgungen, Leiden, Treue

¹⁵³ Zu Torre Pellice und den Waldensern s. u. S. 270 ff und 290 ff (Anm. der franz. Editoren).

und schließlich 1848 unter Carlo Alberto von Savoyen die Gewissensfreiheit.

Wie hatte ich einige Jahre zuvor eine erste Reise nach Torre Pellice unternommen? Ich hatte ein paar hundert Lire in einem sparkassenähnlichen Sparbuch,¹⁵⁴ abgesehen von der Mitgift meiner Mutter, die von meinem Vater verwaltet wurde. Es gab eine Verlosung, die von dieser Sparkasse organisiert wurde. Ich hatte das Glück, tausend Lire zu gewinnen. Ich war also bereits zwei Wochen in Torre Pellice gewesen, wo ich bei Schweizern, die einer sehr engen und etwas seltsamen Sekte angehörten, in einer Pension untergebracht war. Trotzdem blieb mir dieser Aufenthalt in sehr guter Erinnerung. Freiheit, neue Erfahrungen, andere Menschen, eine unbekannte, übertriebene und seltsame Sekte; aber auch außerhalb der Sekte eine historische Kirche, die in der „Vorreformation“ entstanden war, die Waldenserkirche.

Ich bat also darum, wieder nach Torre Pellice gehen zu dürfen. Meine erste Gouvernante stammte aus den Waldenser Tälern, ebenso wie ihre Schwester, die Gouvernante von Lalli. Die Kinder von König Viktor Emanuel III. hatten immer eine waldensische Gouvernante aus dem Piemont gehabt ... es war also ein normaler Wunsch und er wurde erfüllt...¹⁵⁵

Was für eine schöne Reise! Die Küste war so schön, dass wir in Santa Margherita anhielten. Tante Olga wollte nicht mit dem Bus fahren, von dem aus wir die Küste besser hätten sehen können, weil sie Angst hatte, dass ich mich erkältete! Dieser Bus sollte durch einen Tunnel unter einem Berg hindurchfahren und Tante Olga dachte, dass ich mit dem Zug die Zugluft vermeiden würde!! Ich setzte mich durch und der Tunnel stellte sich als ein einige Meter langer Tunnel heraus, der völlig harmlos war!

Wir hatten die Adresse eines Hotels der Heilsarmee in Genua, wo wir die Nacht verbringen sollten, nach dem „schrecklichen Abenteuer“ im Tunnel: „Dio ce ne scampi e liberi!“¹⁵⁶ Das Hotel lag in der Nähe des Hafens, war schmutzig, ekelhaft und unheimlich.

¹⁵⁴ Ein Geschenk von Dr. Pietro Grilli, meinem Patenonkel, dem Leiter von San Salvi, einem psychiatrischen Krankenhaus in Florenz.

¹⁵⁵ Wie sollte ich den Aufenthalt finanzieren? Ich verkaufte Papa einige Möbelstücke meiner Mutter, die sich noch im Wohn- und Esszimmer befanden.

¹⁵⁶ „Möge Gott uns das ersparen und uns davon befreien!“

Ich erklärte, dass ich dort nicht bleiben wollte. Tante Olga, die von einem gewissen Kapitän oder Oberst der Heilsarmee (nicht vom General, aber fast) empfohlen worden war, wollte nicht „fare una cattiva figura“¹⁵⁷. Das Zimmer war vorbereitet. Wir wurden erwartet. Großmama war eine große Freundin der Heilsarmee. Ich selbst hatte ihnen den „Zehnten“ für ihre Arbeit geschickt (zehn Prozent der ersten 150 Lire, die ich mit Französischunterricht zu fünf Lire pro Stunde verdient hatte!!). Ich hatte auch 150 Lire nach Turin geschickt, in das „Villino Speranza“, ein Haus für junge Mädchen, die Mütter geworden waren. Wir wurden also als Freundinnen der Heilsarmee betrachtet ... Was sollten wir tun?

Ich hatte eine tolle Idee. Das würde Großmama und Tante Olga von einem Fauxpas befreien, und es würde mich von einem ekligen Hotel befreien. „Hör zu“, sagte ich zu Tante Olga, „Du wirst sagen, dass ich geisteskrank bin, dass ich Launen habe und dass du nicht weißt, wie du dich gegen mich behaupten kannst!“ „Ich will weg, ich will weg“, schrie ich mit einem verzweifelten Akzent, klammerte mich an das Treppengeländer, schnitt Grimassen, verzerrte den Mund und zappelte wie eine Besessene.

Tante Olga war verblüfft und die Heilsarmee froh, dass wir uns abwandten. Wir nahmen eine Droschke. Wir fuhren von Hotel zu Hotel. Es gab keine freien Zimmer, außer sehr teure, also unerreichbare.

Ich hatte eine Idee: Die Christliche Union Junger Mädchen! Kein Zimmer, aber ein charmanter Empfang. Tante Olga schlief in einem sauberen Bett, in einem sauberen Flur, hinter einem sauberen Paravent, und ich schlief irgendwo, ich weiß nicht mehr wo, aber auch an einem sauberen Ort!

In Torre Pellice kamen wir bei Frau Cortabel unter, einer Witwe, die in Les Fassioti wohnte, einem kleinen Nachbarort mit einem alten Tempel¹⁵⁸. Ich fühlte mich wie neugeboren, weit weg von Florenz und vor allem weit weg von Lung'Arno Serristori ... Leider hielt das leicht erhöhte Fieber weiter an ... Dudy kam an. Tante Olga reiste ab. So konnte ich Dudy besser kennenlernen.

¹⁵⁷ Eine traurige Figur machen.

¹⁵⁸ Die evangelischen Kirchen der Waldenser in Italien heißen „tempio valdese“, zu Deutsch: Waldensertempel. (d. Ü.)

Charmanter Aufenthalt: Schnee, Eislaufversuche ohne großen Erfolg, die frische Luft, die Freiheit! Wiedersehen mit Adele Tron, Lehrerin am Lehrerseminar in Torre Pellice, Freundschaft mit ihrem Bruder Adolphe, der vor Stolz, Komplexen und Diplomen strotzte. Er unterrichtete am Lycée Vaudois in Torre Pellice, das vom Staat als „École Normale“ anerkannt wurde und an dem auch Adèle unterrichtete.¹⁵⁹ Adolphe hatte Theologie, Literatur und Philosophie mit Bravour studiert. Er war Musiker und spielte bewundernswert die Orgel im Tempel. Er hatte seine Verlobung mit der Tochter eines Kollegen gelöst, und es wurde gemunkelt, dass er auf eine Mitgift gehofft hatte, die, wie sich herausstellte, nicht existierte. Er hatte keinen guten Ruf im Dorf und war seltsam; groß, blond, blauäugig, mit Brille und hartem Gesichtsausdruck (kein Vergleich mit André Trocmé), und er lud mich oft zu einem Spaziergang ein, wobei er „del più e del meno“ plauderte, was auf Italienisch „von Gott und der Welt“ bedeutet, also über ein bisschen von allem.

Ich war nicht dumm, ich war hübsch und vielleicht sah ich auch so aus, als hätte ich eine Mitgift? Ich nahm die Spaziergänge an, sagte mir aber, dass ich mir keine Illusionen machen sollte und dass Adolphe höchstwahrscheinlich ein Mitgiftjäger war. Ich war an ihm „interessiert“, obwohl ich ihn nicht mochte.

Während meines Aufenthalts in Torre Pellice hatte ich zwei interessante Erlebnisse.

In der Station der Heilsarmee starb Violetta, die Tochter des Offiziers, im Alter von fünfzehn Jahren. Sie wurde im Versammlungsraum aufgebahrt, in ihrem Sarg liegend, „sehr blond“, „sehr blass“, „sehr sanft“ und „sehr tot“. Das wahre Bild des Todes. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen; dennoch hatte mich der Tod schon als Kind in Angst und Schrecken versetzt. War das der Tod? Der Vater war Mitglied der Heilsarmee und hielt den Gottesdienst. Es wurde

¹⁵⁹ Diese beiden Schulen brachten mich später auf die Idee des Collège Cévenol. – Es handelt sich um das Collegio Valdese, das 1831 gegründet wurde (aus dem eine Facoltà Valdese di Teologia hervorging, die in den 1860er Jahren nach Florenz auswanderte und 1922 ihren Sitz nach Rom verlegte). Adolfo Tron (1889-1966), Sohn des Pastors Giosuè Tron, übernahm später die Leitung des renommierten waldensischen Gymnasiums. Weitere Informationen und das biografische Lexikon der italienischen Protestanten finden sich auf der Website der Società di Studi Valdesi, studivaldesi.org (Anm. d. franz. Editoren).

viel gesungen. Es gab Blumen. Violettas Vater und Mutter glaubten „hartnäckig“, dass ihre Tochter nicht gestorben war, sondern auf die Auferstehung wartete. Wo? Irgendwo, in der Nähe Gottes. Für sie war der Tod kein schwarzes Monster. Es gab kein schwarzes Tuch, keine brennenden Fackeln wie bei der Misericordia in Florenz, keine Männer in Kapuzen, aber es war fast eine Dankeshymne für eine bezaubernde Tochter, die ihren Eltern für eine Weile „geliehen“ war. Trotzdem fiel es mir an diesem Abend schwer, einzuschlafen!

Das andere Erlebnis war die Hochzeit von Mimi, einem Mädchen, das in Torre Pellice sehr bekannt war. Am Tag zuvor hatte ich sie mit ihrem Bräutigam hinter dem Tempel in Les Fassioti in der Nähe meines Hauses sitzen sehen. Es hieß, dass der Bräutigam in Turin (oder Mailand) alles für die Ankunft der Braut vorbereitet hatte. Eine Wohnung wartete auf sie. Es gab sogar die fertigen Streichhölzer, um das Gas anzuzünden! Am Morgen der Hochzeit gingen Dudy und ich in den Tempel. Die Braut war in ihrer Wohnung bereit, ganz in Weiß. Das Hotel du Parc, das beste Hotel am Ort, bereitete das Hochzeitsmahl vor. Adolphe Tron saß an der Orgel ... Alle wurden langsam ungeduldig ... Leider, der Bräutigam kam nicht; er kam nie. Gab es die Wohnung überhaupt? Die vorbereiteten Streichhölzer, falls es sie gab, zündeten nie. Die arme Mimi! Das ganze Dorf war wie betäubt. Alle verließen schweigend den Tempel. Adolphe stieg von der Orgel herunter. Der Hausmeister schloss die Tür. Diese traurige Geschichte half mir nicht dabei, Vertrauen zu Adolphe zu haben, aber sie hielt mich nicht davon ab, noch einige Spaziergänge mit ihm zu machen.

Später, viel später (ich war bereits verheiratet), heiratete Adolphe Mimi, jene Mimi, die vor kurzem so traurig verlassen worden war. Mimi hatte eine Mitgift, ein schönes Haus auf dem Viale Dante, dem vornehmsten Ort in Torre Pellice. Die Ehe scheiterte. Mimi war sehr unglücklich. Das Paar trennte sich und später, viel später, nicht sehr lange vor Adolphes Tod, kam es wieder zusammen.

Kurz darauf wurde Großmama Wissotzky krank; sie hustete fürchterlich, das Herz schien stehen bleiben zu wollen ... Ich wurde vorzeitig nach Florenz zurückgeholt. Marguerite wartete netterweise am Bahnhof auf mich. Sorge – Traurigkeit – Angst vor dem Tod des Menschen, der mir auf der ganzen Welt am liebsten war. Dann wurde Großmama wieder gesund, und dann wurde ich

seltsamerweise von Traurigkeit ergriffen, von großer Traurigkeit. Ich war froh, dass Großmama noch lebte, aber traurig, so traurig, dass ich Torre Pellice verlassen hatte!

Das kleine Fieber hielt an, und die Wiederaufnahme des Studiums nach einer langen Abwesenheit war sehr, sehr schwer. Aber es war notwendig, es zu beenden. Der Abschluss bedeutete Freiheit und Unabhängigkeit.

Natürlich dachten Marguerite und vielleicht auch andere, dass ich die „Liebele“ in Torre Pellice vermisste. Die kleinen Spaziergänge zu zweit waren aufgefallen. Hatte Dudy davon erzählt? Damals bedeutete ein Spaziergang mit einem jungen Mann bereits, sich zu kompromittieren. Marguerite machte Andeutungen auf eine ziemlich unangenehme Art und Weise. Sah sie mich schon als alte Jungfer? Anna Maria, ihre Nichte, nicht; sie war eine Heiratskandidatin, aber ich war etwas ganz anderes! Ich war ein besonderes junges Mädchen, außerhalb des normalen Rahmens. Marguerite dachte außerdem, dass Tante Dora mich zum Mittagessen in ihr Haus einlud, um mich mit dem englischen „Priester“ der „High Church“ in der Via Maggio bekannt zu machen, der ihr Pensionsgast war. Was für eine Idee! Ich hatte Adolphe nicht gemocht, und der englische Priester, ein hübscher Junge, war sehr priesterlich, sehr englisch, sehr schwerfällig und „zugeknöpft“ (bildlich gesprochen) und er interessierte mich in keiner Weise. Ich glaube übrigens, dass das auf Gegenseitigkeit beruhte.

Im Moment war die Zukunft verbaut. Die letzte Prüfung war beängstigend gewesen, Papa hatte das verstanden und, seltsame Sache, neue Ironie, er hatte sich nicht nur für diese Prüfung interessiert, sondern war auch gekommen, um mich zum Magistero zu begleiten!

Es war eine Geschichtsprüfung mit dem berühmten Professor Roderigo.¹⁶⁰

¹⁶⁰ Es handelt sich dabei um Niccolò Rodolico, einen berühmten florentinischen Historiker (1873-1969). Der Sizilianer wurde an der Universität Bologna ausgebildet und lehrte zunächst an der Universität Messina und später in Florenz, wo er 1943 in den Ruhestand ging und ein Vierteljahrhundert später starb. Er war

An diesem Morgen waren die Prüflinge verzweifelt aus dem Prüfungsraum gekommen. Mehrere von uns warteten auf dem Flur, und das Tempo der nachrückenden Schüler nahm immer mehr zu! Ein paar Minuten ... ein erschütterter Schüler öffnete die Tür wieder, und ein anderer kam herein ... um gleich wieder herauszukommen. Wenn die Prüfung im Magistero schon bei den ersten Fragen sehr schlecht lief, durfte man von der Prüfung zurücktreten. Man durfte nicht länger als ein paar Minuten warten. Die Prüfung galt dann als null und nichtig und wurde nicht als nicht bestanden gewertet! Aber Vorsicht: Die vorgeschriebene Frist durfte nicht überschritten werden ... An diesem Morgen hatte die Klingel, die nach jeder Prüfung ertönte, einen beängstigenden Rhythmus angenommen und die Schüler folgten unaufhörlich aufeinander!

Die Mittagsglocke läutete. Die Prüfungen wurden für das Mittagessen unterbrochen. Ich musste Papa den Vormittag beschreiben und um zwei Uhr war Papa mit mir im Magistero. Wir standen vor der letzten Tür auf der rechten Seite, am Ende des großen Korridors. Früher waren die Mönche hier spazieren gegangen. Das Fenster am Ende des Ganges und das Fenster des Prüfungsraums blickten auf den Arno. Es war Frühsommer. Das gelbe Wasser floss und wirbelte um die Pfeiler der Ponte Santa Trinità, wo Dante Beatrice getroffen hatte. Auf der anderen Seite des Arno lagen Santo Spirito, il Carmine (angrenzend an die Diakonissen) und San Frediano. Links auf dem Hügel, jenseits der Ponte Vecchio, San Miniato.

Irgendwann ging die Tür auf. Ich ging hinein. Papa blieb draußen.

Die Jury bestand immer aus drei Lehrern. Die höchste Note war dreißig. Die Fragen wechselten sich mit den Antworten ab; das Glöckchen klingelte erst viel später und ich ging mit einer sehr guten Note aus der Prüfung. Papa war glücklich und ich war stolz, so stolz, dass alle Prüfungen vorbei waren und vor allem, dass Papa gekommen war!

Autor von etwa zwanzig Büchern. Er arbeitete zunächst über das toskanische Mittelalter, bevor er sich mit der Zeit des Großherzogtums Habsburg-Lothringen und auch mit den Anfängen der italienischen Einheit, mit der Herrschaft von Karl Albert in Piemont beschäftigte (Anm. d. franz. Editoren).

Die Dissertation musste noch geschrieben und diskutiert werden.¹⁶¹ Ich hatte mir ein Jahr Zeit gegeben, um sie zu schreiben. Als ich vorhatte, mich auf Französisch zu konzentrieren, hatte mir der Professor als Thema für meine Dissertation „La Villa Palmieri d’Alexandre Dumas“ empfohlen. Das war eine Villa in der Nähe von Florenz, in der Boccaccio die Geschichten aus dem Dekameron erzählt hatte. Ein weiterer Vorschlag: „Vauvenargues“, ein trauriger Denker, ein mürrischer Philosoph.

Später, als ich meine Meinung änderte und mich für die italienische Sprache entschied, gab mir Professor Luigi Russo das Thema: „Giuseppe Cesare Abba“, der Dichter, der Garibaldi besang und ihn bei seinem Epos der „Tausend“ begleitete. Ich füllte Seite um Seite mit Notizen (ich habe sie immer noch), besuchte die Witwe von Giuseppe Cesare Abba und ihre Tochter in Turin. Ich erhielt unveröffentlichte Informationen, dann reiste ich in die USA und dachte, ich würde meine Dissertation nach der Rückkehr fertigstellen ... Aber ... während ich in den USA war, veröffentlichte Luigi Russo eine Studie über Giuseppe Cesare Abba (er hatte also gehofft, meine Dissertation nutzen zu können). Und zurück in Europa verlor ich meine Staatsangehörigkeit durch Heirat. Es war also keine Rede mehr davon, die nunmehr nutzlos gewordene Arbeit zu beenden. Luigi Russo bekam meine unveröffentlichten Informationen nie! Oft lassen Professoren ihre Studenten zu ihrem Vorteil arbeiten. Und schließlich, warum nicht? Da ich diese Dissertation nicht mehr brauchte, hätte ich ihm helfen können, aber Gardiol schrieb mir in die USA, dass Luigi Russos „Giuseppe Cesare Abba“ gerade im Buchhandel erschienen sei!¹⁶²

¹⁶¹ „Diskutieren“: Italianismus für „verteidigen“ (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁶² Abba (1838-1910) war ein wichtiger patriotisch inspirierter Autor, der eng mit dem Epos von Garibaldi verbunden war, aber auch eng mit dem großen Dichter des liberalen Italiens, Giosuè Carducci, zusammenarbeitete. Luigi Russo (1892-1961) war 1925 gerade erst zum Professor für italienische Literatur am Magistero in Florenz ernannt worden. Er war seit seinen frühen Arbeiten über Metastase und Verga berühmt und wandte eine kritische Methode an, die auf der von Benedetto Croce aufbaute, aber die Untersuchung des historischen Kontexts der Werke vertiefte. Als Gegner des Faschismus lehrte er ab 1934 an der Facoltà di Lettere in Pisa. Nach Kriegsende wurde er zum Direktor der Scuola Normale Superiore in Pisa ernannt und gründete die angesehene Zeitschrift *Belfagor*. Das Buch, auf das Magda anspielt, muss die kommentierte Ausgabe von G. C. Abbas

Ja, Marguerite und auch andere Leute dachten, ich sei ein besonderes Mädchen mit seltsamen Ideen, schlecht frisiert, schlecht gekleidet, mit anstrengenden Studien beschäftigt, die für das tägliche Brot nicht notwendig waren, und zu allem Überfluss hatte ich auch noch Fieber! Fieber war ein sehr schlechtes Detail für ein junges Mädchen, das verheiratet werden sollte... Man konnte sich alles Mögliche vorstellen ... Tuberkulose war damals ein verheerendes Problem.

Eines Tages wurde ich in der Via Cavour von Adelina Tabarrini, einer entfernten Cousine meines Vaters, angehalten. Sie war eine geborene De Fabbris. Sie war die Tochter des viel kritisierten Architekten der Fassade des Doms in Florenz. Santa Maria del Fiore war, wie andere florentinische Kirchen auch, noch nicht fertiggestellt worden; ihre Fassade ist ziemlich neu. Also traf mich Adelina Tabarrini, die eine Tochter hatte, eine Schönheit, Mutter, sehr gut verheiratet, aber tuberkulosekrank, eines Tages auf der Straße und fragte mich nach dem Ort, an den ich gegangen war, um mich in den Bergen zu „kurieren“... Vielleicht wäre das etwas für ihre Tochter, Madame Mancini?¹⁶³

„Nein“, antwortete ich Adelina Tabarrini, „in Torre Pellice gibt es keine Kurhäuser, es ist ein intellektuelles und religiöses Zentrum, ein protestantisches Zentrum, das „italienische Genf“, wie es De Amicis in „Alle Porte d’Italia“ genannt hat.“ Interessantes Bild! Das

Erinnerungen an die Expedition der Tausend sein: *Da Quarto al Voltorno. Note-relle di uno dei Mille*, Florenz, Vallecchi, 1925. Russo veröffentlichte acht Jahre später eine weitere Studie über Abba: *Abba e la letteratura garibaldina dal Carducci al D’Annunzio*, Palermo, Ciuni, 1933 (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁶³ Elena Mancini starb einige Jahre später, trotz der schönen Villa, die ihr Mann für sie in den Bergen bauen ließ, mit geräumigen und luftigen Räumen ... Jacques und Daniel waren mit uns im Urlaub (durch Wohnungstausch) in der schönen Mancini-Villa an der Piazza d’Azeglio in Florenz. Diese Villa war von den Mancinis an Gioconda Occhini vermietet worden, die wunderschöne Gioconda, die mit einem fortgeschrittenen Krebsleiden von ihrem Mann nach Versailles zu uns gebracht worden war, um sie auf andere Gedanken zu bringen (Gioconda Occhini war die Tochter des berühmten Schriftstellers Giovanni Papini). Giocondas Tochter war bereits in das Haus der Versöhnung gekommen, als sie von dem Regisseur Bresson einbestellt wurde, da sie hoffte, beim Film zu arbeiten. So kam es zu einem Wohnungstausch zwischen den Occhinis und uns. Gioconda Occhini starb kurz nach ihrer Rückkehr nach Florenz und ihre Tochter machte Filme, aber nicht als großer Star.

Fieber schuf also eine weitere Barriere um mich herum, und zwar eine nicht unbedeutende. – Mehr Erinnerungen:

Letizia Rostagno, Tochter von Pastor Giovanni Rostagno, Professor an der Theologischen Fakultät der Waldenser, war in Florenz, bevor sie sich endgültig in Rom niederließ. Sie stand kurz vor ihrer Hochzeit. Ich hatte so wenig Geld und wusste nicht, was ich ihr schenken sollte. Ich wandte mich an Marguerite und versuchte, wie ich es manchmal tat, mit ihr „del più e del meno“ (über Gott und die Welt) zu sprechen, um sie um Rat zu fragen und ein Gespräch zu beginnen, was selten und schwierig ist. „Was soll ich dir sagen?“, antwortete sie, „ich kenne mich in diesem Milieu nicht aus!“

Ja, in der Tat, es war ein ganz anderes Milieu, und ich war weder Fisch noch Fleisch. Ich saß zwischen den Stühlen, in einer heiklen Lage ... Aber ... was Marguerite nicht wusste, war, dass Letizia, die Tochter eines Pfarrers, ein seltsames Milieu, das stimmt, einen Protestanten heiratete, ein anderes Milieu, das stimmt, aber einen Offizier, der bald Oberst und dann General werden sollte!

Wenn Marguerites Hausmädchen nicht von einer Putzfrau unterstützt wurde, war die Atmosphäre in der Familie unerträglich, und das kam oft vor. Als Waise blieb Mariadas Hausmädchen jahrelang bei uns; schließlich heiratete sie einen Fantechi, einen Cousin von Papas Bauernfamilie Fantechi. Die nachfolgenden Dienstmädchen oder Putzfrauen hielten es unter Marguerites Befehl jedoch nicht lange aus. Um Krisen zu vermeiden, eilte ich, sobald es nötig war, auf die Suche nach einer Putzfrau.

In San Frediano, Via della Chiesa, wo ich Kontakt zu Kindern aufgenommen hatte, die sich für den Kindergarten beworben hatten, fand ich eine Frau von vollkommener Ehrlichkeit und einem unerschöpflichen sanften Charakter. Sie war von Frau Rostagno sehr empfohlen worden, die sie als Putzfrau gehabt hatte. Triumphierend erzählte ich Marguerite von meinem Fund. Die Frau stellte sich vor. Sie hatte ihr Haar zu einem kleinen Knoten zusammengebunden, die Augen gesenkt und ein schwarzes Tuch über die Schultern gelegt.

„Ah“, sagte Marguerite, „eine protestantische Begine“¹⁶⁴ von Frau Rostagno!“

¹⁶⁴ Eine Novizin, eine Art Nonne, die ihre Gelübde nicht abgelegt hat.

„Nein“, sagte ich, „eine katholische ‚Begine‘, die ehrlich und fleißig ist.“

Die „Begine“ wurde also eingestellt.

Natürlich bewegte ich mich in einer anderen Umgebung und war anders.

Eines Tages war Marguerite sehr empört und spielte auf die Kreise an, in denen ich verkehrte – Kreise, die für ein junges Mädchen überhaupt nicht empfehlenswert waren. Diesmal war es glücklicherweise in Papas Gegenwart. Wie hatte sie sie entdeckt? Die alten Pflastersteine von Florenz, die alten Paläste, die alten Kirchen, die alten Klöster, waren sie es, die einen prüfenden Strahl aussenden?

Ja, ich ging oft zu den „Innocenti“ (die Unschuldigen) an der Piazza Santissima Annunziata. Ich meine das alte Kloster, es war zum Krankenhaus geworden für verlassene Kinder und Mädchen, die Mütter geworden waren und die ihr Kind nicht aufgeben wollten. Touristen gingen dorthin, um Della Robbias „Bambini“ zu sehen und um die alte Drehlade¹⁶⁵ zu begutachten, die sich rechts am Ende der Säulengänge befindet. Die Drehlade war nicht mehr in Betrieb, d. h. sie wurde nicht mehr benutzt, da die meisten Mädchen ihre Kinder drinnen im Krankenhaus zur Welt brachten. Wenn sie dann ihr Kind weggaben, konnten sie diesen „Unschuldigen“ den „Innocenti“ überlassen. Völlige Anonymität war daher jetzt selten.¹⁶⁶

Die Drehlade drehte sich immer noch, obwohl sie nicht mehr benutzt wurde. Was waren die Gefühle derjenigen, die sie drehten, um zu sehen, wie sie früher funktionierte? Neugierde? Sympathie? Missbilligung? Missbilligung und sicherlich auch Abscheu, wie sie auch die Damen der guten Gesellschaft, die Verwaltungsbeamtinnen von St. Vincent de Paul, empfanden, bis zu dem Zeitpunkt, an dem – oh! Horror! – beschlossen wurde, dass sie sich um die Kinder der Sünde kümmern sollten.¹⁶⁷

¹⁶⁵ „Die Drehlade“ = ein kleiner Holzschrank, der sich nach außen hin öffnen lässt und sich um einen Drehpunkt dreht. Das Kind, das man aussetzen wollte, wurde in diesen kleinen Schrank gelegt. Die „Drehbank“ wurde gedreht und das „unschuldige“ Kind wurde auf der anderen Seite in völliger Anonymität aufgenommen.

¹⁶⁶ Seht euch den Film „Monsieur Vincent“ mit Pierre Fresnay an.

¹⁶⁷ Eine ähnliche Drehlade existiert noch in Grenoble in einer Mauer.

Nun ging ich nicht nur zu den „Innocenti“, sondern ich ging oft dorthin. Ich hatte eine liebe, schwangere Freundin in einem Haus für „Mädchen-Mütter“ (heute nennt man das „ledige Mütter“) in der Nähe von Florenz untergebracht, bis sie bei den „Innocenti“ entbinden würde. Es waren Sommerferien und durch Zufall kam ich am Morgen der Entbindung in Florenz an. Ich ging durch eine kleine Tür in der Via della Colonna hinter dem Krankenhaus und konnte das liebe kleine Mädchen, das gerade geboren worden war und das seine Mutter nie verlassen hatte, in meine Arme schließen.

Wer gab mir die nötigen Informationen, um meiner Freundin zu helfen? Aimée Jalla, die Sekretärin des Christlichen Vereins Junger Mädchen. Sie hielt es nicht für falsch, sich um eine Freundin in Not zu kümmern, sondern sah es, wie ich, als eine Pflicht an. Zu dieser Zeit kümmerte sich Aimée Jalla auch um den Mädchenhandel und vor allem um ein russisches Flüchtlingsmädchen, das zur Prostituierten geworden war, um ihrer verrückt gewordenen Mutter eine schicke Klinik zu bezahlen. Pflege, Komfort für die Mutter, Prostitution für ihre Tochter ...

Marguerite erfuhr von meinen Aktivitäten. Papa hörte sich Marguerites Kritik an mir an. Er verzog keine Miene, aber ich spürte seine Zustimmung. Später versuchte er, Arbeit für diese mutige Mutter zu finden, die während des gesamten Stillens bei den „Innocenti“ eingeschlossen war. Sie trug die Uniform „dieser Mädchen da“ und eine weiße Mütze, die ihr Haar verdeckte. An Weihnachten musste sie neben der Wiege ihrer Tochter stehen, inmitten einer langen Reihe von Frauen und Wiegen, während die „Damen der guten Gesellschaft von Florenz“ aufmarschierten, um ihre „Weihnachtsgrüße“ zu überbringen. Erkannte sie unter diesen Damen der feinen Gesellschaft Figuren, die sie bereits anderswo gesehen hatte? Vielleicht, aber sie selbst war, so wie sie gekleidet war, sicherlich nicht wiederzuerkennen.¹⁶⁸

Auch das Baby hatte eine Uniformwäsche. Bei der Taufe, auf dem Weg durch die langen, kalten Gänge, die zur Kirche der „Inno-

¹⁶⁸ Persönliche Anmerkung: Es handelt sich um Elena Barsanti, meine Freundin aus dem Magistero, deren Mutter verrückt geworden war. Viel später heiratete sie und hatte mehrere Kinder, die sehr erfolgreich waren. Barsanti und ich blieben unser ganzes Leben lang miteinander verbunden und ihre Kinder korrespondieren noch immer mit mir.

centi“ führten, war ich es, die das Baby trug. Ich hatte kleine Woll-sachen gekauft, wie sie Mütter gerne ihren Neugeborenen anziehen.

Von Zeit zu Zeit mussten diese „Mädchenmütter“ zum Zahnarzt gehen. Sie durften nicht alleine gehen und eine alte Frau, die immer dieselbe war, hatte die Aufgabe, sie in Gruppen dorthin zu bringen. Meine Freundin teilte mir mit, wann sie gehen würde, und die alte Frau, die sie kannte und mochte, erkannte schnell, dass auch ich ein „feiner Mensch“ war. Sie erlaubte mir also, mich der Gruppe anzuschließen, und es wurde ein angenehmerer, intimerer Besuch als in den strengen Mauern der „Innocenti“. Nach und nach wurde die Freundschaft mit der alten Wärterin eng und vertraut. Die Sitzungen beim Zahnarzt waren lang und die alte Aufseherin gewährte uns die Freiheit zu gehen, wohin wir wollten, solange wir uns ohne Fehl und Tadel pünktlich an dem von ihr bestimmten Ort einfanden, um uns der Gruppe anzuschließen.

Das war die Freiheit! Freiheit von kurzer Dauer, aber dennoch Freiheit. Eine Tasse Kaffee im Stehen in einer Bar, ein Spaziergang durch die verwinkelten Straßen der Stadt, der Himmel über unseren Köpfen zickzackförmig auf beiden Seiten der Straße von den ungleich hohen florentinischen Dächern zerschnitten, die den Straßen ein so originelles Aussehen verleihen. Die alten Paläste wirkten weniger düster, weniger streng. Das Kopfsteinpflaster hallte unter unseren eiligen Schritten wider. Wir wollten in einer begrenzten Zeit weiter gehen, mehr Straßen durchqueren und mehr Schaufenster betrachten. Nach und nach wurden die Straßen beleuchtet und warnten uns, dass sich unsere Freiheit dem Ende näherte. Meine Freundin würde zu ihrem Baby, ihrer Uniform und ihrer weißen Mütze zurückkehren, und ich zu meinem Studium und meiner moralischen Einsamkeit.

Großmama hätte das alles verstanden, aber Großmama war zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Liebe Großmama! Sie hätte es verstanden, entschuldigt, die Sorge geteilt, der Freundin, die Mutter geworden war, zu helfen. Als sie noch lebte, war Grand-Maman meine Zuflucht, aber eine Zuflucht vor allem für Studien, für Zuneigung, für Sympathie, aber nicht für Vertraulichkeiten. Sie machte sich zu viele Sorgen. Nichts durfte ihre Qualen vergrößern. Ich ging oft zu ihr, sehr oft. Mein Programm war vollgepackt mit Terminen, ich rannte, lief mit herausgestreckter Zunge. Vom Lung'Arno Serristori zu den

Neubauvierteln, in denen sie nach dem Verlassen des Viale Margherita wohnte, jenseits des Friedhofs der Engländer, jenseits der Viali der „Circonvallazione“ (Umgehungsstraße), durchquerte ich das Viertel Santa Croce und schlängelte mich durch die engen Gassen des „kleinen Volkes“ (popolo minuto), wie es zu Dantes Zeiten genannt wurde: Ein Viertel, das teilweise zerstört wurde, weil es unhygienisch und elend war, wo sich das Leben des florentinischen Volkes zwischen zwei kaputten Bürgersteigen und elenden Läden abspielte, wo Gesang, Gelächter, Rufe, Schimpfwörter und Blasphemie aufeinander trafen, ein Viertel, das Vasco Pratolini in „Il quartiere“ so treffend beschreibt, eine Bevölkerung, die „umgesiedelt“ werden musste, um Platz für neue Gebäude zu schaffen.¹⁶⁹ Was für ein Herzschmerz für diese armen Menschen!

Kurz nach meiner Ankunft bei Großmama, nachdem wir über das Studium gesprochen und Bücher, Notizen und Papiere ausgetauscht hatten, schaute Großmama auf ihre Pendeluhr, die Pendeluhr, die Daniel, mein Sohn, als Kind zerstört hatte, um zu sehen, „wie es darin aussah“¹⁷⁰. Großmama machte sich Sorgen: „Es ist Zeit, aufzubrechen. Du wirst zu spät zum Abendessen kommen. Mir ist es lieber, wenn du gehst. Du kommst schon wieder.“ Ja, Großmama hatte Angst vor allem, was mir das Leben erschweren könnte. Sie versuchte, mir nicht zu sagen, wovor sie Angst hatte und vor wem, aber ihre Augen und die Gesten ihrer hübschen Hände sagten es für sie. Arme Großmama!

Luba teilte sich mit Großmama das Zimmer. Es war ein russisches Zimmer: große Unordnung, eine Ikone, ein Spiegel in einem Samtrahmen, der Marmor der Kommode klebte von den Zitronen-

¹⁶⁹ Das 1943 erschienene Buch wurde nicht übersetzt, aber auf Französisch kann man von diesem Autor einen Roman aus dem Jahr 1949, *Les Filles de San Frediano* (Paris, Albin Michel, 1955), lesen, der sogar von Valerio Zurlini verfilmt wurde. Vasco Pratolini (1913-1991), ein autodidaktischer Schriftsteller, der in Florenz geboren und aufgewachsen ist und sich dort mit allerlei Gelegenheitsarbeiten verdiente, ist vor allem durch seine Drehbücher bekannt, die er entweder nach seinen Romanen verfasste oder direkt für die Meister des Neorealismus wie Rossellini (Païsa) oder Visconti (Rocco und seine Brüder) schrieb (Anm. d. franz. Editoren).

¹⁷⁰ Diese Uhr befindet sich noch in Genf in Andrés Büro, in der Vitrine in der Ecke, in der unsere wertvollen Gegenstände stehen (nicht wertvoll wegen ihres Wertes, sondern wegen der Gefühle, die sie hervorrufen).

scheiben, die Luba, die nicht mehr gut sehen konnte, für ihren Tee schnitt, den sie aus einem großen Glas mit Henkel trank.¹⁷¹ Während sie ihren Tee trank, lutschte sie nach russischer Art an einem Zuckerkwürfel, den sie im Mund hielt, oder, noch besser, an einem Stück „Duro di menta“ (Pfefferminzplätzchen). Lubas Sehkraft ließ stark nach; schließlich wurde ihr sogar ein Auge entfernt. Großmama und Luba wollten die Arbeit des kleinen Dienstmädchens nicht belasten, um ihr Zimmer zu machen; sie glaubten, sie könnten es „selbst machen“ oder besser gesagt, nichts von dem zu tun, was wir als täglichen Haushalt, Putzen und Aufräumen, bezeichnen. Welch' ein Unterschied zu Marguerites Haus! In dem „russischen“ Zimmer gab es Bücher, Zeitungen und Gespräche. Man sprach über Erinnerungen an die Vergangenheit und über Begegnungen, Reisen und Ereignisse. Alles war lebendig. Eines Tages gab es sogar Wanzen, und Lubas großes Holzbett musste verbrannt werden. Was geschah dann? Änderte sich dadurch etwas? Nein ... nichts ... Das Holzbett wurde durch ein Eisenbett ohne Wanzen ersetzt und alles war gesagt.

[...]

Großmama wurde immer schwächer; sie hustete viel; ihre Herzattacken kamen immer näher ... Wenn sie Lalli und mir vorlas (Luba sagte, dass sie sie vernachlässigte und uns mehr vorlas als ihr), schloss sie plötzlich ein Auge, las mit dem anderen und die Worte wurden verwirrend:

„Großmama, du stotterst!“

„Ach ja, ich wäre fast eingeschlafen!“

Und sie setzte ihre Lektüre fort. Das geschah vor allem in Marina di Pisa an heißen Sommernachmittagen, wenn die anderen alten Damen in ihrem Alter sich ausruhten und gemütlich schliefen. Aber sie, Großmama, „belehrte“ uns ...

Dieser Winter war ein trauriger Winter. Großmama ließ stark nach und mein leicht erhöhtes Fieber gab nicht nach ... Man beschloss, mir Kalziumspritzen zu geben, nachdem man es mit Chinin versucht hatte. Eines Tages lag ich im Bett: Die Spritzen machten

¹⁷¹ Ein Mazagran.

mich krank. Die Nachrichten von Großmama wurden immer schlechter; ich wollte an diesem Tag keine Spritze: Ich wollte frei sein, um zu Großmama zu gehen. Man hörte nicht auf mich; der Arzt war da, er musste tun, was er sollte. Außerdem kann man nie wissen, wann jemand stirbt ... Der Arzt tat, was er tun musste. Gleich nach der Spritze wurde ich angerufen. Großmama lag im Sterben. Ich sprang mit schmerzendem Oberschenkel auf und kam mit klopfendem Herzen bei Großmama an.

Ich glaube, sie erkannte mich. Ich glaube, sie öffnete ein Auge, wie wenn sie uns vorlas und dabei war, einzuschlafen. Sie sagte etwas: „Mary“, glaube ich (der Name ihrer ältesten Tochter). Man brachte eine Sauerstoffflasche.

Ich nahm den Schlauch in die Hand. Ich versuchte zu verhindern, dass Großmama aufhörte zu atmen. Man konnte ihren Puls nicht mehr fühlen ... Dudy sagte zu mir: „Hör auf, es hat keinen Sinn mehr, sie ist tot.“

Die Hausmeisterin Nunziatina betrat das Zimmer. Sie kleidete Großmama an. Bevor sie ihr das Kleid anzog, fragte sie nach einem Unterrock. Wir fanden keinen. Zum Glück hatte ich an diesem Tag einen Petticoat und keinen Unterrock an. Ich zog ihn schnell aus und gab ihn Nunziatina. Sie zog ihn Großmama an, ganz warm von meiner eigenen Wärme; es war noch ein bisschen Leben, mein Leben, das ich der toten Großmama geben konnte.

Luba war da, Dudy und Lalli auch. Tante Olga war auch da. Der Gerichtsmediziner kam. Er fragte nach Großmamas Namen.

„Varia Wissotzky.“

„Wie?“

„Ja, Wissotzky, W.i.s.s.o.t.z.k.y.“

Er war verblüfft. Was für ein komplizierter Name!

„Ihr Geburtsort?“

„Irkutsk.“

„Ir... wie?“ Er war noch verblüffter ...

„Ja, Irkutsk. I.r.k.o.u.t.s.k. in Sibirien!“

Der arme Arzt konnte es nicht fassen ...

Lalli und ich hatten eine Art Lachanfall. Das passiert, wenn man sehr traurig und müde ist und einem zum Weinen zumute ist. Man lacht nervös ...

Großmama lag auf ihrem Bett, ganz in Schwarz, wie immer. Ein einteiliges Kleid, wie sie es nicht oft trug, und das verlieh ihr mehr Steifheit, Steifheit des Todes, Steifheit des Kostüms und Steifheit des Ausdrucks. Sie sah ernst aus, nicht entspannt wie manche Tote, und auch nicht traurig. Sie sah aus, als würde sie die Ewigkeit bewundernd betrachten, ernst, so ernst, wie sie gelebt hatte.

Eine weitere Szene, die Lalli und mich zum Lachen und Weinen brachte, war der Besuch eines alten Russen, des Dieners der Gräfin Platof, einer Freundin von Großmama, der ebenfalls ein Sohn eines Decembristen war. Er kam mit würdevoller Miene und sagte, er sei gekommen, um der letzten Tochter des Decembristen aus Florenz die Grüße seiner verstorbenen Chefin zu überbringen. Er stand am Fußende von Großmamas Bett und machte, wie es die Orthodoxen tun, viele und schnelle Kreuzzeichen. Kreuzzeichen „rückwärts“, wie Lalli sagte, denn der zweite Teil des Kreuzzeichens geht bei den Orthodoxen, nachdem er senkrecht die Stirn und die Brust berührt hat, von rechts nach links, während die Katholiken das Kreuzzeichen von links nach rechts vervollständigen. Das war rührend. Großmama war die letzte Tochter der Decembristen, die er als alter russischer Diener noch ehren konnte. Religion, Politik, Patriotismus, Erinnerungen an große, ferne Steppen, Zwangsarbeit in Sibirien – all das fasste sich in diesen Kreuzzeichen eines alten Russen am Fußende des Bettes einer Toten zusammen.

Papa war nicht in der Stadt, er leitete ein Büro für Wahlen zur Verwaltung in der Nähe von Florenz. Wir mussten ihn anrufen und ich kam auf die Idee, ihn um ein großes Opfer zu bitten. Oh wie sehr habe ich das später bereut, da Marguerite vor ihm starb. Papa hatte das Grab meiner Mutter sehr geschätzt und wollte dort begraben werden. Er wollte neben dem Leichnam seiner Geliebten ruhen. Nun war Marguerite aber sehr katholisch und mehrere Jahre jünger als Papa. Ich dachte, dass sie normalerweise lange nach ihm sterben würde. Und wie würde sie sich fühlen, wenn sie das Grab ihres Mannes direkt neben dem Grab meiner Mutter, auf die sie immer neidisch gewesen war, auf einem protestantischen und orthodoxen Friedhof besuchen müsste? Ich glaubte, das Richtige zu tun. Ich bat Papa, seinen Platz für Großmama zu räumen! Er zögerte, er machte einige Schwierigkeiten, er war traurig, aber er gab nach ...

Dann war es Luba, die traurig war. Sie wollte mit Großmama in der russischen Abteilung im Allori (Lorbeerbaum) begraben werden und drückte mir gegenüber ihre Traurigkeit aus. „Du wirst zu unserer Urgroßmama Larissa Smirnoff Poggio gehen“, sagte ich zu ihr, „gleich unterhalb von Großmamas Grab.“ Luba stimmte schweigend zu. Und später wurde es so gemacht.

An Großmamas Beerdigung nahmen viele Freunde teil: Der Pastor der Waldenser Kirche und der Offizier der Heilsarmee teilten sich den Gottesdienst. Papa konnte sich frei machen und kam gerade noch rechtzeitig.

Auf dem Grabstein wurde der von Großmama ausgewählte Vers eingraviert: „Chi ci separerà dall’amore dei Cristo?“¹⁷²

Ich trug Trauerkleidung, wie auch Lalli und Dudy. Ich war noch nicht frei von diesen alten Bräuchen und für mich machte es Sinn, zumal ich nicht nur eine Grilli war, sondern auch eine Grilli-Wisotzky, ich. Ich wollte ein Zeichen setzen.

Aus denselben Gründen hatte ich bereits wegen Großpapa Wisotzky Trauerkleidung getragen. Nach Verzibolovo (Wirballen) war er nach Sankt Petersburg geschickt worden. Dann war er in Eisk am Asowschen Meer, ganz im Norden des Schwarzen Meeres, auf der Krim gestorben. Nach der Revolution hatte er uns ein paar Karten geschrieben, die von der Zensur halb geschwärzt worden waren.¹⁷³ Nach seinem Tod wurden Großmama und Tante Olga benachrichtigt, dass sie seine Uhr und einen anderen Gegenstand, ich weiß nicht mehr welchen, abholen könnten und dass sie, wenn sie wollten, einen Teil eines Zimmers in dem Haus belegen könnten, das Großpapa in Oriol besessen hatte ...

Ein paar Tage nach dem Tod von Großmama am Tisch, Lung’ Arno Serristori, begann ich zu weinen. Es war eigentlich nicht meine Art, aber ich konnte es nicht verhindern. Ich fühlte mich so müde und sterbenseinsam. Papa wurde sehr wütend.

Warum? Das war in so einem Fall nicht seine Art. Es muss ihm peinlich gewesen sein und er wusste nicht, was er tun oder sagen sollte (er hatte während Großmamas Beerdigung und vielleicht auch

¹⁷² „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi?“ (Römer, 8,35; Anm. d. franz. Editoren).

¹⁷³ Siehe eine dieser Karten in Magdas Erinnerungsalbum.

noch ein paar Tage danach eine schwarze Armbinde getragen). Das führte dazu, dass ich noch mehr weinte.

An einem anderen Tag machte Papa am Tisch ein Wortspiel, einen Witz. Wie André machte er sie oft und hatte oft Erfolg damit. „Ah“, sagte Marguerite, „du machst das, um Magda abzulenken!“ War es nach der Beerdigung? Oder kurz davor oder kurz danach? Was auch immer. Diese Dinge verletzten mich zutiefst. Wenn meine Gesundheit besser gewesen wäre, wenn meine Zukunft weniger ungewiss gewesen wäre, wenn ich mich nicht in einer religiösen Krise befunden hätte, hätte ich das alles besser verkraftet. Ich hätte ein Ziel und spirituelle Kraft gehabt.

Am einem Sonntag ging ich in die Waldenser Kirche.

„Warum gehst du dorthin und nicht in deine Kirche?“ Marguerite hatte Recht. Die Sache klang seltsam, aber wie sollte ich sie erklären? Und hätte sie mich verstanden? Die Messe interessierte mich nicht. Ich war manchmal dort gewesen und hatte ein Neues Testament mitgenommen, um es zu lesen, während der Priester mit dem Rücken zu mir stand und schnell lateinische Sätze rezitierte. Dann hatte ich ganz aufgehört.

Ich schöpfe aus meinen Erinnerungen und schreibe aus dem Bauch heraus, ohne mich um die Chronologie der Ereignisse zu kümmern. Es sind „Sketche“, die sich mir in loser Folge präsentieren, und eine Sache führt zur nächsten, damit meine Kinder und Enkelkinder mit mir die vergangene Zeit wiedererleben können.

[...]

Großmama war noch am Leben, als sie eines Tages in Marina sah, dass mein leicht erhöhtes Fieber anhielt, und beschloss, mich nach Pisa zu einem Lungenspezialisten zu bringen. Der Arzt fand nichts Schlimmes, aber er sagte dennoch, dass meine peribronchialen Drüsen leicht entzündet seien, und vielleicht sah er dieses kleine Etwas, das jetzt völlig verkalkt ist, aber auf einigen meiner Röntgenbilder noch zu sehen ist. Großmama benachrichtigte Papa. Papa nutzte eine Geschäftsreise¹⁷⁴ und besuchte mich. Wir trafen uns in Pisa. Er

¹⁷⁴ Nach dem Ersten Weltkrieg kündigte er seinen Dienst in der Armee und arbeitete als Zivilingenieur.

war auf dem Weg nach Viareggio. Er lud mich ein und wir fuhren gemeinsam los. Was für ein Ereignis, einzigartig in meinem Leben! Vierundzwanzig Stunden (oder fast) mit Papa!

Er erledigte schnell seine Geschäfte und wir setzten uns auf die Terrasse eines Cafés, nicht weit vom Meer entfernt.

Dort trafen wir den Ingenieur Barsanti, den Vater meiner lieben Freundin aus dem Mantellaten-Kloster! Er lud mich zu sich nach Hause ein; ich durfte später für ein paar Tage dorthin fahren. Barsanti hingegen wurde nie zu mir nach Hause eingeladen, aber Großmama lud sie nach Marina di Pisa ein. Ich glaube, an diesem Tag in Viareggio nahm ich ein Eis und Papa „einen Espresso“.

Danach beschloss Papa, in einem Restaurant zu essen, ein Zweibettzimmer im Hotel zu nehmen und den Abend in Viareggio zu verbringen, einem bekannten Urlaubsort, dem „Strand von Florenz“. Nach dem Abendessen gingen wir ins Theater, wo „La Vedova allegra“¹⁷⁵ aufgeführt wurde. Die Schauspieler waren große, menschenähnliche Marionetten und ich war begeistert ... So begeistert, erstaunt und glücklich, dass ich nach meiner Rückkehr nach Marina di Pisa eine Postkarte an Papa schrieb und ihm von ganzem Herzen dankte. Ich adressierte die Postkarte nach Florenz, in Papas Büro. Die Familie war in Casalta. Papa nahm die Karte, steckte sie in seine Tasche (oh, Unbekümmertheit unschuldiger Männer!) und legte sie auf die Kommode in seinem Zimmer in Casalta!

Was für ein Unglück!

Sor' Emilia, die sich zu diesem Zeitpunkt in Casalta aufhielt, erzählte mir später von der Szene, die sich daraufhin abspielte. Sor' Emilia, eine Frau von Format, die in ihrem Leben schon viel gesehen hatte, war zu Tode erschrocken und versuchte, die beiden zu trennen, die inmitten eines Wortschwallds handgreiflich wurden! „Ich dachte, sie würden sich umbringen“, sagte sie zu mir, vielleicht mit südländischer Übertreibung! Das ist es. Ein schwacher Mann, der immer nachgegeben hat, kann in einem bestimmten Moment explodieren und sagen, was er jahrelang nicht gesagt hat. Und wie viele Vorwürfe und Wahrheiten kamen in diesem Moment heraus? Was war das Ergebnis von all dem? Eine Reise nach Paris ... Ja, eine Reise nach Paris, um Marguerite zu beruhigen und die normale Bezie-

¹⁷⁵ Die lustige Witwe.

hung zwischen einem Mann und einer Frau wieder aufzunehmen, die im Grunde nie wirklich glücklich gewesen waren. Die Szene fand im „Salone“ im ersten Stock statt, wo die schöne Vergrößerung des Profilbildes meiner Mutter in eine dunkle Ecke hinter einer Tür verbannt worden war.

Dieses schöne Foto befindet sich nun in unserem Wohnzimmer in Petit Lancy, bei vollem Licht.

All das erklärt, warum Papa Angst vor seiner Frau hatte, warum er mich – man muss es so sagen – geopfert hat ... Wenn er von Anfang an sich entschiedener gezeigt hätte, wäre es wahrscheinlich nicht so weit gekommen!

Dritter Teil

Auf Wiedersehen, Florenz. USA und Verlobung mit André Trocmé

Kapitel V

Abreise

Wie ich euch bereits erzählt habe, hatte mir meine Freundin Aimée Jalla, die Sekretärin des UCJF, von der Schule erzählt, die sie in New York besucht hatte, „The New York School of Social Work“. Sie erzählte mir von den USA, den Niagarafällen ... Sie hatte verstanden, dass mich die Sozialarbeit interessierte, und auch das Reisen. Eine Amerikanerin, Frau Wilcox, fragte sie nach einer englischsprachigen Studentin, die in der Lage wäre, mit ihr italienische Konversationsübungen zu machen, während sie mit dem Auto durch die Umgebung von Florenz fuhr! Aimée Jalla lud zwei Studentinnen zum Tee mit Frau Wilcox ein: Magda Grilli und eine weitere Studentin, Fräulein Ulm. Magda Grilli wurde ausgewählt und ich nahm an.

Es war das Jahr meiner Doktorarbeit. Die Prüfungen waren vorbei, aber meine Dissertation kam nicht schnell genug voran, weil ich so viel unternahm: die Spazierfahrten mit Frau Wilcox und dann wegen einer großen Reise mit ihr in die Alpen Italiens und der Schweiz.

Ich war vierundzwanzig Jahre alt. Es war der 24. Mai 1925, der Jahrestag des Kriegseintritts Italiens (Erster Weltkrieg). Der Mai roch gut, alles blühte, man sang noch das Loblied „dei primi fanti il 24 maggio“!

*Il piave mormorava
calmo e placido al passaggio
dei primi fanti il venti-quattro maggio.*

*Der Fluss flüsterte
ruhig und friedlich im Vorbeigehen
der ersten Soldaten am 24. Mai.*

L'esercito marciava per raggiunger

*Die Armee marschierte,
um zu erreichen*

*la frontiera
per far contro il nemico una barriera.*

*Muti passarono
quella notte i fanti.
Silenzio: bisognava
andare avanti!
Si udiva intanto
dall'una e l'altra sponda
soltanto il mormorio dell'onda.*

*die Grenze
um eine Barriere zu bilden
gegen den Feind.
Stumm gingen sie vorbei
in dieser Nacht, die Soldaten.
Stille: man musste
vorwärts gehen!
Man hörte inzwischen
von einem Ufer ans andere
nur das Flüstern der Welle.*

Caporetto war eine schreckliche Niederlage für Italien gewesen, aber die Alliierten hatten gewonnen. Man konnte also weiterhin den Kriegseintritt (verspäteter Eintritt) besingen und sich trotz allem eine Scheibe Sieg abschneiden. Auch der französische Sieg nach dem Zweiten Weltkrieg war ein zwiespältiger Sieg. Unwichtig.

An diesem Tag, also am 24. Mai, der Frühling half, alle waren glücklich. Ich verließ das Haus und war fest entschlossen, nie wieder nach Hause zu gehen.

Ich saß im Auto von Miss Wilcox, einem offenen Auto mit vier Sitzen. Ich trug eine „Spolverina“, einen Trainingsanzug, der mich vor Staub schützen sollte. Die Straßen waren früher nicht asphaltiert, und wir fuhren durch den Staub des vorherigen Autos und hinterließen eine weiße Wolke für das nächste Auto. Auch ich fuhr zur Grenze, wie die „fanti“ vom „24 maggio“, aber einige von ihnen fuhren in den Tod. Ich fuhr ins Leben, in die Freiheit, ins Unbekannte, das ich besser machen wollte als die Vergangenheit.

Trotzdem hatte ich einen kleinen Stich im Herzen, ein wenig Fieber wie üblich, ein leichtes schlechtes Gewissen, weil ich meine Karteikarten für die Dissertation aufgegeben hatte. Die Karteikarten waren gut gefüllt, aber die Redaktionsarbeit hatte noch nicht begonnen ... Zu den Gewissensbissen wegen meiner Dissertation kam noch die Angst hinzu, das väterliche Dach und die relative Sicherheit zu verlassen.

Tante Dora sollte in den Urlaub fahren. Nach meiner Rückkehr sollte ich zu ihr gehen und ihre Pension leiten, während ich meine Dissertation fertigstellte, und dann diese Dissertation vorstellen und verteidigen. Und dann ... dank der Gnade Gottes! Ein Auswahlverfahren für eine staatliche Stelle im Bildungswesen? Aber wann? Die-

se Auswahlverfahren waren nicht jährlich, sehr selten wurden sie vergeben.

Ich hatte begonnen, mich nach Arbeit umzusehen. Es wurde ein Lehrer für einen Schüler in Australien gesucht, der in einer reichen Familie lebte, aber es sollte auch Latein unterrichtet werden, und ich fühlte mich nicht dazu in der Lage. Ich bewarb mich also nicht.

Auf Anraten von Aimée Jalla hatte ich mich auch bei der „New York School of Social Work“ für ein Stipendium „by Titles“ (mit erworbenen Diplomen und Lebenslauf) beworben. Es handelte sich dabei um ein Jahresstipendium für einen ausländischen Studenten.

Ich hatte Zeit und schaute auf die Landschaft und schob meine Sorgen in eine Ecke: meines Geistes? meines Bewusstseins? meines Seins? Irgendwo, gewiss, wo ich sie fast vergessen konnte! Die Alpen kamen näher, das Aostatal schlängelte sich mit all seinen Schlössern vor uns. Wir würden den Mont Blanc und den Monte Rosa sehen. Diese beiden Kolosse spielten mit uns Verstecken und zwangen uns, unseren Aufenthalt zu verlängern. Dann tauchten die beiden Berge zweimal am sehr frühen Morgen auf ... der eine am Ende des Aostatals, der andere am Ende des Valtournanche.

Ich war begeistert! Die Hotels waren gut, manchmal aber auch ziemlich miserabel, denn Miss Wilcox suchte die „Folklore“, die „Atmosphäre“, wie sie es nannte, und das ging auch mit kurzen Sparanfällen einher, eine Erinnerung an ihre puritanische Erziehung. Manchmal war es das schönste Hotel, das, von dem die Reiseführer sprachen ...

Am Lago Maggiore war der Aufenthalt lang, denn Miss Wilcox wollte den Alpenpass überqueren und in die Schweiz, nach Brig, gelangen. Der Pass war geschlossen und ich konnte den Lago Maggiore und die Borromäischen Inseln genießen; ich konnte schwimmen und mich in einem schönen Hotel am Wasser in Baveno leben lassen. Spaziergänge in der Umgebung, Einkaufen in Stresa (ich kaufte nichts, und das aus gutem Grund!). Aber Miss Wilcox sah, wie ich bewundernd einen Schal mit Streifen in zarten Farben betrachtete, und kaufte ihn mir. Es ist der Schal, den meine Kinder immer gesehen haben, in den ich sie oft eingewickelt habe und den ich immer noch besitze, von Jispa gekürzt und geflickt, Fransen weg, aber immer noch derselbe.

Als der Pass schließlich überquert war, folgten wir der Rhone und hielten in Montreux an, damit ich im Genfer See schwimmen konnte. Ich schwamm und schaute auf die Berge auf der anderen Seite. Das war Frankreich. Ich war noch nie in Frankreich gewesen, obwohl ich seine Sprache, Literatur, Geschichte und Geografie studiert hatte. Wenn Großmama noch gelebt hätte, wäre ich dorthin gegangen, um meine Ausbildung zu vervollständigen und mich nicht zu weit von ihr zu entfernen. Aber Großmama war tot, so reizten mich eher ferne Länder. Frankreich interessierte mich weniger, ich kannte es zu gut, es fehlte mir das Geheimnisvolle, und nach Frankreich kann man immer fahren! ... Ich schaute mir also die Berge und Frankreich an, ohne mir vorzustellen, dass Frankreich später einmal mein Land werden würde ...

Dann fuhren wir an den Thuner See, dann nach Interlaken, nach Wengen¹⁷⁶, ohne ganz auf die Jungfrau zu steigen, den Gipfel, der immer ersehnt und nie erreicht wurde, auch nicht auf meinen späteren Reisen. Danach folgten Zermatt und das Matterhorn, der Aufstieg zum Gornergrat, von wo aus man den Monte Rosa und einen herrlichen Kreis von Bergen und Gletschern sieht.

Dort, in Zermatt am Fuße des Matterhorns, erhielt ich einen versiegelten Umschlag von der „New York School of Social Work“... Ich war ausgewählt worden, um das Stipendium zu erhalten... Ich sollte im September 1925 mit dem Unterricht beginnen!

Miss Wilcox hatte mich in die USA mitnehmen wollen, aber ein Visum war nicht zu bekommen: Die „Quote“ für Italiener war für die nächsten zehn Jahre voll. Jetzt war die Ausreise nur mit einem Studentenvisum möglich und sogar zwingend notwendig! Die arme Dissertation, die ich vielleicht nie schreiben würde! Sie wurde auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben, ich wollte gar nicht daran denken.

Wir kehrten nach Florenz zurück. Miss Wilcox hatte mit Bergführern mehrere Klettertouren unternommen, sich aber nicht an den Gipfel des Matterhorns gewagt. Als sie in Florenz ankam, setzte sie mich bei Tante Dora ab und fuhr, von Reue gepackt, mit dem Zug

¹⁷⁶ Wie hätte ich mir vorstellen können, dass Wengen „der ORT“ meiner Hochzeitsreise werden würde?

zurück nach Zermatt und schaffte es, das Matterhorn zu besteigen!! Was für eine Frau! Ich werde sie später noch besser beschreiben.

Tante Dora zog nach Forte dei Marmi. Ich wohnte also in ihrer Pension, eine für mich neue Arbeit, in einem reizenden, sehr schmalen, kleinen, langen Zimmer, das auf die rechte Seite der berühmten Kirche Santo Spirito zeigte, die so viele Meisterwerke umschließt.

Wie viele Wunder gab es in Florenz, für deren Besichtigung ich keine Zeit hatte (wie gewöhnlich, übrigens); all das war für die Touristen, die nichts anderes zu tun hatten. Ich hatte meine Dissertation, die ich auf Eis legen musste, die Ausstattung für die USA, die ich zusammenstellen musste, das Visum, das ich beantragen musste, und die vielen Formalitäten, die damit verbunden waren. Ich musste mich um die Pension kümmern, und dann brach ein Donnerschlag mitten im blauen Himmel los ... eine totale Umwälzung ... die noch viel meiner Zeit in Anspruch nahm.

Oh! Überraschung! John A. Falkenberg, Pensionsgast bei Tante Dora, Kassierer bei American Express, Sohn einer sehr zahlreichen katholischen belgischen Familie, interessierte sich für mich! Er war gutaussehend und groß; er hatte tiefblaue Augen und braunes Haar. Er verdrehte den jungen, abenteuerlustigen amerikanischen Touristinnen, die mehr als notwendig American Express frequentierten, den Kopf. Diese Damen regten den jungen, puritanischen und katholischen Kassierer auf. Er interessierte sich für die Nichte von Tante Dora, ohne es noch zu sagen. Ich erschien ab und zu zu den Mahlzeiten, erzählte viele Geschichten und vernachlässigte meine Kleidung. Ich war sehr hübsch, wie mir später gesagt wurde, und beachtete Falkenberg nicht einmal. Wie sollte man sich an ein junges Mädchen aus guter florentinischer Familie wenden, das lange studierte? Dann kam dieses junge Mädchen plötzlich und leitete die Pension, in der er schon lange wohnte!

J. Falkenberg lud mich eines Abends ein, mit ihm auszugehen. Die florentinischen Sommerabende sind unvorstellbar! Wir setzten uns auf die Terrasse eines Cafés gegenüber dem Palazzo Vecchio und plauderten „über Gott und die Welt“. Auf der Suche nach einem Abenteuer war Falkenberg sehr jung von zu Hause weggegangen. Er war in Spanien und dann in Kleinasien gewesen. Er sprach fünf oder sechs Sprachen und hatte in Paris bei einem Aufenthalt bei seiner Tante sein französisches Abitur gemacht.

Da erklärte mir dieser junge Mann plötzlich und ohne „Vorwarnung“, dass er mich liebe, dass er mich heiraten wolle, dass ich aber bestimmt zu gebildet für ihn sei! Wow! Michelangelos David sah uns mit seiner ruhigen und gelassenen Miene an; keine Überraschung in seinem Ausdruck. Er hatte schon viele andere gesehen! Die Steinplatten des Platzes warfen uns noch die Wärme der langen Sonnenstunden zurück, aber die Sonne selbst versteckte sich in einem rötlichen Glanz und umfasste den ganzen Platz in einer zart-rosa, warmen, verliebten Umarmung ... Der sonst so dunkle, ernste Palazzo Vecchio erhob sich fast zärtlich vor mir, ganz in Rosa, als wollte er mich schützen. Er schloss die Urkunde meiner Geburt ein, und später würde er dort vielleicht auch die Urkunde meines Todes aufnehmen.

In diesem Rahmen war ich zu Hause. Die Uhr auf dem Turm von Arnolfo di Cambio lief regelmäßig weiter, als wäre nichts geschehen. Ich war in Florenz. Ja, ich war zu Hause und wollte gerade abreisen! Und jetzt bot sich mir die Liebe an, genau in dem Moment, als ich in die Ferne schweifen wollte!

Die Ausbildung? Nein, das war nicht das Hindernis, aber das Hindernis bestand darin, dass ich mich nicht zu Falkenberg hingezogen fühlte und keine Kinder in der katholischen Religion aufziehen wollte! Aber dennoch: was für ein Gefühl, auf diese Weise auf einen Mann zu stoßen, den Tante Dora sehr schätzte und der mir, die ich keine Bindungen hatte, niemanden, der mich wirklich liebte, sein Leben und seine Liebe schenkte! Was sagen, was antworten?

Wir spazierten an den Uffizien entlang, gingen ans Ufer des Arno etwas unterhalb der Ponte Vecchio und in einem Kahn diskutierten wir lange über unsere Ideen und Pläne. Ich sollte in die USA reisen. Falkenberg sollte noch in Florenz bleiben. Ich glaube, er spürte, dass er bei American Express¹⁷⁷ Karriere machen würde, und die Welt stand ihm offen. Er würde kein Vogel im Käfig sein. Wir sprachen lange über religiöse Fragen. Er sagte, es wäre meinerseits unrecht, zu verlangen, dass meine Kinder nicht katholisch erzogen werden, da ich selbst keine feste Religion habe.

Wie sollte er das verstehen, er, der in einem strengen und engstirnigen Katholizismus aufgewachsen war, einem belgischen Ka-

¹⁷⁷ Er beendete seine Karriere als Direktor von American Express in New York!

tholizismus, der fast so abergläubisch war wie der italienische oder spanische Katholizismus? Wie hätte er die Leiden verstehen können, die er erfahren musste, um schließlich aus diesem Katholizismus ausbrechen zu können, in den ich eingetreten war, bevor ich begriff, worum es sich handelte? Einen freidenkenden Ehemann, ja, das hätte ich akzeptieren können, denn das wäre immerhin eine Suche, eine Freiheit gewesen. Aber ein Ehemann, der mit dem Priester über unser Intimleben sprechen würde, der mich wieder in die Nacht zurückversetzen würde, aus der ich gerade erst herausgekommen war ... unmöglich!

Ich wollte nicht endgültig nein sagen, ohne Hoffnung auf eine Zukunft, aber ich konnte und durfte auch nicht ja sagen. Es würde viel Wasser unter dieser Ponte Vecchio hindurchfließen, bevor eine Entscheidung getroffen werden konnte. Warum sollte sich Falkenberg nicht in die Richtung entwickeln, die ich mir wünschte? Nein, ich konnte nicht ja sagen. Damals wusste ich nicht, dass es Liebe auf den ersten Blick geben konnte, aber ich wusste, dass ich mich nicht auf den ersten Blick in den verliebte, der mir Liebe und Sicherheit bot, zwei Dinge, die ich so sehr vermisste ... Was sollte ich tun?

Der Kahn schaukelte auf dem Wasser. Die letzten goldgelben und später rosafarbenen Reflexe waren verschwunden und die Sterne kamen zum Vorschein. Die Grillen im Unkraut, das bei niedrigem Wasserstand am Arno wächst, begannen zu zirpen, wie in Casalta ... Auf der anderen Seite des Ufers, etwas weiter flussaufwärts, befand sich das Haus des Lung'Arno Serristori, das ich am 24. Mai verlassen hatte, traurige Erinnerungen... Und nun musste ich wahrscheinlich Nein zu dieser Sicherheit und Beruhigung sagen, die mir angeboten wurden, nicht schüchtern angeboten, sondern mit Energie und Begeisterung ... Wir beschlossen, zu warten und uns während der langen Trennung zu schreiben. Einige Tage später gab ich am American-Express-Schalter eine Bibel ab. Katholiken konnten damals die Bibel nicht lesen, und ich dachte, dass eine von mir geschenkte Bibel ein Fenster sein könnte, eine Öffnung zu einer neuen Welt.

Und ich setzte meine Vorbereitungen für die Abreise fort. Miss Wilcox, die triumphierend aus Zermatt zurückgekehrt war, bot mir an, mit ihr nach New York zu reisen, ein paar Tage in ihrem Landhaus in New Hampshire zu verbringen und dann die Wohnung, die

sie für uns beide in New York mieten würde, mit ihr zu teilen; ich würde ihr Gast sein. Warum nicht? Ich kannte niemanden in New York und sagte zu.

Was für eine seltsame Zeit! Die Abreise, die noch endgültiger war als die vom 24. Mai, neue sentimentale Bindungen, die mich in Florenz festhielten, ich war müde und besorgt. Eines Tages traf ich Papa vor dem „Istituto Geografico“. Auf der einen Seite befanden sich San Marco und die Accademia, auf der anderen Santissima Annunziata und das Krankenhaus der „Innocenti“ mit den Kindern von Della Robbia; Papa und ich befanden uns in der Via degli Arazzieri, zwischen diesen beiden schönen Plätzen, und wussten nicht, was wir uns sagen sollten. Ich begann zu weinen. Papa zeigte sich genervt und wir gingen jeder für sich seiner Wege weiter. Ich schaute mir die Straßen, Denkmäler, Plätze und Kreuzungen an; ich wollte meine Augen damit füllen. Ich ließ alles hinter mir. Das alles durfte ich nicht vergessen, es musste sich in mein Gedächtnis und in mein Herz einprägen. Wenn Großmama noch da gewesen wäre, wäre ich nicht gegangen.

Eines Tages erzählte mir Falkenberg, dass er einem befreundeten Mönch in Südamerika geschrieben hatte, um ihm von mir zu erzählen ... Er hatte geantwortet: „Hüte dich vor Frauen mit schönen Augen!“ Falkenberg war sieben Jahre älter als ich. Er hatte sich aus dem Familienalltag befreit, sein Leben geformt, war viel gereist und hatte viel gelernt, aber er war nicht frei. Ich fühlte, er war wie gefesselt, was sich viel viel später in unserem Briefwechsel noch stärker bemerkbar machte. Er wollte mich nach Forte dei Marmi begleiten, um Tante Dora vor meiner Abreise zu begrüßen. Tante Dora mochte Falkenberg sehr (und das aus gutem Grund) und war begeistert, mich mit ihm zu sehen. Ihre Sorgen um mich wurden gemindert, so hoffte sie! An diesem Tag erzählte mir Falkenberg, dass er diese kleine Reise geistig vorbereiten wollte und dass er zur Beichte gegangen war, dass er die Kommunion empfangen hatte ... Wieder stand das Gespenst des Priesters zwischen uns ... Was konnte ich sagen? Ich war gerührt, aber traurig gerührt, leicht erschrocken. Hatte er diesem Priester auch von meinen schönen Augen erzählt?

Nach einem schönen Tag in Forte dei Marmi begleitete mich Falkenberg zum Bahnhof. Er war auf dem Weg zurück nach Florenz und ich wollte mich von meiner lieben Freundin aus Mantellaten-

Zeiten, Elena Barsanti, verabschieden, die mit ihrer geliebten Tochter auf dem Land war. Der Zug fuhr ab und Falkenberg winkte mir wiederholt zum Abschied zu. Am nächsten Tag, als er nach Florenz zurückkehrte, erzählte er mir, dass er eine sehr schlechte Nacht gehabt habe: Er habe Schreie gehört, ich habe ihn gerufen, ich sei in Gefahr und er konnte nicht zu mir kommen ... Ich machte mich nicht über ihn lustig. Er sorgte sich um mich und das war mir noch nie passiert. Und ich wollte diese neuen Verbindungen durch philosophische Diskussionen und durch die Entfernung zerbrechen ... den Atlantik zwischen uns bringen?

Dann kam der Abschied von der Familie. Ich ging mit zitterndem Herzen nach Marina di Pisa und dann nach Casalta. Ich erinnere nicht mehr, was dort geschah, aber Goffredo, ein kleiner Junge, der vierzehn Jahre jünger war als ich, sagte mir, dass ich Protestantin sei und er niemals Protestant werden würde. Das geschah im Garten, nach einem charmanten Kinderdialog.¹⁷⁸ Ja, ich war protestantisch, vielleicht sogar mehr als die echten Protestanten. Meine Religion war ein echter Protest und ist es immer noch.

Als ich Casalta verließ und das Pferd bereits vor den „Barrocino“ (zweirädriger Wagen) gespannt war, umarmte mich Marguerite, die sehr gerührt war und Tränen in den Augen hatte. Ihre Eifersucht war also stärker gewesen als sie, sie hatte sich mir gegenüber nicht so verhalten wollen, wie sie es getan hatte. Eifersucht ist eine schreckliche Krankheit. Das Pferd setzte sich in Bewegung, die Räder quietschten, die Villa und ihre hohen Bäume verschwanden. An der Kurve, am unteren Ende der Steigung, sah ich wieder die großen Bäume. Weiter weg, an einer anderen Kurve, sah ich sie wieder, aber sie waren nicht mehr so hoch und verschwanden zum Teil hinter den näheren Olivenbäumen. Der 24. Mai, es war der „kleine Abschied“ von „zu Hause“ gewesen. Diesmal war es der richtige, der große Abschied. „Mein Haus“? Das war es nie wirklich gewesen, aber es hätte es sein können, es hätte es sein sollen ...

Noch die Abschiede von Florenz. Ich wollte noch am selben Abend mit dem Zug nach Neapel fahren. Papa besuchte mich bei

¹⁷⁸ Goffredo hatte schon als kleiner Junge philosophische Gespräche geführt. Eines Tages, als er noch jünger war, stellte er mir Fragen über die Seele. „Also“, sagte er, „kann man sie nicht sehen oder berühren?“ „Nein“, antwortete ich. „Dann“, schloss er, „ist es wie Stimmen?“

Tante Dora. Ich begleitete ihn bis auf die Ponte Santa Trinità. Der Arno floss langsam und gelblich unter den Bögen der schönen, mit Statuen geschmückten Brücke hindurch. Hinter mir, an der Ecke der Straße und der Brücke, stand der große Palast meiner ersten Schule ... Vor mir, an der gegenüberliegenden Ecke, stand der Palazzo Ferroni, Papas erste Schule als Kind. Etwas links davon das Magistero und rechts, ein Stück weiter, die Ponte Vecchio. Neben mir stand Papa, der genauso ratlos war wie ich. Was hatte er gesagt? Ich weiß es nicht. Fast nichts; er fuhr geradewegs nach Casalta hinauf und konnte nicht zum Bahnhof kommen. Was habe ich gesagt? Ich weiß nicht, fast nichts, aber ich glaube mich zu erinnern, dass Papas Augen voller Tränen waren und mir die Tränen über die Wangen liefen ... Ein schrecklicher Moment für uns beide.

Meine Mutter hingegen lag unter den großen Zypressen der „Al-
lori“, „ove attende l'inconsolabile marito, per non lasciarlo più“. ¹⁷⁹

Abends im Zug war Piera Massari, meine Freundin aus der christlichen Union, die beschlossen hatte, mit mir nach Neapel zu kommen und mich zum Schiff zu begleiten. Dina Pellegrini hatte auch daran gedacht, war aber daran gehindert worden. Falkenberg war jedoch dabei. Er reiste die halbe Nacht mit mir und nahm dann einen anderen Zug in die entgegengesetzte Richtung, um am nächsten Morgen in Florenz beim American Express zu sein! Während des ersten Teils dieser traurigen Nacht entfernte Falkenberg das einfache kleine goldene Armband von meinem Arm, das mir die Cousinen Theotoky während ihres Aufenthalts in Florenz geschenkt hatten. Er gab es mir nie wieder zurück. Außerdem sagte er zu mir: „Egal was passiert, egal wo, egal wann, ich werde dich wiedersehen.“ Der arme Falkenberg! Er hielt sein Wort, wie sich später herausstellen sollte. Aber auch die arme Magda!

¹⁷⁹ Hier das vollständige Epitaph: Nelly Wissotzky / Morta a ventitre anni / 29. November 1901 / appena divenuta madre / e da solo dieci mesi sposa. / Anima eletta, purissima, / sbocciata come fiore / che morendo dà il frutto. / Oggi, riposa nella pace divina / ove attende l'inconsolabile marito / Oscar Grilli / per non lasciarlo più. – Nelly Wissotzky / Mit 23 Jahren gestorben / am 29. November 1901 / kaum Mutter geworden / und erst seit 10 Monaten verheiratet. / Auserwählte Seele, sehr rein, / blüht wie eine Blume auf, / die sterbend die Frucht gibt. / Heute ruht sie im göttlichen Frieden / wo sie auf ihren untröstlichen Ehemann wartet / Oscar Grilli / um sich nicht mehr von ihm zu trennen.

Es war Sommer, es war „der heiße August von Florenz“. Alle waren am Meer oder auf dem Land. Piera und Falkenberg waren die einzigen, die mich begleiteten. Dabei waren es erst sehr vor kurzem geschlossene Freundschaften. Das Schlimmste war vielleicht, dass ich niemanden verließ, der mir wirklich nahe stand und unentbehrlich war. Ich fühlte mich schrecklich einsam und ließ denjenigen zurück, der mir sein Leben und seine Liebe geschenkt hatte ...

In Neapel und bei sengender Sonne liefen Piera und ich durch die Stadt und durch Pompeji und benutzten Kölnisch Wasser, um uns zu erfrischen. Alles war schön, zum Weinen schön. Ich sollte Miss Wilcox auf dem Schiff treffen. Ich hatte ein Ticket für die erste Klasse auf einem kleinen Billig-Schiff der „Fabre Line“, der französischen Linie von Marseille, die kurz darauf verschwand. Marseille, Genua, Neapel, Palermo, New York in vierzehn Tagen!! Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich ein Schiff genommen, das an einem anderen Ort hält. Ich hatte von außergewöhnlichen Inseln geträumt, von fremden Völkern, von Vögeln mit leuchtendem Gefieder ... Aber Miss Wilcox war immer noch ein Schutz. Ich fand mich daher mit einer einfacheren Reise ab. Ich kannte niemanden in den USA, und Miss Wilcox interessierte sich für mich.

Piera Massari stieg mit mir auf das Boot. Es war die Zeit des Sonnenuntergangs. Der Vesuv leuchtete in feurigen Farben, das Meer war tiefblau mit roten Reflexen; andere Boote schaukelten auf dem Wasser; Auswanderer mit Koffern und unaussprechlichen Paketen standen Schlange: Sie wurden ihrerseits von großen, unruhigen, lauten, ja sogar schreienden Familien begleitet, die voller Zuneigung waren, voller wilder Begeisterung für das abfahrende Schiff oder abwechselnd schluchzend, weil ein geliebter Mensch wegging.

Ich hatte Piera, ein Mädchen aus der Gruppe, der ich am Sonntagmorgen in der Christlichen Union Junger Mädchen Französisch beigebracht hatte! Sie hatte ihre Ersparnisse ausgegeben, um mit mir zu kommen. Sie brauchte meine Zuneigung und ... ich ging! Ich brauchte ihre Zuneigung und ... ich ging! Später habe ich sie, Piera, viele Male wiedergesehen. Sie kam nach Sin-le-Noble zu uns. Ich bin ihr immer gefolgt und durch Zufall war ich vor ein paar Jahren in Florenz und habe sie wenige Tage vor ihrem Tod im Krankenhaus wiedergesehen, Opfer des Krebses.

Auf dem Boot und um das Boot herum gab es einen großen Aufruhr. Piera musste aussteigen. Die Stege wurden eingezogen, und nach einigen langen Pfiffen zum Abschied machten wir uns auf den Weg. Die Glocke zum Abendessen läutete sofort, alle gingen hinunter in den Speisesaal, aber ich blieb auf dem Deck ... Ich weinte. Die Sonne sank langsam am Horizont, der Tag ging zu Ende und ich beendete auch den ersten Teil meiner Existenz.

Unbeschreibliche Emotionen.

Am nächsten Tag gab es noch einen weiteren Abschied, diesmal den Abschied von Italien. Es war in Palermo. Ich hatte keine Zeit, an Land zu gehen, aber ich konnte im ziemlich schmutzigen Wasser des Hafens schwimmen, mich in das noch immer italienische Wasser tauchen, inmitten der totalen Verwirrung schwimmen und Hindernissen ausweichen. Dann die wahre Abfahrt, die wirkliche, tatsächliche. Italien verschwand nach und nach, dann kamen Afrika und Spanien, Gibraltar und dann der Ozean und der Abschied von Europa.

Vierzehn Tage auf dem Atlantischen Ozean, dreizehn Tage und dreizehn Nächte zwischen Himmel und Wasser, Zeit zum Nachdenken, zum Bedauern, aber auch zum Hoffen ...

Kapitel VI

New York – Begegnung mit André Trocmé

Crevazula (Korfu), 10. Juli 1978

[...]

Die Ankunft in den USA im August 1925, nach einer vierzehntägigen (!) Überfahrt auf einem kleinen Boot, hinterlässt bei mir eine Erinnerung voller Angst vor der Zukunft und gleichzeitig voller Hoffnung!

New York! Hier war es. Nach so vielen Schritten und nachdem ich ein Studentenvisum und nicht mehr bekommen hatte. Ich war endlich am Ziel.

New York City? Ein Ofen im Sommer. Wo wohnen? Nach einigem Zögern wegen des Preises entschied ich mich für das International House, das dank John D. Rockefeller II seit einem Jahr geöffnet war. Ich lag stundenlang auf meinem Bett, überwältigt von der Hitze, fiebrig und müde. Ich konnte nicht essen, hatte aber einen unstillbaren Durst.

Ich blickte in die Zukunft.

Die Schule wurde erst im September eröffnet und ich musste bis dahin nach Orford, New Hampshire, fahren, wo Miss Wilcox ein Familienhaus hatte. Wie ging es danach weiter? Ich sollte bei Miss Wilcox als Gast in einer kleinen Wohnung leben, die sie gemietet hatte. Miss Wilcox? Ja, sehr gut, aber die erträumte Freiheit? Schon auf dem Schiff war mir klar geworden, dass sie wirklich eine alte Jungfer war, im wahrsten Sinne des Wortes, und dazu noch eine alte Jungfer, die von einer engen Religion konditioniert worden war; sie hatte diese aufgegeben, aber zu spät, um nicht noch von alten Tabus gefesselt zu sein, während sie es bitter bereute. Sie war intelligent und großzügig. Leider war sie nicht sehr hübsch und hatte nie einen Liebhaber gehabt. Sie hatte, wahrscheinlich mit ihrer Familie, eine Verlobung mit einem entfernten Cousin arrangiert, aber das war misslungen. Die arme Miss Wilcox! Ihre Situation ließ mich über die Lage der Frau im Allgemeinen und meine eigene im Besonderen schimpfen. Warum konnte Falkenberg nicht akzeptieren, dass ich anders dachte als er? Welches Recht hatte er dazu?

Orford. Kleine Stadt am Fuße der „Sugar Mountains“. Enge und langweilige Umgebung, aber das ging schnell vorbei. Die Schule sollte eröffnet werden, ich musste nach New York gehen und Miss Wilcox würde ihren Aufenthalt in Orford verlängern und mich in New York treffen, um eine Wohnung zu suchen und mit mir zusammenzuziehen. Wo hingehen? In das International House, natürlich. Was soll's mit den Kosten?! Ich würde Unterricht geben, um mein Stipendium aufzubessern.

„Vorsicht mit der U-Bahn“, sagte Miss Wilcox zu mir, „das ist kompliziert!“ Am ersten Tag, an dem ich die U-Bahn nahm (in New York übrigens einfach), diente ich verlegenen Deutschen als Fremdenführerin und tat so, als sei ich Expertin. Großer Erfolg. Ein gutes Omen für die Zukunft? Vielleicht ...

International House! Großes Gebäude, 71 Nationalitäten unter den Studenten, unzählige Programme, ein internationaler Wirbelwind. Es wurden nur 25 % amerikanische Studenten aufgenommen, gerade genug für uns Ausländer, um amerikanische Kontakte zu haben. Ich hatte ein kleines, gemütliches Zimmer, einfache Kurse an der „New York School of Social Work“, obwohl meine Kommilitonen alle bereits ihr „College“ abgeschlossen hatten. Es war sogar ein „Postgraduate“-Studium!

Die Schule war „down town“, und ich brauchte ungefähr eine Stunde mit dem Bus, um dorthin zu gelangen. Man fuhr am großen Hudson River entlang, beginnend beim Mausoleum von General Grant, dem Helden des Sezessionskriegs, das sich neben dem International House über dem Fluss erhebt. Dann ging es durch einen großen Teil der Stadt. Ich reiste gerne, vor allem im oberen Stockwerk des Busses, um die gesamte Strecke gut zu überblicken.

In der Schule gab es viele jüdische Schüler, weil in ihrer unabhängigen Schule gewisse Kurse fehlten. Sie kamen für ein Trimester mit uns. So lernte ich die erstaunlichen Bräuche der orthodoxen Juden kennen.

Eine seltsame Art, an der School of Social Work zu studieren! Als wir ankamen, mussten wir eine lange Liste von Abkürzungen lernen, was damals bei uns nicht üblich war. Zum Beispiel bedeutete COS: „Charity Organisation Society“ (Wohltätigkeitsorganisations-Gesellschaft) und so weiter. Außerdem musste man schriftlich auf einige seltsame Fragen antworten. In den ersten Tagen konnte ich

eine der Fragen nicht beantworten. Es wurde eine kinderreiche Familie beschrieben, deren Mutter an Tuberkulose erkrankt war. Was sollte die „Sozialarbeiterin“ tun? Ich dachte damals, es gäbe spezielle Krankenhäuser oder Organisationen, von denen ich nichts wusste, die sich speziell mit Tuberkulose befassten, und ließ den Platz für die Antwort leer ... Zu meiner Überraschung lautete die Antwort: Die Kinder sollten von der Mutter getrennt werden!

Es war nicht alles so einfach. Trotzdem habe ich viel gelernt, vor allem während der Kurse in Kriminologie und Medizin. Für Kriminologie musste ich in der „Central Library“ die englische Übersetzung von Cesare Beccarias „*Dei Delitti e delle Pene*“ suchen, die ich für mein Studium in Italien nie konsultiert hatte!! Dort erfuhr ich unter anderem, dass neun Monate nach den Karnevalsfeiern vermehrt Kinder geboren wurden! In Italien wurde nicht viel über diese Dinge gesprochen, und alles, was mit Sex zu tun hatte, war „tabu“. In New York musste man alle damals üblichen Antikonzeptionsmittel lernen, aber nicht, um sie Müttern kinderreicher Familien direkt zu empfehlen, sondern um sie an Spezialkliniken zu verweisen.

Was für ein Erfolg, als ich eines Tages eine ganze italienische Familie dazu brachte, sich dem Wassermann-Test (zum Nachweis von Syphilis) zu unterziehen, was angeblich sehr schwierig war! Dies geschah während der „Field Work“¹⁸⁰. Zwei Tage pro Woche wurden mit praktischer Arbeit verbracht, und am Abend eines jeden Tages musste man einen ausführlichen Bericht über die geleistete Arbeit verfassen.

Ich war damals unschuldig und voll des Wunsches, Gutes zu tun, zu helfen und mich aufzuopfern. Oft arbeitete ich während der Stunde, in der ich hätte aufhören und irgendwo ein „Mittagessen“ einnehmen sollen, und oft setzte ich am Abend die begonnene Arbeit nach den vorgeschriebenen acht Stunden fort. Diese Art von Arbeit kann nicht genau zur vollen Stunde aufhören, aber man musste die Überstunden markieren, was ich nicht wusste. Als ich selbst krank wurde (ich hatte immer leicht erhöhtes Fieber) und Stunden und sogar Tage bei der „Field Work“ versäumte, musste ich diese verlorenen Stunden durch Überstunden ersetzen, die sich nur schwer in meinen ohnehin schon vollen Terminkalender einfügen

¹⁸⁰ Praktika.

ließen. Adieu, Überstunden, die bereits geleistet und nicht notiert waren! Diese Stunden ergaben sich natürlich aus der laufenden Arbeit, aber die abzuleistenden Stunden musste man erst einmal finden! An diesem Tag verstand ich das System und meine Hingabe verwandelte sich in Buchhaltung.

Ja, Organisation ist gut, sie regt die Faulen an, aber sie stützt den Enthusiasten die Flügel!

Meine erste Zeit der Praktika verbrachte ich in der Seventh Avenue, einem hässlichen Viertel in der Nähe des Hafens, das von Südtalienen wimmelte. Die Wohnungen wurden „train apartments“ genannt (in Form eines Zuges). Die Zimmer waren nacheinander angeordnet. Im ersten Zimmer gab es ein Fenster, das zweite Zimmer wurde durch das erste und das dritte durch das zweite beleuchtet; es war sehr dunkel. Vier Wohnungen pro Stockwerk, ein ekelhaftes WC auf jedem Stockwerk.

Frau Framulare hatte Asthma; sie verbrachte die ganze Nacht vor ihrem einzigen Fenster, und die Mieter auf der anderen Straßenseite hörten ihr heiseres und ersticktes Atmen. Ich musste sie in eine Einrichtung bringen, um die Ursache ihres Asthmas zu ermitteln, indem ich sie von einem Zimmer mit Katzenhaaren in ein Zimmer mit Vogelfedern und so weiter brachte, um ihre Allergie zu entdecken. Das war interessant und neu für mich, aber leider wurde Frau Framulare nicht geheilt.

Ich musste eine besondere Sprache lernen, den süditalienischen Dialekt, korrigiert und angereichert durch das Amerikanisch der East Seventh Avenue. Der Mantel (*the coat* auf Englisch) wurde „il cotto“ genannt, und die Zugschienen, die über die Seventh Avenue führten (*the tracks*), hießen „le tracche“. Ich erspare euch die typischen Wörter aus Sizilien oder anderen süditalienischen Regionen, weil ... ich sie vergessen habe.

Die „tracche“ waren sehr wichtig; man musste die Kinder genau beobachten und sie warnen, denn an den Bahnübergängen früherer Zeiten kündigte nur eine Glocke die Ankunft des Zuges an. Warum war das so? Es war teurer, eine geeignete Anlage zu bauen, als die Folgen von Unfällen zu bezahlen!

Noch spannender waren die Praktika in den Krankenhäusern. Ich wurde ins Presbyterian Hospital geschickt, das damals das einzige Krankenhaus war, das auch Schwarze aufnahm. Ich sehe mich

noch vor mir, wie ich nach Harlem (ein Schwarzenviertel, das heute fast bis zum International House und der Columbia University reicht) fahre, um eine schwarze Familie über den Tod einer Schwester zu benachrichtigen. Außerdem musste der schwarze Pastor für die Beerdigung gesucht werden. Ich fand ihn über seine Frau, die in einem Friseursalon für Schwarze arbeitete. Sie versuchte, die krausen Haare der Kunden platt zu drücken, während außerhalb des Schwarzenviertels die weißen Damen ebenso eifrig versuchten, Wellen zu bekommen. Ich sah die schwarze „Sozialarbeiterin“ des Viertels und die Kinder, die mit schwarzen Puppen spielten! Eine Welt für sich: ganz schwarz.

Ein anderes Mal befand ich mich auf einem Boot, das mich zu einer psychiatrischen Klinik auf einer kleinen Insel östlich von Manhattan brachte. Auf dem Boot stieg man über einen seltsamen Korb, der schräg in der Mitte des Durchgangs stand und dessen längliche und breite Form wie ein riesiger Sarg aussah. Die Passagiere stiegen ohne zu zögern über den Korb hinweg. Ich zögerte.

„Was ist das?“, fragte ich.

„Das ist der Sarg eines Verrückten, der gestorben ist!“

Nein?! Ja, ein Verrückter war gestorben. Auf der Insel, die nur den lebenden Verrückten und dem lebenden Personal vorbehalten war, gab es keine Beerdigungen ... also wurde er woanders hingebacht. Da ich aus Florenz kam, wo Beerdigungen feierlich waren und oft von Fackeln und furchterregenden schwarzen Kapuzen begleitet wurden, wunderte mich diese Nachlässigkeit, obwohl ich den florentinischen Pomp missbilligte.

Ich sah andere Beerdigungen in den USA. Eine Reihe von Autos, von denen das erste ein lilafarbenes Band trug, folgte dem unauffälligen und schnellen Leichenwagen. Das Band wies darauf hin, dass man diese Autoschlange nicht unterbrechen durfte, da es sich um eine Beerdigung handelte. Der Tod ist in den USA uninteressant, doch was für ein kriminelles Geschäft, wirklich eine finanzielle „Erpressung“¹⁸¹! Elegante Bestattungshäuser, gut eingerichtet, überhaupt nicht traurig, Kühlräume für die Toten, obligatorische Einbalsamierung aus hygienischen Gründen? Im Falle einer schicken Leiche wird der Tote bemalt, arrangiert, um wie ein ruhender Lebender

¹⁸¹ Unehrliches Unternehmen.

auszusehen! Auch Särge können schillernd sein: sehr teuer, wenn der Tote ganz elegant sein und bequem liegen soll! Ich dachte an die kostenlose florentinische *Misericordia*, deren Männer in den Kapuzen, Freiwillige, sogar eine Tasse Kaffee ablehnten; aber dann welche Entfaltung von erschreckender Traurigkeit, schwarze Laken, Fackeln, Kapuzen, vor allem für mich, ein nervöses Kind, das von Anfang an verängstigt war. Das Mittelalter? Ja, aber welche Selbstlosigkeit! Eine Glocke der „*Misericordia*“ läutete und rief die Freiwilligen auf, die alle im Zentralbüro eine Liste ihrer freien Stunden abgegeben hatten.

Jetzt gibt es große graue Krankenwagen; die Kapuzen sind hochgezogen und man kann die Gesichter der Männer sehen. Kostenlos? Ja, und manchmal, wenn der Kranke oder Tote arm ist und die Freiwilligen reich sind, wird in dem vom Unglück getroffenen Haus Geld auf dem Tisch liegen gelassen.

Die Praktika haben mir also viel beigebracht, mehr als der Unterricht. Meine schriftlichen Hausaufgaben waren gut, ich brachte europäische Ideen ein und das interessierte die Lehrer. Ich hatte in Florenz schon viel gesehen und aufgenommen, kritisierte das Kloster und das Umfeld, aus dem ich kam. Ich hatte auch Erfahrungen im Stadtteil „San Frediano“ gesammelt, wo ich mich als Studentin bewegte, die sich in eine freiwillige Sozialarbeiterin verwandelt hatte. Ja, ich hatte zwei Berufungen: Studium und Lehre aus Interesse und für das tägliche Brot und Sozialarbeit, um die Leere der Seele zu kompensieren und dem Nächsten zu helfen.

Kehren wir nach New York zurück. Das Studienjahr ging mit großen Schritten voran. Zu Weihnachten ging ich in ein Haus für Mädchen am Meer auf Long Island, und dort wurde ich gefragt, ob ich im Sommer zum Arbeiten kommen wollte. Warum nicht? „*Se son rose, fioriranno*“¹⁸², sagte ich mir, und es würden sich höchstwahrscheinlich auch andere Möglichkeiten ergeben. Was die Gegenwart betraf, so hatte ich beschlossen, im International House zu bleiben, auch nachdem Miss Wilcox nach New York zurückgekehrt war. Es war hart für sie und wenig „sensibel“ von mir, sie zu verlassen ...

¹⁸² „Wenn es Rosen sind, werden sie blühen“, sagt man in Italien.

Ich war glücklich im International House. Endlich frei, unabhängig, befreit vom Kloster und meiner familiären Situation; ich war ganz ich selbst. Natürlich waren mein Zimmer und das Essen teuer, aber die Freiheit ist viele Opfer wert und was sind schon die Finanzen im Vergleich zu allem anderen? Ich ergänzte mein Stipendium also durch Privatstunden in Französisch und Italienisch, für die ich gut bezahlt wurde und die mir viel Befriedigung verschafften. Weniger freie Stunden, mehrere Reisen, sogar bis nach Brooklyn, aber die Freiheit ist teuer, sagte ich, und ich musste mich daran gewöhnen, finanziell unabhängig zu sein. Meine Kleidung und die Reise in die USA hatte ich aus der Mitgift meiner Mutter bezahlt. Ich hatte immer noch genug Geld übrig, eine eiserne Reserve, um meine Doktorarbeit zu beenden und nach meiner Rückkehr nach Italien eine Arbeit zu finden. Mein anhaltendes leicht erhöhtes Fieber bereitete mir Sorgen, aber ich war es gewohnt, trotzdem zu arbeiten.

International House! Die Beschreibung von International House findet ihr in Andrés Erinnerungen. Außerdem könnt ihr hier die ganze Geschichte unseres Kennenlernens und unserer Verlobung nachlesen. Ihr werdet sehen, wie André die Geschichte erzählt; hier seht ihr, wie ich sie erzähle, ich. Wie viele Erinnerungen! Lange Zeit hatte ich eine Art wiederkehrenden Albtraum, nach meiner Heirat, nach den Mutterschaften, sogar im reiferen Alter. Ich befand mich in einer Art International House, in einer Art New York. Ich ging von einem Zimmer zum anderen, ich erkannte die Räumlichkeiten nicht wieder, ich suchte, ich rastete aus! ... All das verging, als ich wirklich in das International House zurückkehrte, als Großmama und Sekretärin des Versöhnungsbundes! Und noch mehr, als ich mit André zurückkam, kostenlos, in dem Zimmer, das den hohen Gästen gewidmet war!

Das Leben im International House war aufregend: Versammlungen, Partys, Diskussionen, Einladungen in die Stadt ... Ich profitierte von all dem nur sehr wenig. Zu viele Schulstunden, zu viele Stunden „Field Work“ (sechzehn pro Woche), zu viele Privatstunden, zu viele beängstigende Kopfschmerzen. Aber ich existierte, ich war ich selbst. Ich war Miss Grilli, die „schöne Florentinerin“, wie meine Lehrer sagten, die Studentin und interessante Kommilitonin, die Ausländerin, die sich für alles interessierte und das amerikanische Leben mit Sympathie betrachtete. Keine sozialen Klassen mehr,

kein florentinisches Kastenwesen, kein „das wird gemacht“ und „das wird nicht gemacht“, „das wird gesagt“ und „das wird nicht gesagt“. In drei Worten: Freiheit, geliebte Freiheit!

An einem Sonntag gab es in der Eingangshalle zwischen den Einladungen und „Jobs“ für das Wochenende die Ankündigung einer Rieseneinladung für die Studenten des International House. Ich ging dorthin. Es lag im Norden von Manhattan, am Ufer des Hudson River. Ein riesiges Haus, endlose Wohnzimmer und Tische und Tische, die mit köstlichen salzigen und süßen Dingen gedeckt waren, verschiedene Getränke, genug, um all die mehr oder weniger armen Studenten zu sättigen, die am Sonntagabend immer kostenlos im International House eingeladen waren, zu einem „symbolischen“ Abendessen bei Kerzenlicht. Wir freuten uns über die Kerzen und die allgemeine Atmosphäre, aber das Essen war fast nicht existent. An diesem Sonntag hatten wir bis zum nächsten Tag genug, und was für eine Auswahl! Überall liefen Bedienstete in schwarzen Uniformen und weißen „gestärkten“ Hemden herum. Wo war der Chef? Der Herr des Hauses? Ich habe ihn nicht gesehen. Hatte er einen Auftritt? Vielleicht. Habe ich ihn mit einem Diener verwechselt? Vielleicht. Die schwarzen Festkleider sahen sich ähnlich. Wir hatten uns in Gruppen niedergelassen, je nach Affinität. An unserem Tisch saß Mr. Laal, ein Inder aus Indien, der mir eine Menge erzählte. Ich hörte fassungslos zu und konnte mir nicht vorstellen, dass ich später einmal nach Indien reisen würde!

Großzügiger Gastgeber, reicher Amerikaner, der uns weder langweilige Reden noch langatmige „Handshakes“ auferlegte, sondern uns ein paar Stunden Schönheit und Entspannung in einer wunderbaren Umgebung schenkte!

Ein anderes Mal gab es eine Einladung an das Vassar College, damit wir ein amerikanisches College sehen konnten. Mehrere von uns verbrachten das Wochenende dort und wohnten in Privatunterkünften. Ich landete bei einem lutherischen Pfarrer. Sympathische, enthusiastische Familie. Ich war glücklich, mich in einer angenehmen familiären Atmosphäre zu befinden, und, ich weiß nicht warum, schrieb an Falkenberg: „Was würdest du sagen, wenn ich am Ende einen protestantischen Pfarrer heiraten würde?“ Wir tauschten einen holprigen, manchmal mühsamen Briefwechsel aus, und dieser Satz wurde mir später zum Vorwurf gemacht. Falkenberg

glaubte, dass ich schon damals einen protestantischen Pfarrer in Reserve hatte!

Miss Forsythe, die charmante Krankenschwester vom International House, eine ältere, unverheiratete Frau, interessierte sich für mich. Sie riet mir davon ab, mich von Falkenberg zu trennen. „Man trennt sich nicht von einem so ernsthaften Jungen“, sagte sie. „Man muss sich treffen, miteinander reden, versuchen, sich zu verstehen!“ Sie riet, dass wir uns auf halbem Weg treffen sollten, zum Beispiel in den Ferien in Spanien. Ich hoffte tatsächlich, das Stipendium für ein zweites Jahr zu bekommen, da der gesamte Kurs zwei Jahre dauert.

Auf halbem Weg? Nach Spanien? Aber das ist doch ganz in der Nähe von Italien, und das Geld, um dorthin zu reisen und dort zu wohnen, woher sollte ich es nehmen? Ein typisch amerikanischer Ratschlag und nicht umsetzbar. Und außerdem: Wie sollte man sich mit Falkenberg verstehen? Charmant und gutaussehend, ja, aber so katholisch, so rassistisch, mit engstirnigen, sehr engstirnigen Vorstellungen. Und ich, die ich versuchte, die Welt zu umarmen, und dabei war, mich von einer Menge „Tabus“ zu befreien ... Ich wartete also, ohne mich ganz zu trennen, aber indem ich mir immer wieder sagte, dass diese Ehe unmöglich sei. Meine Briefe deuteten immer mehr darauf hin.

Worauf wartete ich? Falkenberg besser zu verstehen? Den Märchenprinzen zu finden? Ich weiß es nicht. Ich dachte oft und ängstlich an eine Zukunft voller Arbeit, einsam und ernsthaft, auf der Suche nach Wahrheit, Gerechtigkeit und – warum nicht? ... nach Glück!

(Der Rest dieser Erinnerungen wurde auf Kassette diktiert)

Minneapolis, Oktober 1976

[...]

Das Programm und die Partys von International House liefen auf Hochtouren. Ein Ball am Freitag alle zwei Wochen (ich ging nicht hin). Schauspiele im großen Festsaal. Eines Abends, in einem rosa

Kleid, auf dem Balkon, ich redete lebhaft mit einer Gruppe junger Mädchen, die ich offenbar amüsierte, ohne zu wissen, dass ein junger Mann unten im Saal mich beobachtete und sich fragte, wer ich sei.¹⁸³ Dann folgte die große internationale Feier. Ich vertrat Italien. Ich hatte ein angeblich italienisches Kostüm genäht (aus welchem Teil Italiens? Chi lo sa?¹⁸⁴). Wir standen im Halbkreis in alphabetischer Reihenfolge der Namen der verschiedenen Länder, die auf einzelnen Schildern geschrieben standen (71 Nationalitäten). Auf meinem Schild stand: „Italy“. Jeder von uns hatte eine Fackel in der Hand. Im bewegendsten Moment der Zeremonie reichten wir das Feuer von einer Fackel zur anderen weiter, bis der ganze Halbkreis erleuchtet war, um das internationale Haus zu symbolisieren.

„That brotherhood may prevail!“ („Dass Brüderlichkeit herrschen möge!“). Und auch hier war ein Student im Saal, der nach dem Mädchen in Rosa suchte, das sich in eine italienische Bäuerin verwandelt hatte.

Später, als ich eines Tages mit meinem Tablett in die Cafeteria kam, sagte ein Schweizer Theologiestudent Marcel Christen beim Hinausgehen zu mir: „Fräulein Grilli, alles ist voll; nur ein Platz ist noch frei, dort, da ist er“, und zeigte mir einen Tisch an einem der Fenster. Mir gegenüber saß ein unbekannter Student, ein Franzose, den ich vor diesem Tag noch nie gesehen hatte. Später erfuhr ich, dass er sehr intelligent war, Theologie studierte und den „Sketch“, den die Franzosen auf dem internationalen Abend aufgeführt hatten, selbst geschrieben hatte. Er hatte weder auf der Bühne erscheinen noch Mitglied des „International Club“ sein wollen!

Vor Ostern gab es Pläne für eine Reise nach Washington und Baltimore für die Mitglieder des kosmopolitischen Clubs. Ein paar Tage zum Entspannen. Ich meldete mich an und wusste nicht, dass der unbekannte junge Mann, dessen seltsamen Namen ich mir nicht einmal gemerkt hatte, Mitglied des Clubs geworden war, da er gesehen hatte, dass Fräulein Grilli für die Reise angemeldet war. Am 3. April 1926 verlief die Abfahrt ereignislos. Wir füllten mindestens einen ganzen Eisenbahnwagen. Plötzlich kam ein Student namens Ellis Chapburn auf mich zu. Er war ein komischer Typ. Er lief mir immer

¹⁸³ Es war André Trocmé.

¹⁸⁴ „Chi lo sa?“, „Wer weiß es?“ (Anm. d. franz. Editoren).

hinterher, weil er an einer Schule in New York für Französisch einsprang und kein Französisch konnte. Er wollte also, dass ich seine Hausaufgaben korrigiere und ihm Ratschläge gebe, und ich fand das völlig unnötig: Ich war zu beschäftigt; solange er kein Französisch konnte, brauchte er es auch nicht zu unterrichten. An diesem Tag kam er mit einer Schachtel Zigaretten zu mir und bot mir eine an. Ich interessierte mich nicht für Zigaretten, da ich nicht rauchte. Aber an diesem Tag war es ein Ferientag: Ellis sah so munter aus! Alle waren glücklich, also nahm ich eine Zigarette und rauchte sie. Ich konnte rauchen, aber ich tat es nur „an jedem Sterbetag eines Papstes“¹⁸⁵! Ihr wisst, dass Päpste immer sehr alt sterben, und das bedeutet, dass es sehr selten vorkommt. Also begann ich zu rauchen, ohne daran zu denken, dass in einer Ecke des Waggons jemand saß, der sich darüber empörte, dass ich rauchte.

Ich selbst wusste nichts und sah nichts. Dann kamen wir in Washington an und fuhren mit der Straßenbahn zur Kathedrale von St. John the Divine. Große Enttäuschung. Ich hatte erwartet, eine wunderschöne Kathedrale zu sehen, aber diese Kathedrale war erst angefangen worden. Es gab nur den Anfang des Gebäudes, das immerhin so weit fortgeschritten war, dass es das Grab von Präsident Wilson enthielt, neben dem seine Frau an diesem Tag andächtig verharrte.

Auf dem Rückweg kamen wir durch schreckliche Vororte mit hässlichen Backsteinhäusern, die traurig und ungepflegt aussahen. Ich saß an einem Fenster. Ich blickte auf und sah hinter mir, wie jemand sich an einem der Ringe an der Decke festhielt, weil die Straße so holprig war. Dieser junge Mann war mir nicht ganz unbekannt; es war der aus der Cafeteria.

Er war blond, blauäugig, sehr groß und sehr dünn; sein langer Arm schwang im Takt mit, je nachdem, wie das Fahrzeug ruckelte, und sein Körper folgte den Bewegungen. Er sah mich an. Ich fühlte mich geschützt. Warum?

„Fräulein, in meinem Land sind die Häuser so wie diese!“

„Wo?“

„In Saint-Quentin, im Norden Frankreichs.“

¹⁸⁵ Italienischer Ausdruck für: „Sehr selten“.

Ich dachte: Barmherzigkeit! Der arme Mann! Er kommt aus einer sehr hässlichen Stadt! Ich sagte nichts, aber ich dachte, dass es ein hässliches Land sein muss. Man ist verwöhnt, wenn man in Florenz gelebt hat. Saint-Quentin? Ja, es gab tatsächlich einen Vertrag nach einem Krieg, der Vertrag von Saint-Quentin hieß, und es gab auch ein italienisches Sprichwort, das lautete: „San Quintino che suonava le campane coi tegoli!“¹⁸⁶ Ich hatte Gelegenheit, mit dem Studenten zu sprechen, denn wir beide kannten Marcel Christen, den Sohn eines Schweizer Pfarrers, der lange Zeit Pfarrer in Florenz war und mich als Florentinerin entdeckt hatte. Er war Theologiestudent und in eine Kanadierin aus dem „Club“ mit dem wunderschönen Namen Félicité Laflamme verliebt! Sie war rothaarig und hatte einen Bart. Sie heiratete nicht Christen, sondern einen Apotheker; sie besuchte mich später, viel später, in Versailles. Aber zu dieser Zeit liebte Christen Félicité und spülte in einem Restaurant das Geschirr, damit er sie abends zu einem Schauspiel einladen konnte! Unter den mitreisenden Studenten waren also Christen, ein Russe, Herr Skitzky, auf den ich später noch zu sprechen komme, und Fräulein Herscher, eine Deutschschweizerin, die als Au-Pair bei einer Familie lebte. Warum sollten wir von diesen wenigen Studenten sprechen? Weil wir am zweiten Tag in Washington müde waren von einer Stadtbesichtigung im Autobus mit einem Reiseführer, der Erklärungen in einen riesigen Trichter brüllte. Also beschlossen wir fünf, die Gruppe zu verlassen und uns die Wasserfälle des Potomac anzusehen, des großen Flusses, der durch die Hauptstadt fließt.

Und nun waren wir unterwegs. Es wehte ein fröstelnder Wind. Christen trug eine Jacke. Ich schickte ihn, wie es hieß, in einem autoritären Ton, seinen Mantel aus dem Hotel zu holen. Er gehorchte. Das beeindruckte den Franzosen, dessen Namen ich noch nicht kannte, aber ich merkte es nicht. Meine Kinder haben mich immer dafür kritisiert, dass ich für meine Mitmenschen auf Kälte und Wärme achte, dennoch nahm der junge Franzose daran keinen Anstoß, im Gegenteil!

¹⁸⁶ „Saint-Quentin, der die Glocken mit Dachziegeln läutete!“ (da er zu arm war, um echte Glocken zu besitzen, schlug er Sandsteinziegel gegeneinander).

Die Potomacfälle waren damals wild und wunderschön.¹⁸⁷ Man mietete ein Boot. Man sang ein paar Lieder. Oh! Überraschung für den französischen Studenten: Ich kannte viele französische Lieder und sprach gut französisch. „Au clair de la lune“, „Sur le pont d’Avignon“, „Frère Jacques“, usw., usw. Ich hatte nicht einmal den Namen des Franzosen richtig verstanden. Er war mir bereits bei Tisch vorgestellt worden, als ich ihn in der Cafeteria des International House kennengelernt hatte, und dann hatte man ihn mir erneut vorgestellt, jetzt, „Trocme“, das ist doch ein komischer Name! Es ist ein Name, der nachklingt: „Troc“ – „mé“. Das sind zwei Schläge, und ich bin nicht sehr begabt für Namen. Ich fand ihn sympathisch.

Der Nachmittag war herrlich. Die Sonne ging unter und dann wurde es dunkel. Es war zwar Zeit für ein Abendessen im Hotelrestaurant, das ein im Voraus bezahltes Restaurant war, aber wir dachten, es wäre besser, den Abend an diesem „hübschen, verlassenen Ort“ zu verbringen; wir sahen ein kleines Haus am Wasser, das ein Fischerhaus war, oder ein Haus für einen Wächter von was auch immer ... Es gab einen kleinen Raum mit einem runden Tisch und ein paar Stühlen, und es wurden Omeletts, Kaffee und Tee serviert. Wir setzten uns dort um den Tisch herum. Es gab keinen Strom; eine Lampe wurde angezündet und wir begannen zu plaudern. Man sprach ein bisschen über alles.

Plötzlich, ohne dass der Franzose und ich es bemerkten, waren es wir beide, die sich unterhielten. Die anderen schwiegen. Totenstille und wir redeten und wir redeten und wir erzählten eine Menge Dinge und wir sprachen über Philosophie, über Religion, und wir sprachen über sehr interessante Dinge; die Antworten und Fragen waren so spannend, dass wir gar nicht merkten, dass die anderen nicht sprachen. Erst später in der Nacht sahen wir, dass wir zurück in die Stadt mussten. Es war ziemlich schwierig, von diesem Wald aus in die Stadt zu gelangen. Zum Glück gab es jemanden, der eine Taschenlampe hatte ... die wir als Souvenir behalten haben. Ich habe sie immer noch zu Hause, diese Taschenlampe, die uns den Weg zurück nach Washington ermöglichte. Und ich dachte: „Das ist ja ein

¹⁸⁷ Ich war mit Jispa dorthin zurückgekehrt, um nach Papas Tod eine Pilgerreise zu unternehmen. Was für eine Enttäuschung! Schönheit, aber arrangierte Schönheit, mit schönen Parks, Gebäuden für Ruderboote, Picknicks usw., usw. – Nichts mehr von der Vergangenheit.

interessanter Typ! Was für ein Unterschied zu Falkenberg! Zum Glück bin ich nicht wirklich hundertprozentig mit ihm verlobt!“ Trotzdem hatte ich eine gewisse Verpflichtung ihm gegenüber und es war entschieden, dass wir uns schreiben und sehen würden, ob es klappen könnte oder nicht. Doch jeder Brief, den ich erhielt, war eine Katastrophe. Ich war wirklich sehr unsicher und siehe da, ich sagte mir: „Wenn ich einmal jemanden treffen würde, der so intelligent ist wie dieser, jemanden mit Ideen, die meinen ähneln, jemanden mit einer offenen Geisteshaltung ...“ Und so kehrten wir nach Washington zurück.

Am nächsten Morgen war Ostern. Ich war müde. Ich stand nicht früh auf, wie man es in den USA tut, um auf einen Hügel (falls es einen gibt) zu gehen, um den Aufgang der Ostersonne zu sehen (der „Sunrise Service“).

Beim Frühstück befragte ich die Kommilitonen:

„Wo ist der große Franzose?“ (Ich hatte mir den komischen Namen noch nicht gemerkt).

„Ah, TROCMÉ? Ja, er ist nicht mehr da, er ist weg. Komisch: Plötzlich sagte er, dass er nach New York zurückkehrt!“

Trocmé, dachte ich, ein wirklich sehr feiner Typ! Es gibt also wirklich solche jungen Männer. Es ist absurd, einen Briefwechsel wie den meinen mit Falkenberg fortzusetzen.

Der Student hatte mir von seinen Projekten erzählt. Gandhi und Tagore. Ich hatte über meine Familienprobleme gesprochen, und auf der Wendeltreppe im Haus von George Washington in Mount Vernon hatte ich über die Dekabristen und Sibirien gesprochen; er hatte über seine Berufung gesprochen, über die Kriegsdienstverweigerung! Und dann war das alles plötzlich vorbei. Trotzdem gab es etwas Positives. Für mich war klar, dass es mit Falkenberg vorbei war, trotz seiner großen Qualitäten, seiner Freundlichkeit, seiner Liebe und seiner Schönheit.

Auf dem Rückweg kam ein Japaner auf mich zu, vielleicht derselbe, mit dem ich eines Abends in ein Schauspiel gegangen war. Das war der einzige Abendausgang während meines ganzen Jahres in New York gewesen, ein Abend, den Falkenberg mir so übel genommen hatte: 1) Abend mit einem jungen Mann, 2) und noch mehr, mit einem Japaner! An diesem Tag besuchten wir also gemeinsam

das Johns Hopkins Hospital in Baltimore und fuhren dann zurück nach New York.

Im International House traf ich meine Freundin Elizabeth Tyson wieder, die immer hellauf munter war; Elizabeth war ein sehr hübsches Mädchen; sie hatte, glaube ich, schon elf Heiratsanträge bekommen, so viele, dass sie zu viele Möglichkeiten hatte. Sie sagte immer: „Oh, wenn ich wirklich die ‚weiße Fliege‘ finde, werde ich annehmen“. Letztendlich hat sie durch das viele Warten und Zögern leider nie geheiratet. Nun ist sie an Krebs gestorben. Wir blieben immer in Verbindung. Jedenfalls erzählte ich Elizabeth von meinem Abenteuer. „Oh“, sagte sie (sie war Expertin für junge Männer), „das ist sehr interessant! Wenn dieser junge Mann so abgehauen ist, dann muss es einen Grund dafür geben, und dieser Grund bist du! Das musst du Petit Soulier erzählen!“

Dieses andere junge Mädchen war Französin und sehr klein. Wir nannten sie „Petit Soulier“, weil sie Marguerite Soulier hieß. Auch sie ist gestorben, aber ich habe sie 1943 in ihrem Haus in Nizza wiedergesehen. Sie ist vor nicht allzu langer Zeit gestorben. Es ist schade ... All diese Freundinnen, die eine nach der anderen verschwunden sind, und auch André ist nicht mehr da! Und nun sitze ich hier und erzähle euch in eine Maschine hinein Geschichten aus der Vergangenheit! Also rief Elizabeth „Petit Soulier“ an, die auch zur Beratung gekommen war, und sie, die die französische Gruppe kannte, sagte: „Oh! Das ist ein sehr interessanter Mann, der da. Er hat den Sketch für das große internationale Fest geschrieben, das wir hier hatten. Aber er ist so originell, dass er nicht zu der Party gekommen ist. Er hat den Sketch geschrieben und war bei ein oder zwei Proben dabei. Er sagte, es sei absolut idiotisch, und kam nicht wieder. Dabei ist er nicht einmal Bewohner des International House! Er kommt in die Cafeteria; man bittet ihn einfach so um kleine Dienste für die französische Gruppe. Er hat sich nur in den kosmopolitischen Club eingeschrieben, um nach Washington kommen zu können. Trocmé ist ungesellig, originell, aber er ist der interessanteste der französischen Studenten!“ Und dann gab es da Denoyer, der inzwischen Direktor von „Reader's Digest“ in Frankreich geworden ist und Karriere gemacht hat!

Es gab einen Abend, an dem wir uns die Fotos ansahen, die einige von der Reise gemacht hatten. Ich hatte keine Kamera. Ich saß

neben Trocmé. Unter den Fotos befand sich auch eine Zeichnung, eine Karikatur, die uns zum Lachen brachte. Von wem? Es war die Zeichnung eines jungen Mannes mit einem langen, langen, langen Arm, so lang, dass er mehrmals die Taille eines jungen Mädchens umschloss!

Ein paar Tage später bekam ich einen Anruf. Es war der Franzose: „Fräulein, möchten Sie nicht, dass wir uns einen Abend lang treffen, um gemeinsam zu Abend zu essen und die kleine Gruppe vom Potomac wieder zum Leben zu erwecken?“

„Ja, sicher!“

Und wir entschieden uns für ein Datum. An diesem Abend ging ich etwas gerührt nach unten, und Trocmé sagte mir sehr verlegen, dass Christen vergeben sei, der Russe krank und die Au-pair-Schweizerin an diesem Abend keine Erlaubnis zum Ausgehen bekommen habe. Dann war es still ...

„Dann“, sagt der Franzose, „schade, statt ins Restaurant zu gehen, essen wir hier in der Cafeteria.“

„Einverstanden“, sagte ich.

Aber es kam mir bizarr vor. All diese Pläne, um in der Cafeteria des International House, in der wir jeden Tag aßen, zu zweit zu essen? Seltsam ... Wir aßen. Und dann, was tun? Ich hatte eine Idee und sagte: „Lass uns zu Skitzky gehen, da er krank ist, wird er sich freuen“. Und so gingen wir los, nicht ohne einen Blumenstrauß zu kaufen.

Eine mehr als bescheidene Treppe, eng, schmal, hoch, hoch, ohne Komfort, ohne Aufzug, wie die Treppe eines Pariser Dienstmädchenzimmers, aber höher, schwärzer, trauriger ... Ganz oben ein kleines, elendes Zimmer. Ein Bett aus Eisen. Skitzky lag mit Grippe darauf. Ein paar armselige Möbel, aber mindestens zwei Stühle, weil wir nicht auf dem Bett saßen. Die Unterhaltung war anfangs recht banal: – Schade, dass das Gruppentreffen verpasst wurde, – Skitzkys Gesundheit, die Schweizerin, die nicht frei war, etc. etc. Dann begann das Duett zwischen dem Russen und dem Franzosen. Der Russe war sehr russisch, sehr seltsam, im Vergleich zu uns schon fast ein alter Knabe. Er wollte nicht heiraten. Er wollte der Vater der Kinder sein, die keinen Vater hatten, und seine Hirngespinnste reihten sich aneinander, in einem endlosen Diskurs, einer Art „schlecht verdauter“ Tolstoi.

Ich sagte nichts, aber ich dachte nicht weniger. Wo sind die vaterlosen Kinder, für die Skitzky ein Vater sein wollte? In Russland? In den USA? Aber warum dann das verlängerte Studium in den USA, ganz allein in diesem kleinen Zimmer, weit weg von den vaterlosen Kindern? Nichts Praktisches, nichts Entschlossenes. Ideen, ja, aber ohne praktisches Ziel. Wahrscheinlich ein Utopist. Und der Franzose? Er sprach auch. Er schien den Russen zu verstehen. Zu dieser Zeit gab es in New York einen Evangelisten, der Zulauf hatte (diese Dinge gehen oft in Wellen), der Bekehrung, Armut, Entsagung und viele andere Dinge predigte, die ziemlich schwer zu leben waren, mitten im zwanzigsten Jahrhundert, mitten in New York im Jahr 1926.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und schwieg. Ja, es gibt Mönche, Anachoreten, sogar Trappisten, aber ... ich dachte: „Warum ist Trocmé aus Washington geflohen? War er an mir interessiert? War ich die Sünde? War ich die Versuchung?“ Wir gingen die traurige Treppe wieder hinunter und fanden uns auf der Straße wieder. Trocmé fragte mich nach meinem Eindruck. Ich antwortete, dass ich glaubte, dass die Art der Unterhaltung, die er mit Skitzky geführt hatte, ihm nicht gut tat. Schweigen.

So gelangten wir zur Madison Avenue. Die Straße war breit, fast keine Passanten. Der Franzose war sehr groß. Er machte riesige Schritte, einen einzigen, während ich mehrere machte. Wir standen auf dem Bürgersteig auf der rechten Seite der Straße. Er sagte etwas zu mir. Ich verstand seine Worte nicht und hatte auch keine Zeit, es ihm zu sagen, denn Trocmé hatte mit seinen langen Beinen den Bürgersteig verlassen, die Straße diagonal überquert, war auf dem linken Bürgersteig angekommen, immer noch in Richtung International House, das auch die Richtung seines Seminars war, und war, wie ein Verrückter laufend, hinter der ersten Kurve verschwunden! Ja, genau so war es, auch wenn ihr es nicht glaubt!

Ich kehrte zum International House zurück und war traurig, sehr traurig. Das Glück, die Liebe und die Sicherheit waren mir so nahe gekommen, und nun war alles plötzlich und ohne Vorwarnung um eine Straßenecke verschwunden, in dieser riesigen Stadt, in diesem riesigen Land, und ließ mich noch einsamer und hilfloser zurück als zuvor.

Es war ein Freitag, ein Ballabend im International House: schöne

Kleider, Musik, eine Halle voller jubelnder Studenten und in der großen Halle bewegten sich glückliche Paare. Ich ging auf mein Zimmer und ... begann zu weinen. Ich hatte jetzt Zeit und war allein ... Großartige Gelegenheit, ruhig alle Tränen meines Körpers zu weinen.

Einsamkeit? Nein, denn Elizabeth Tyson kam herein. Sie war auf dem Weg nach unten zum Ball. Gut frisiert, leicht geschminkt, trug sie ein hellblaues Seidenkleid und eine riesige künstliche Rose auf der Brust, nein, eher unter der linken Schulter. Sie war außer sich: „Maggie? What are you doing?“ Ich erzählte ihr von meinem Missgeschick. Sie war sofort begeistert und freute sich, rief „Petit Soulier“ an zur Beratung und beide beschlossen, dass es immer interessanter wurde. Ich hörte auf zu weinen. „Petit Soulier“ ging weg und Elizabeth ging zum Ball, begeistert und aufgeregt!

Einen Moment später ertönte der „Buzz“¹⁸⁸ in meinem Zimmer. Es war Elizabeth: „Komm schnell, komm runter, der Franzose will mit dir reden.“ Diese Elizabeth war durch die Halle geschlendert, hatte nach rechts und links geschaut und einen verstörten Trocmé entdeckt, der Angst vor dem hatte, was er getan hatte, und befürchtete, dass ich noch nicht zu Hause angekommen war.

„Was macht sie?“, fragte er.

„Sie weint“, antwortete sie.

„Rufen Sie sie an, ich will sie sehen!“

Ich ging also hinunter, ohne unser Gespräch zu erwähnen. André, denn es war André, wartete hinter einer Säule auf mich, die ich jedes Mal, wenn ich nach New York fahre, wiedersehen will.

„Haben Sie an mich gedacht?“

„Ja.“

„Wir sehen uns am Sonntag (es war Freitag), ich hole Sie nach dem Mittagessen ab.“

Er kam: Ich hatte ein Loch in meinem Hut, das ich nicht bemerkt hatte. Es war ein leichter Filz, den man wie eine Badekappe aufsetzte (das war damals Mode). Mein großer Dutt war schuld: Beim Ziehen des Hutes hatte der Daumen den Filz durchstoßen. Ich hatte einen hellen Mantel aus Kamelhaarwolle: Es war der 18. April, und es war

¹⁸⁸ Klingel, die mich darauf aufmerksam machte, dass ich zum Telefon, das auf dem Flur war, gehen musste.

noch ziemlich kalt. Ich hatte mich wohl irgendwo hingesezt, wo man sich nicht hätte hinsetzen sollen, und hatte einen Fleck hinten an meinem Mantel. Das wusste ich nicht! Aber André mochte mein schweres Haar, er mochte das Loch im Hut und den Fleck auf dem Mantel. Warum? Wegen seiner Ideen? Oder wegen des Kontrasts zu den jungen Amerikanerinnen, die lockig und grell gekleidet waren?

Es war der 18. April 1926. Wir nahmen eine Fähre (die George-Washington-Brücke gab es noch nicht) und fuhren auf die andere Seite des Hudson River, zu den „Palisades“. Hohes Gras, Büsche und Bäume, eine Art Dschungel vor der Stadt, wo sich jetzt hohe Häuser und Wolkenkratzer erheben. Wir setzten uns auf den Boden. Dort redeten wir wieder viel, viel, viel. Und er sagte zu mir, fast am Anfang des Gesprächs: „Hören Sie, ich habe viel nachgedacht, ich habe das Gefühl, dass wir wie füreinander geschaffen sind, was meinen Sie? Wollen Sie mich heiraten?“ Wir hatten erst drei Mal miteinander gesprochen! Was sollte ich antworten? Ich war „platt“! Bedenkt, dass es der 18. April war, und wir waren am 3. April nach Washington geflogen! Und wir hatten uns nur drei Mal gesehen ... Ich war entsetzt und sagte mir: „Aber was soll ich denn machen? Ich muss ihm sagen, dass ich Fieber habe, ich muss ihm sagen, dass ich mit Falkenberg ausgegangen bin, ich muss ihm sagen, dass ich eine unmögliche Familie habe, ich muss ihm all diese Dinge sagen, und ich muss ihm sagen, dass ich eine Religion auf meine eigene Art habe, dass ich nicht die Frau eines Pfarrers sein kann!“ Und alle negativen Aspekte meines Lebens kamen heraus, einer nach dem anderen: Religion, Gesundheit, Situation der Familie, Falkenberg und so weiter und so fort. Das war genug, um einen Verehrer zu entmutigen. Aber nein! Religion? André liebte die Sucher. Gesundheit? Ich werde Sie heilen. Familie? Ich werde Ihnen eine geben. Falkenberg? Das Problem ist bereits gelöst. Das war in wenigen Worten die Geschichte unseres langen Gesprächs, während die Boote zu unseren Füßen vorbeizogen, die Sonne am Horizont versank und die Geräusche der Stadt in einer fernen, verschwommenen Weise zu uns drangen. Er erzählte mir von seinem Leben, seinem Vater, seiner Mutter, die gestorben war¹⁸⁹, von Frankreich und Deutschland, von seiner

¹⁸⁹ Seine Mutter, Paula Schwerdtmann, war Deutsche. Sie starb bei einem Unfall, als André elf Jahre alt war.

Berufung, von dem Geld, das er als Lehrer der Rockefeller-Kinder gespart hatte, um nach Indien zu Gandhi und Tagore zu reisen. Er hatte mit den Schritten für das Vorhaben begonnen. Wir würden gemeinsam reisen. Das Geld für die Rückreise würde für meine Hinreise verwendet werden und wir würden arbeiten, um die Rückreise zu verdienen.

Nach unserer Rückkehr nach Frankreich würden wir in Nordfrankreich unter den Arbeitern evangelisieren. Soziale Arbeit ebenso wie religiöse Arbeit. Moralisches Elend, finanzielle Schwierigkeiten, ein vom Krieg verwüstetes Land. Eine Gruppe junger Pastoren, die sogenannte „Groupe du Nord“, war entschlossen, den Norden, Frankreich und die Kirche umzugestalten – für mehr Gerechtigkeit, mehr Menschlichkeit und mehr Frieden umzugestalten. Ein ganzes Programm!

Ja, das war es, was ich wollte. Das Leben, die Arbeit, eine Art Revolution und nicht sterile Hirngespinnste in vier Wänden, ganz oben auf der Skitzky-Treppe. Und so kam es, dass wir uns als verlobt betrachteten. Das war am 18. April 1926.

Es gab so viel zu tun! Zu Mr. Edmonds, dem Leiter des International House, gehen, ein Besuch, der die Verlobung von verliebten Paaren sanktionierte, und davon gab es viele.

Ich fahre am 23. August 1978 mit der Erzählung in „La Consuma“ fort, 30 km von Florenz entfernt, auf 1020 m Höhe und ein paar Kilometer von Casalta entfernt, dem ehemaligen Landgut meines Vaters. Jispa, Lalli und ich verbringen dort zwölf Tage in Ruhe und echter Erholung.

Wir waren also verlobt, André und ich. Was macht man besonders, wenn man verlobt ist? Einen Verlobungsring kaufen? André dachte nicht einmal daran, aber die Nachricht verbreitete sich schnell und die Ladenbesitzer sind immer auf der Lauer. Wahrscheinlich übernahm sogar ein Student die Aufgabe? Jeder Job ist gut, wenn man seinen Lebensunterhalt verdienen muss.

Einige Tage, nachdem wir unsere Verlobung bekannt gegeben hatten, klopfte es an Andrés Zimmertür im Union Theological Seminary. Zu seiner Überraschung wurde ihm ein Tablett voller Ringe aller Art präsentiert, vor allem aber mit Diamanten. In den USA ist es üblich, dass ein junger Mann, der etwas auf sich hält, seiner Auswählten einen Diamanten schenkt.

André war verlegen, fand sich in die Enge getrieben und merkte schnell, dass es ihm eine Freude wäre, mir einen Ring zu schenken. Er wählte einen ganz dünnen Ring mit drei kleinen blauen Steinen. Wir beschlossen, dass diese Steine die Augen unserer zukünftigen Kinder darstellen sollten! Er steckte mir den Ring an den Finger und es war ein sehr emotionaler Moment.¹⁹⁰

Die Verlobungszeit war eine komplizierte Zeit, weil es für uns ziemlich schwierig war, uns zu sehen. André war an seiner Schule belegt; er schrieb neben all seinen Kursen eine Doktorarbeit auf Englisch. Ich hingegen wurde an der New York School of Social Work angenommen, die damals eine Privatschule war. Ich brauchte eine Stunde für die Anreise und eine Stunde für die Rückreise, außerdem ging ich zweimal die Woche zur Sozialarbeit, vor allem ins Presbyterian Hospital. Ich ging auch in ein Irrenhaus auf einer Insel, an einem Meeresarm oder an einem Flussarm. Ich gab auch Nachhilfeunterricht, um etwas Geld beiseite zu legen, und ich war wirklich beschäftigt, beschäftigt bis zehn Uhr abends. André kam um zehn Uhr abends zu mir, wenn der letzte Schüler ging: Es war ein Typ, der Italienisch lernen wollte, weil er hoffte, einen Kunstwettbewerb zu gewinnen und zu Kursen in Rom zugelassen zu werden. Ich hatte noch andere Schüler, die ähnlich waren: Einige wollten Italienischunterricht, weil sie sich auf das Singen vorbereiteten, und um gut singen zu können, braucht man eine Sprache mit Vokalen; und dann gab es noch andere, die Französischunterricht wollten. André kam also abends nach zehn Uhr zu mir, und dann sahen wir uns sonntags und manchmal auch samstags. Er war auch an den Wochenenden sehr beschäftigt, weil er der Lehrer der Rockefeller-Kinder war. Er musste sie jeden Tag von der Schule abholen, sie nach Hause

¹⁹⁰ Leider sind diese Steine durch die vielen Wäschen und die Arbeit, die ich gemacht habe, herausgefallen. Sie wurden ersetzt und ich weiß nicht einmal, ob es noch einen gibt, der original ist!

bringen und ihnen Französischunterricht geben. Außerdem musste er oft am Wochenende mit ihnen aufs Land fahren, zum Großvater oder sonst wohin. Unsere Beziehungen waren also eher sporadisch, aber immer sehr, sehr interessant.

Sehr interessant, mit einem kleinen Zögern, weil ich mich fragte, wie es sein konnte, dass ich ein Leben gehabt hatte, das sich so sehr von seinem unterschied. Als ich ihm von Scheidung, von den Russen, dem Leben bei den Russen und meiner Stiefmutter erzählte, die mit mir wirklich unmöglich war, fragte André sich: „Was ist das denn für eine Geschichte?“. Da er aus Saint-Quentin kam, an eine Hugenottenfamilie gewöhnt war – eine Familie mit Komplikationen, gewiss, da sie halb französisch, halb deutsch war – und den Krieg erlebt hatte, hatte er trotzdem nicht all die Dramen gesehen, die sich in meiner Familie abgespielt hatten. Er dachte: „Wo kommt die denn her? Warum all die Geschichten mit ihrer Stiefmutter? Was ist ihre Verantwortung und was ist die Verantwortung ihrer Stiefmutter? Ist sie vielleicht nicht christlich genug oder will sie nicht christlich genug werden? Sie hegt keinen Hass gegen ihre Stiefmutter, aber trotzdem erzählt sie die Dinge mit so viel Kraft, so viel Verzweiflung ...“ Er machte sich also Sorgen. Außerdem sah er, dass meine Temperatur nicht sank.

Eines Tages bat Frau Rockefeller um ein Gespräch mit André und sagte: „Ich habe großes Interesse an Ihnen und würde Sie gerne auch für das nächste Jahr behalten. Wenn Sie ein zweites Jahr machen möchten, wird Ihnen ein Stipendium angeboten, damit Sie sich auf Ihre Doktorarbeit vorbereiten können. Ich würde mich freuen, wenn Sie sich weiterhin um meine Kinder kümmern würden. Da ich so viel Sympathie für Sie habe und Miss Forsythe, die Krankenschwester des International House, sehr gut kenne, habe ich mir erlaubt, sie anzurufen und sie zu fragen, wer diese ‚Verlobte von Monsieur Trocmé‘ sei. Ich fragte mich, ob diese Verlobte den Ansprüchen genügen würde, und Miss Forsythe sagte mir, dass sie ein sehr, sehr gutes Mädchen sei, sehr intelligent, und dies und das, eine Menge Komplimente. Aber es gab doch ein Problem, das Gesundheitsproblem, ein hartnäckiges Fieber, das jeden Abend anhielt; Miss Forsythe machte sich darüber ein wenig Sorgen.“

Daraufhin bot Mrs. John Rockefeller Jr. André an, mich aus dem Studium zu entlassen und mich in das Clifton Springs Sanatorium

im Norden des Staates New York zu schicken, um mich zu erholen, meine Gesundheit vollständig wiederherzustellen und mich auf die Ehe vorzubereiten. Das geschah Anfang Mai, denke ich, denn die Verlobung fand am 18. April statt.

Ich musste in der Schule eine Beurlaubung beantragen und mich auf die Abreise vorbereiten. Zuvor wurde uns die Ehre einer Verlobungsfeier im Union Theological Seminary zuteil, wo sich die französische Gruppe sogar mit gar nicht schlechten französischen Versen auszeichnete. Vor der Trennung hatten wir noch weitere Erlebnisse. Eines Abends, als wir von einem Abendessen für Studenten in der Stadt zurückkehrten und am Hudson River entlangfuhren, erschien der Vollmond, schön, rund, leuchtend, geheimnisvoll! André sagte zu mir: „Schauen Sie sich den Mond an!“ Ich war verlegen (ich mag den Mond sehr, Jispa sagt, ich habe zwei Leidenschaften: den Mont Blanc und den Mond!), aber in diesem Moment konnte ich nicht sentimental sein. Es gibt solche Momente im Leben, und anstatt zu schweigen oder mitzuspielen, sagte ich: „Ja, das sieht aus wie ein Käse!“, ein unromantischer Satz, den André mir mein ganzes Leben lang vorgeworfen hat!

Eines Tages begann das Ende meines rechten Schlüsselbeins hervorstehen (Ich war sehr mager). Man klebte mir ein großes Pflaster kreuz und quer auf die Brust, und der amerikanische Arzt, der wenig fähig und wenig feinfühlig war, fügte mehr Pflaster hinzu, als nötig war!

„Wann wird sich das bessern?“, fragte ich.

„Nie!“, antwortete er.

Schöne Halskette und gutes Omen für eine junge Verlobte!

Ein anderes Mal machten André und ich eine Bootstour durch Manhattan auf dem East River und dem Hudson River. Wir hielten an der Freiheitsstatue, auf die wir kletterten. Ich hatte Pech: Mitten auf der Fahrt versagte mir ohne Grund die Stimme. Es war unmöglich, richtig zu sprechen, außer im Flüsterton. Was für ein Omen und was für eine Sorge für den Bräutigam!

Glücklicherweise gab es das Sanatoriumsprojekt, und ich ging ohne Reue dorthin, um mich wirklich zu erholen. Miss Forsythe begleitete mich dorthin. Ich ließ Elizabeth Tyson und André in New York zurück! In meiner Unschuld beauftragte ich André, sich um Elizabeth zu kümmern und mit ihr auszugehen. Er sagte nicht nein,

tat es aber auch nicht und bewunderte „in petto“ das völlige Vertrauen, das ich in ihn hatte ... Dabei kannte ich das Leben und seine Tücken! Aber André schien mir über jeden Verdacht erhaben (er war es auch), und ich dachte, dass Elizabeth, umgeben von naiven Verehrern, eine einfache und wahre Freundschaft brauchte.

10. Januar 1979

Die Zeit vergeht, sie vergeht schnell! Ich bin jetzt 77 Jahre alt. Ich darf nicht mehr trödeln und weiter auf den richtigen Moment warten, Zeit zum Schreiben zu haben. Die Zeit vor mir wird immer kürzer, die Zeit hinter mir immer länger.

Schnell muss man schreiben, egal wo, egal wie, egal wann.

Man muss zum Ende der Geschichte kommen; welches Ende?

Der Tod von André? Ja, vielleicht, Andrés Tod.

Bedauerlich für den Stil, aber ich muss mich beeilen..

CLIFTON SPRINGS Sanatorium
(im Norden des Bundesstaates New York)

Eine traurige Ebene. Die „Finger Lakes“¹⁹¹ sind ziemlich nah, aber wenn man krank ist, kann man sie nicht sehen.

Ein zentrales, hotelähnliches Gebäude mit Salons, Speisesaal, Festsaal etc. Ein weiteres Gebäude für die Krankenpflegeschule und dann jede Menge Gebäude rundherum für die verschiedenen Kategorien von Kranken. Überall riecht es nach Schwefel. Das ist das Wasser des Clifton, einer Art Bach, der durch das Gelände fließt und einen leicht übelriechenden, aber angeblich heilsamen Geruch verbreitet. Ein großes Gelände mit den Autos der Kranken und der Menschen, die dort liegen. Darunter befinden sich echte Kranke und andere, die nur die völlige Ruhe brauchen. Letztere stehen draußen

¹⁹¹ Fünf kleine Seen, die die Form der Finger einer Hand haben.

in Reih und Glied auf ihren Rollstühlen, wenn das Wetter und die Jahreszeit es zulassen.

Ich lag stundenlang herum und wartete. Worauf wartete ich? Auf Gesundheit, aber vor allem auf André, der jedes zweite Wochenende kam, wenn er nicht gerade bei den Rockefeller-Kindern „Dienst“ hatte. Er reiste die ganze Nacht von Freitag auf Samstag und reiste am Sonntagabend ab, um am Montagmorgen im Unterricht zu sein. Zwei Nächte im Zug, zwei Tage auf Besuch, eine Nacht im Hotel. Große Ausgaben und große Müdigkeit, aber was für schöne Besuche! Wie viele Gespräche zwischen zwei Menschen, die sich liebten und finden! Komische Verlobung mit einer Frau, die im Krankenhaus liegt ...

Wie sollte man eine so seltsame Verlobung in Saint-Quentin dem „pater familias“ Paul Trocmé mitteilen? Wie sollte man ihm sagen, dass die Pläne dieses originellen Sohnes darin bestanden, ein Jahr nach Indien zu gehen, bevor er eine Pfarrei übernahm? André hatte an Gandhi und Tagore geschrieben. Er hatte bereits eine Antwort erhalten, aber die Sache wurde durch die Verlobung noch komplizierter! Und diese Verlobung mit einer Person, die Rücksichtnahme brauchte und zudem aus einem ganz anderen, völlig unbekannten Umfeld stammte, musste bekannt gegeben werden. Was würde Paul Trocmé sagen? „Bei den Rockefellers habe ich schon genug Geld verdient, um nach Indien hin und zurück zu reisen“, schrieb André. „Jetzt sind wir zu zweit. Wir werden dort oder auf einem Schiff (das war damals möglich) arbeiten, und dann nach Frankreich zurückkehren.“

Zurückzukehren für ihn, nicht für mich, da ich noch nie in Frankreich gewesen war. Ich hatte die französischen Berge aus der Ferne gesehen, von der Schweizer Seite des Genfer Sees. Von Montreux aus sah man nämlich steile Berge, keine Dörfer, lediglich tauchten hier und da einzelne Häuser am Seeufer auf. Aber oben auf den Bergen war es schön in voller Sonne.

Ich hatte meinem Vater meine Verlobung mitgeteilt. Er hatte geantwortet: „Sei vorsichtig. Er sagt dir, dass er Theologiestudent ist und Pfarrer werden will, aber ist das wirklich wahr?“. Er wusste nicht, dass das Union Theological Seminary gegenüber dem International House lag und dass André, der Lehrer der Rockefeller-Kinder, sehr bekannt war. Er wusste auch nicht, dass die französischen

Studenten sagten, André sei der Klügste in der französischen Gruppe gewesen. Pech für Denoyer, den zukünftigen Direktor von „Readers Digest“ in Frankreich!

Die Italiener, darunter auch mein Vater, hatten keine Angst vor den Franzosen, aber die französische Bourgeoisie jener Zeit sah die Italiener als schmutzige, minderwertige, unterentwickelte Wesen, die mindestens ein Gewehr über der Schulter trugen oder zumindest eine Pistole irgendwo versteckt hatten. Diese imaginären Italiener waren Wesen, die sowohl Lieder zur Mandoline sangen als auch unglückliche Reisende am Straßenrand ermordeten. Sie waren Fahrraddiebe ...

Es gab zwar Franzosen, die in Italien gewesen waren und sehr schöne Dinge gesehen hatten; und dann wusste man ja auch, dass es Dante, Leonardo da Vinci und eine Sammlung von Päpsten – mehr oder weniger passable – gegeben hatte. Aber das reichte nicht aus, um die Franzosen zu beruhigen. Auch die italienische Renaissance war nicht ganz beruhigend. Es waren zwei Florentinerinnen nach Frankreich gekommen, zwei junge Ehefrauen, aber auch sie waren nicht sehr beruhigend: Es waren Katharina und Maria de Medici! Wer war diese Florentinerin, die André aus New York mitbrachte? Und warum aus New York?

Paul Trocmé beschloss daher, einen Kompromiss einzugehen: „Du wirst das Mädchen heiraten, das du liebst, aber genug der Torheiten: Du wirst auf Indien verzichten. Amerika ist genug. Du wirst in der reformierten Kirche Frankreichs dringend gebraucht.“

Und das war's! Was gesagt wurde, musste akzeptiert werden. Adieu Gandhi, adieu Tagore, adieu orientalische Träume!

Im Moment ruhte ich mich in Clifton Springs vollständig aus.

[...]

Indessen waren die Tage in Clifton Springs nicht langweilig. Ich habe mich übrigens nie irgendwo gelangweilt. Morgens wurde uns die Speisekarte gebracht und wir mussten auswählen. Wie viele leckere Sachen es gab! Was für eine Auswahl! Aber leider hielt meine leicht erhöhte Temperatur weiter an. Die Ärzte wollten meinen Verdauungstrakt untersuchen. Was für eine Geschichte! Ich musste eine Art Lot schlucken, ein Folterinstrument! Es handelte sich um ein

Rohr, das in einem birnenförmigen Gegenstand endete, den ich schlucken musste, nachdem ich eine dicke, übelriechende Substanz zu mir genommen hatte. Das Gewicht des Gegenstandes landete schnell in meinem Magen, und ich musste den ganzen Vormittag über regungslos liegen bleiben. Von Zeit zu Zeit wurde Flüssigkeit aus meinem Magen gepumpt, um das Verhalten und die Qualität der Flüssigkeit zu untersuchen, während die Verdauung stattfand!

Und was ist das Ergebnis? Keine Menüauswahl mehr, keine guten Mahlzeiten! Eine Diätkrankenschwester entschied, was ich alles essen musste. Auf keinen Fall durfte ich auf ein Gramm der vorgeschriebenen Nahrung verzichten. Alles wurde gewogen und kontrolliert. Ich sollte zunehmen und mein Körper sollte alles aufnehmen, was mir gegeben wurde. Nach jeder Mahlzeit wurde das, was ich auf dem Tablett zurückließ, gewogen und analysiert, und am Abend brachte man mir einen großen „Kokosnuss-Shake“, ein dickes, schokoladenbraunes, sehr kaltes, recht angenehmes Milchgetränk, das alle Bestandteile der auf meinem Tablett zurückgelassenen Nahrung enthielt.

Eines Abends, während eines von Andrés Besuchen, wurde mir der Kokosnuss-Shake gebracht. Wir stellten ihn auf meinen Nachttisch. Plötzlich küsste mich André, machte eine falsche Bewegung und der Kokosshake kippte um und verteilte sich auf dem Bett, auf dem Tisch und auf dem Boden. Er war überall. Ein wirkliches Desaster!

Es musste geklingelt und die Krankenschwester gerufen werden. Ich weiß nicht mehr, ob der Kokosshake ersetzt wurde oder ob die Ernährungsberaterin bereits gegangen war.

Es folgte eine Mandeloperation. Was für ein Horror!

In Florenz hatte man mir bereits die Mandeln entfernt, aber in Clifton Springs beschloss man, mir alles zu entfernen, was noch übrig war: „tabula rasa“ machen! Mein Hals hat jetzt tatsächlich keine „Verzierungen“ mehr, und wenn ein Arzt ihn untersuchen will und mit einem Holzstäbchen oder einem Löffel anrückt, um meine Zunge zu senken, weigere ich mich, und indem ich meine Zunge um die eigene Achse drehe, entblöße ich ohne Schwierigkeiten den Grund meines Halses! Ein klaffendes Loch!

Leider bin ich leicht, sehr leicht hämophil; ich blute leicht. Am Morgen nach der Operation kam André und fand mich auf dem

Rücken liegend vor, den weit aufgerissenen Mund voller Metallklammern! An einen Kuss war nicht zu denken! Jede Klemme klemmte eine kleine Vene ab und verhinderte so die Blutung. Was für eine Situation für ein Liebespaar, und das dauerte Stunden über Stunden!!! André begann, mir laut vorzulesen, um mich abzulenken und um meine Wartezeit zu verkürzen. Was für eine Erinnerung! Eine komische Art, um mich zu werben!

Aber das war noch nicht alles. Die leicht erhöhte Temperatur hielt an. Ich hatte eine Sinusitis und man entschied, dass ich operiert werden musste. Nach der Erfahrung mit der Kugel im Magen und der Mandeloperation, gefolgt von den Klammern im Hals, war ich misstrauisch! Dennoch musste ich alles tun, all das zulassen, was diese amerikanische Medizin verlangte, um gesund zu werden und André zu heiraten! Ich wurde also in ein anderes Zimmer verlegt und in der Nähe eines Operationssaals untergebracht. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht und am Morgen ... Gott sei Dank ... war meine Temperatur zu hoch, um zu operieren! Zum Glück wurde darauf verzichtet. Ich ging zurück in mein Zimmer.

Die Zeit verging. Mrs. Rockefellers Geld ging zur Neige und ich wollte kein Geld von ihr verlangen; ich bat darum, in eine billigere Abteilung gehen zu dürfen ... Was für ein schreckliches Zimmer, was für ein schreckliches Gebäude! Kein Licht, keine Janet... Ich hatte wirklich einen Verzweiflungsanfall und der Arzt dachte, ich sei sehr nervenschwach ... André fragte ihn, was er von meinem Zustand halte. Der Arzt antwortete, dass ich heiraten könne, aber ich bräuchte ein geschütztes Leben, Hilfe, Ruhe und Frieden!

Armer André, er, der ein avantgardistischer Pfarrer werden wollte, der die Kirchen und die Welt revolutionieren wollte und der aus Liebe zu mir bereit gewesen war, auf „Phantasien“, wie sein Vater es ausdrückte, zu verzichten! Er hatte sich bereit erklärt, nach Maubeuge in Nordfrankreich, nahe der belgischen Grenze, in ein Land mit Großindustrie zu gehen, wo man ihn, wie man ihm sagte, „unbedingt brauchte“.

Was waren meine Gedanken?

Ich hatte dem kleinen Fieber bereits widerstanden, eine ernsthafte Ausbildung absolviert und materiell und moralisch schwierige Zeiten durchlebt. Ich hatte immer durchgehalten. Warum musste ich plötzlich ein ruhiges und beschauliches Leben planen, ein

Leben, das ich in jedem Fall nicht haben würde, selbst ohne Frau eines Pfarrers zu sein? Im Gegenteil, André war eine Stütze, ein verlässlicher Freund. Ich würde nicht mehr allein sein und ohne Kurs mich treiben lassen, ohne zu wissen, was der nächste Tag für mich bereithielt. Ich würde André haben!

Ich wurde wieder in mein erstes Zimmer gebracht. Ich fasste wieder Mut und begann, meine kleinen Ersparnisse fröhlich anzugreifen! Trotzdem wollte ich Andrés Gedanken und Sorgen erforschen; ich wollte wissen, ob er Angst vor der Zukunft hatte, so wie sie sich darstellte, und ich quälte ihn, indem ich mich selbst mit Zweifeln und Fragen quälte, die wir beide nicht beantworten konnten. Ich wollte ehrlich sein, vollkommen ehrlich, und André nicht zur Last fallen.

In Clifton Springs war nicht alles traurig. Weit gefehlt. Der Service wurde zum Teil von Studenten erbracht, die damit ihren Lebensunterhalt verdienten, was für eine Studentin aus Europa neu und interessant war. Eine echte Entdeckung!

Als ich ankam, sah ein älteres Fräulein, Miss Birt, Tochter des Methodistenpastors und Gründers der Methodistenkirche in Rom, auf der Krankenliste, dass sich eine junge Italienerin im „Foster Building“ befand. Sie kam „eiligst“, mich zu sehen; sie sprach ein sehr gutes Italienisch, da sie zum Teil in Rom aufgewachsen war. Mutige Miss Birt! Sie lebte in einem hübschen Haus inmitten eines reizenden Gartens. Sie pflegte ihren alten Vater, den Pfarrer. Er war groß und schwarz gekleidet (er war eine Art Methodistenbischof). Er hatte wunderschönes weißes Haar. Das Leben für Edith, seine Tochter, war bestimmt nicht unterhaltsam. Sie wurde von Rom nach Clifton Springs katapultiert, wo ihr Vater seinen Ruhestand verbrachte, und so nahm sie mich in ihr Herz auf und beschützte die einsame junge Italienerin, die ich war und die sie im Gegenzug unterhielt!

Ja, ich war einsam. Ich war mir nicht sicher, ob ich schnell und gut gesunden würde. Ich hatte meine Doktorarbeit in Italien zu schreiben, viel Arbeit trotz der vielen Notizen, die ich mir bereits gemacht hatte. Ich hatte mein Studium in New York unterbrochen und ... würde es wirklich möglich sein, André zu heiraten und eine gute Partnerin zu sein? Ängste – Skrupel – Hoffnungen.

Und dann noch eine weitere Sorge: Wo soll man heiraten?

Aber Miss Birt hatte Ideen. Ihr Vater würde uns unter einem

Baum in seinem Garten verheiraten, sie würde ein schönes Fest veranstalten. Die Masseurin im Sanatorium war eine dicke, charmante und herzensgute Frau mit großen, kräftigen Händen, die mich regelmäßig massierte, um meine Muskeln in Form zu halten. Sie hatte eine Tochter, die Schneiderin war und mir ein schönes weißes Kleid machen würde! Aber ja, es war einfach.

Warum nicht der Baum des Pastors und das Kleid der Masseurin? Das war der Ort, an dem ich in Anwesenheit von Freunden heiraten konnte; keine Komplikationen, weder für André noch für mich, und vor allem kein Ärger für meinen Vater! Die Mädchen aus guten Familien heirateten zu Hause, aber ich hatte kein Zuhause. Das war offensichtlich, auch wenn Papa versucht hatte, so zu tun, als sei bei ihm und Marguerite alles normal!

Das „Foster Building“ aus roten Backsteinen breitete traurig seine drei Reihen gleichartiger Fenster entlang einer tristen Straße aus, die durch den Geruch von Schwefel ergänzt wurde. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein kleiner Schuppen. Dieser Holzbau hatte nur einen Raum voller Papierkram, und inmitten des Papierkrams thronte eine lächelnde Dame, die Heiratsurkunden verteilte.

„Sind Sie Italienerin? Sehr gut. Und Sie sind Franzose? Sehr gut. Sie wollen eine kirchliche Trauung? Ah! Sie haben bereits einen Pfarrer, sogar einen Bischof, aber das ist perfekt. Sie müssen nur erklären, dass Sie beide noch nie verheiratet waren, und schon haben Sie Ihre Heiratsurkunde.“

„Aber die Konsulate“, sagten wir, „das französische Konsulat und das italienische Konsulat?“

„Das ist unsere Sache, wir schicken ihnen unsere Erklärung und sie müssen sie nur noch in ihre jeweiligen Register eintragen. Das ist legal.“

Wir waren verblüfft, aber was für eine Erleichterung! Alle Hindernisse fielen, und ich würde Clifton Springs geheilt verlassen, und verheiratet!!

Ach ja?! Wir machten unsere Pläne ohne die Zustimmung der „europäischen Papas“. Meiner hätte ein großes „Uff“ der Erleichterung von sich gegeben, aber Papa Trocmé, das Oberhaupt der Großfamilie Trocmé, der Chef der Baumwollfabrik von Saint-Quentin, der Präsident der Handelskammer von Saint-Quentin, der Präsident

der Société Chrétienne du Nord, ein Mitglied der reformierten Kirche Frankreichs, ein altgedienter Hugenotte und natürlich Calvinist, sah das nicht gerne. „Nein, das ist nicht möglich. Es wird heißen, es sei eine Zwangsheirat. Magda hat jetzt eine Familie. Die Hochzeit wird in meinem Haus stattfinden, als wäre sie meine Tochter, und Oberst Grilli wird mein Gast sein.“

Und da hatten wir es: kein Gandhi, kein Tagore, keine methodistische Hochzeit unter einem Baum, kein weißes Kleid der Tochter der Masseurin, sondern eine Ankunft in Frankreich als Verlobte, eingeladen von einer unbekannten Familie, eine neue Religion angenommen, aber noch nicht in die Praxis umgesetzt ...

„Du wirst schon sehen“, sagte André, „du wirst schon sehen, wie meine Freunde, die Pfarrer der Nordgruppe, sind, sie sind wie ich, sie sind nicht so, wie du sie dir vorstellst, steife Männer, die mit einem besonderen Tonfall sprechen, die auf eine komische Art und Weise die Hand schütteln! Nein! Nein! Du wirst schon sehen!“ André hatte auch ein Angebot bekommen, als Missionar an der Elfenbeinküste zu arbeiten. Aber nein, er musste nach Maubeuge, wo man ihn unbedingt brauchte. Pastor Conord ging und musste ersetzt werden. Die Groupe du Nord arbeitete nicht in den echten offiziellen Kirchen; es handelte sich vielmehr um avantgardistische Werke. Maubeuge war also ein Werk der Evangelisation.

Trotzdem fühlten wir uns, als wären uns die Flügel ein wenig gestutzt worden. Aber zu diesem Preis hatte ich eine Familie, ich hatte einen Ort, an dem ich heiraten konnte, und ich wurde akzeptiert, mehr noch, ich wurde mit großer Zuneigung von Paul Trocmé empfangen, dem Familienoberhaupt, dem Oberhaupt der Reihe von sieben Jungen.¹⁹²

¹⁹² An seinem 80. Geburtstag betrat Paul Trocmé das Café Flore (in der Nähe der Kirche von Saint-Germain-des-Prés in Paris), gefolgt von seinen sieben Söhnen. Er war als Erster eingetreten, mit energischen Schritten. Ziemlich groß, sehr hager und gerade, weißer Bart, gefolgt von einem Sohn, dann einem anderen, dann einem dritten ... Die überraschten Gäste begannen zu schauen und drehten sich dann um. Es kam ein vierter Mann, noch größer, ein fünfter noch größer, ein sechster und dann ein siebter. Alle sieben hager, steif, ernst wie die Justiz, in einer engen Reihe. Insgesamt acht Männer. „Ja, meine Herrschaften, ja, ich habe elf Meter Söhne!“, verkündete Paul Trocmé, der in der Mitte des Cafés angelangt war. Allgemeines schallendes Gelächter.

Der Sommer rückte immer näher. Miss Birt besuchte mich jeden Tag. Sie schob meinen Rollstuhl über den Rasen und brachte mir Bücher und Blumen aus ihrem Garten mit. Einmal bezahlte sie einen Mann, der mich den steilen Boulevard hinauf zu ihrem Haus schob, und bot mir einen tollen Tee an. Ein anderes Mal heuerte sie denselben Mann an, um mich in das Zelt einer „Shatokua“¹⁹³ zu schieben, wo sie zwei Plätze für eine Show gekauft hatte. Was für ein Glücksfall, diese Miss Birt, vor allem zu der Zeit, als die Zeit der Universitätsferien gekommen war und André mit der Familie Rockefeller¹⁹⁴ zu einer kompletten Rundreise durch die USA aufgebrochen war und mich nicht mehr besuchte.

Mir blieb nichts anderes übrig, als auf Andrés täglichen Brief zu warten, in dem er mir seine Reise als Milliardär beschrieb. Manchmal befand er sich an abgelegenen Orten, an denen es keine Post gab. Sein täglicher Brief wurde zu einem Tagebuch voller Beschreibungen, Erklärungen, Überlegungen, Kritiken, Bewertungen, voller Literatur, Theologie und Liebe. Vor allem voller Liebe! Meine Gesundheit und meine Anpassung an die Umgebung, die uns erwartete, bereiteten André manchmal Sorgen. Ich las es zwischen den Zeilen seiner Briefe.

Ich begann zu laufen und normal zu essen, aber mein Aufenthalt in Clifton Springs musste wegen meiner Gesundheit und um auf Andrés Rückkehr zu warten, noch weiter verlängert werden. Meine Ersparnisse wurden immer weniger. Woher kamen diese Ersparnisse? Ein bisschen Geld aus Italien, das ich aus der Mitgift meiner Mutter bekommen hatte, die Einnahmen aus meinen Unterrichtsstunden in New York und mein bis Ende Juni bezahltes Stipendium! In New York hatte ich in strengster Sparsamkeit gelebt. Kein Kino, keine Ablenkungen. Hatte ich nicht versucht, mich von nahrhaften Malzpastillen zu ernähren, die mit Vitaminen und anderen Wundermitteln angereichert waren? Katastrophaler Erfolg. Ich fragte Frau Rockefeller also nichts. Sie wusste, dass André mich und Miss Forsythe genau beobachtete und dass man sie notfalls um Hilfe bitten würde.

¹⁹³ Wanderzirkus, der von Kleinstadt zu Kleinstadt und von Dorf zu Dorf zieht. Aufführungen in einem Zelt.

¹⁹⁴ Seht euch Andrés Briefe, seine Fotos und seine Erinnerungen an.

Der Sommer verging. Der September kam und André kam zurück. Er half mir, meinen Koffer zu packen. Wir fuhren zusammen zu den Niagarafällen, und genau im richtigen Moment, unter dem Hauptwasserfall, eingehüllt in Kapuzen und Regenmäntel, fiel sein Kneifer (Nasen-Klemm-Brille) herunter und zerbrach! Was für ein Unglück! Er konnte nicht mehr viel sehen! Aber warum trug er einen Kneifer statt einer Brille, wie alle anderen? Das Abenteuer wiederholte sich später, direkt vor der Fassade der Kathedrale von Reims; seitdem ersetzen Brillen den Kneifer.

Wie schön war es, mit André an den Niagarafällen zu sein (selbst ohne Brille) und mit ihm zu reisen! Trotz seiner leichten Kurzsichtigkeit hatte er die Gabe, alles zu sehen, alles zu riechen, alles zu analysieren. Er hatte auch den Blick des Geistes. Das ist selten! Was für eine Reise! Ich war nicht mehr allein! Aber wie sollte ich mich von dieser Unruhe, die in Wellen zurückkehrte, und von diesem leicht erhöhten Fieber heilen? Wie sollte ich mich von den Überresten der Vergangenheit heilen, die mich heimsuchten?

Früher hatte ich mich verhärtet, ich hatte das Gefühl, stark zu sein und alles besiegen zu können. Aber nachdem ich ein glückliches Leben, eine Liebe und einen sicheren Partner geahnt habe, fragte ich mich: „Ist das alles möglich? Ist das wahr?“ Es ist fast schlimmer, Angst davor zu haben, das zu verlieren, was man auf unvorhersehbare, unerwartete und außergewöhnliche Weise erlangt hat, als sich auf den Kampf vorzubereiten, um das zu erobern, was man noch nicht erlangt hat. Früher hatte ich Angst, die Liebe, die wahre Liebe, nicht zu finden. Ich hatte trotz meiner wackeligen Gesundheit so sehr darum gekämpft, mir einen Platz an der Sonne zu sichern, frei zu sein, ich selbst zu sein, dass ich versuchte, mich zu überzeugen, ich sei bereit, allein zu kämpfen, allen Widerständen zum Trotz, auch ohne Liebe.

Und nun war alles anders. Man musste Vertrauen haben. „Gott ist Liebe, Gott verbannt die Angst“, sagte André.

Nach den Niagarafällen ging es nach New York, beide im International House. Gepäck, Papiere, Schiffstickets, Vorbereitungen aller Art und dann endlich die Anlegestelle am Hudson River, „down town“, in der Nähe der Seventh Avenue, wo ich so viel mit italienischen Emigranten gearbeitet hatte.

Wir gingen auf das Schiff; zwei getrennte Kabinen. In meiner Kabine fand ich kleine Abschiedsbriefe und Blumen vor. Die Motoren liefen an.

Schnell, auf das Deck! Denn unten auf dem Kai standen Freunde, Freunde von uns beiden, Kameraden inmitten der Menschenmenge. Man spürte ein Ruckeln. Dann löste sich der Steg und die Gruppe von Freunden, unsere und die von anderen Reisenden, schwenkten die Arme, wedelten mit Taschentüchern ... Dann wurde die Menge undeutlich, dann verblassten auch die Wolkenkratzer, dann die Freiheitsstatue, dann die große Bucht ... Dann war es der Ozean, so weit das Auge reichte, und alles war vorbei ...

Würde ich jemals wieder in die USA kommen? Wohin ging ich? Ich wusste es, aber ich wusste es nur theoretisch, nicht in Wirklichkeit.

Freude und Angst – Emotion, große Gefühle.

Traurigkeit über den Aufbruch, Angst vor der Ankunft.

Frankreich – – –

Bis dahin war Frankreich für mich ein Thema für Studien, Prüfungen und Wettbewerbe gewesen, aber nichts Reales ... Trotzdem, was für eine schöne Reise! Wie viele Hoffnungen, wie viele Gespräche auf dem Schiff! Von Stunde zu Stunde bewegten wir uns gemeinsam auf das zu, was unser Leben zu zweit sein würde: Das Schiff zeigte auf das unbekannte Frankreich ...

Europa ... war es England oder Frankreich, das wir vom Deck des Schiffes aus sahen? Es war noch Nacht und in der Dunkelheit waren kleine, kaum sichtbare, flackernde Lichter zu sehen... Nach und nach unterschieden sich die Küsten: England auf der linken Seite und Frankreich auf der rechten Seite. Vor uns lag ein riesiger schwarzer Korridor, aber in dieser tiefen Schwärze tauchten weitere kleine Lichter auf, die sich bewegten, sich kreuzten und auf verschiedene Punkte zuhielten. Ja, wir befanden uns im Ärmelkanal und unsere Reise näherte sich ihrem Ende ...

André und ich beobachteten den Tanz der Lichter. Dann brach die Morgendämmerung an, beladen mit Herrlichkeit: Es sollte ein schöner Tag werden.

Wir fuhren Richtung Frankreich und als wir weiterfuhren, flogen die Möwen, begleitet von ihren schrillen Schreien, von einem Schiff zum anderen. Die Felsen wurden entlang der Küste immer deutli-

cher und die Häuser zeichneten sich allmählich ab. Auf dem Deck gesellten sich weitere Reisende zu uns. Die Motoren des Transatlantikdampfers wurden lauter, als sie ihre Fahrt abbremsten: Ihr Rhythmus hatte sich geändert. Plötzlich wurden die Häuser enger und höher, die anderen Schiffe wurden größer, näher und zahlreicher, und wir legten an einem Kai im Hafen von Le Havre an.

Mein Herz schlug heftig: Das war Frankreich, meine neue Heimat. Ein neues Leben würde beginnen. Alles würde anders sein, alles würde man lernen müssen. Angst, Hoffnung, verschiedene Gefühle drängten sich in mir. Und meine neue Familie, die Großfamilie Trocmé, wie sollte ich ihr gegenüberreten? Diese Trocmés, die so anders waren als ich, so kompakt, so sehr durch eine gemeinsame Tradition miteinander verbunden, unter der Führung ihres Chefs, des „pater familias“ Paul Trocmé?

Nach dem Trubel der Landung fanden wir uns im Schiffszug wieder, dem Luxuszug, dem „Zug der Amerikaner“. Kinder liefen den Bahnsteig entlang, riefen „penny! penny!“ und streckten ihre Hände aus. Es waren keine Elenden oder Hungernden, sondern fröhliche Menschen, die auf der Suche nach einem Schnäppchen waren. Und warum auch nicht? Die Amerikaner haben doch „so viel Geld ...!“

Dann ging es in den Bahnhof Saint-Lazare, die große dunkle Halle unter ihrem rauchigen Glasdach, wie auch heute noch, dieser Bahnhof, der viel später während unserer Jahre in Versailles zu meinem Bahnhof wurde, dieser Bahnhof, der erneut zu meinem Bahnhof werden sollte, da er Verneuil-sur-Seine / Vernouillet anfährt, wo ich wohne, bei meinem Sohn Jacques.

Vierter Teil

Erster Kontakt mit Frankreich: die Familie Trocmé

Kapitel VII

Saint-Gobain – Die Ankunft in Frankreich

Das Schiff brauchte ungefähr eine Woche, um in Le Havre anzukommen, und als ich an Land ging, fand ich, dass wirklich alle Häuser winzig waren. Alles wirkte so klein, als ich aus New York kam!

Wir nahmen den „boat-train“. Wir kamen in Paris an und dort am Bahnhof stand Aline Trocmé mit Pierre, dem Bruder von André. Ich war sehr gerührt, diese Trocmé mit Pierre zu treffen, vor allem weil Pierre einen sehr ernsten Gesichtsausdruck hatte und nicht viel sprach. Wir nahmen ein Taxi, wir fuhren durch die Stadt; wir kamen an Notre-Dame vorbei, die mir ebenfalls wie ein winziges Ding vorkam! Nein, so klein! Ich war an Wolkenkratzer gewöhnt, versteht ihr, und ich verstand nicht mehr, wie Notre-Dame eine große Kathedrale sein konnte. So kamen wir bei den Francis' an. Dort fand ich eine noch kleinere Wohnung, ein noch kleineres Haus, ein noch kleineres Esszimmer, einen noch größeren Trocmé, einen Trocmé, der noch strenger war als Pierre, einen Trocmé, der noch spöttischer war, und das erste, was Francis zu mir sagte, war: „Sie sind nicht so hässlich wie auf Ihrem Foto!“ André hatte mich gewarnt, dass Francis ein bisschen speziell sei, dass er Dinge sage, die die Leute dazu brächten, Angst vor ihm zu haben; ich hatte überhaupt keine Angst vor ihm, und ich sagte: „Oh! Danke, ich bin sehr zufrieden, das ist ein Kompliment.“ Tatsächlich war mein Foto ziemlich hübsch, ich sah also noch besser aus als auf meinem Foto. Ich betrachtete das als echtes Kompliment.

Am Nachmittag gingen Aline und ich ein Kleid kaufen. Meine Kleider waren alle schmutzig, weil ich auf dem Schiff aus Sparsamkeit meine Sachen nicht zum Waschen gegeben hatte. Wir kauften

ein Kleid und André hatte gesagt: „Passt auf, ihr müsst ein Kleid kaufen, das seriös genug ist, um einen guten Eindruck auf Papa zu machen.“ Da ich nur sehr wenig Geld hatte, kaufte ich ein ziemlich billiges Kleid aus einem dunkelroten, sogar granatroten Stoff mit langen Ärmeln.¹⁹⁵ Als ich in Saint-Quentin ankam, sagte mein zukünftiger Schwiegervater, der mit seinem Delage¹⁹⁶ am Bahnhof stand, sofort zu mir: „Ah, das ist gut, du trägst lange Ärmel, und du hast lange Haare!“

Es ist Abend, und so sind wir in St-Gobain¹⁹⁷ im großen Speisesaal angekommen. Da wir ziemlich spät ankamen und die Mahlzeiten immer pünktlich waren, kam es nicht in Frage, eine Mahlzeit zu verzögern, weil eine Braut aus Amerika ankam! Alle hatten schon gegessen. Es waren zwei Plätze am großen Esszimmertisch gedeckt, und rundherum standen jede Menge Trocmé, große und kleine, junge und alte, die alle auf Stühlen entlang der ganzen Wand saßen. Ihr könnt euch das Bild vorstellen! Es war etwas Beängstigendes für mich. Aber ich versuchte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; man schaute mich an und ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Angeblich, so erzählt man mir jetzt, habe ich bei meiner Ankunft gesagt: „André, ich weiß nicht, was ich sagen soll.“ Und jetzt, wo man weiß, dass ich viel rede, sind alle überrascht und amüsiert, dass ich in diesem Moment nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, vor allem, als ich riesige Artischocken kommen sah! In Italien isst man die Artischocken ganz jung, und man isst fast alles in der Artischocke. Hier war es ein Koloss, der sich auf dem Teller präsentierte, und ich wusste nicht, was ich damit machen sollte! Ich schaute André an und sah, dass er die Blätter mit den Fingern nahm und sie in eine Art Würze tauchte, also beschloss ich, es ihm gleich zu tun; aber ich war ziemlich schockiert, dass man so mit den Fingern essen musste. Als ich das Herz der Artischocke erreichte, gab es dort eine Art Wald, einen Urwald aus Haaren, die ich in Italien noch nie gesehen hatte. Ich schaute zu André und sah, dass er die Haare entfernte, zum Glück. Man durfte die Haare nicht essen

¹⁹⁵ Magdas Bemerkung im August 1992: „Als ich es gewaschen habe, ist es so klein geworden!“ (Handgeste, die eine mädchenhafte Kleidergröße zeigt).

¹⁹⁶ Französischer Autohersteller.

¹⁹⁷ Auf dem Landsitz der Familie Trocmé.

und ich ließ sie auf dem Teller liegen. Das war das Gemüse; dann kam noch etwas anderes, ich weiß nicht mehr, was.

Nach dem Essen gingen wir in den kleinen Salon, d. h. in den kleinen Teil des großen Salons. Ein großes Fenster gab den Blick auf das Tal frei. Es war dunkel, es war Nacht. Was habe ich dort gesehen? Ich sah nur Schwarz, eine schwarze Fläche und jede Menge kleiner, nicht sehr heller Lichter, und wieder wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Da ich am Abend zuvor im Ärmelkanal eine Menge kleiner Lichtspitzen gesehen hatte (die Lichter der Schiffe, die sich kreuzten, die hin und her fuhren), sagte ich: „Oh! Das sieht aus wie das Meer.“ Stille ... Danach schwieg ich und dachte, dass ich vielleicht eine große Dummheit gesagt hatte. Tatsächlich war das Meer in Saint-Quentin nicht ganz das, was es war. Ich weiß nicht, was die Trocmés dachten, aber sie konnten es nicht verstehen; sie waren in der Nacht zuvor nicht im Ärmelkanal gewesen, und für mich sah die Ebene von Saint-Quentin sehr nach Meer aus, bei Nacht.

Es war eine seltsame Zeit vor der Hochzeit. Erstens hatten wir große, große Schwierigkeiten, denn um zu heiraten, brauchte man einen Haufen Papiere. So schnell es in Amerika unter einem Baum gegangen wäre, so dramatisch war es in Frankreich. Man musste dreißig Tage warten, bis man ein Papier und eine Erlaubnis vom italienischen Konsulat bekam. Man musste nach Italien schreiben und alle Dokumente von befugten Übersetzern übersetzt bekommen; es war eine nicht enden wollende Komödie. Und da stand ich nun, eingeladen von meinem Schwiegervater ... Das war eine ziemlich unangenehme Situation. Er war charmant, aber für mich, die ich keine Familie hatte, war es ziemlich heikel, dort zu sein und auf die Hochzeit zu warten, die nicht stattfinden konnte, weil man ohne Papiere nicht über das Datum entscheiden konnte. Es gab dort Jeanne und Marie, die Köchin und das Zimmermädchen, die ein bisschen wie gute ‚Paten‘ waren und auf uns „aufpassen“ wollten. Um ein bisschen allein zu sein, gingen wir ganz oben im Garten auf eine Bank. Wir nannten sie die „Mondscheinkussbank“, auf der wir uns ein wenig küssen und ein wenig miteinander reden konnten, denn den Rest des Tages waren immer viele Leute um uns herum. Ich selbst dachte, dass ich nicht ganz in diese Familie passte, dass ich nicht ganz in dieses Leben passte. Ich fing wieder an, André zu sagen, dass es vielleicht besser wäre, wenn ich wegginge, dass ich vielleicht

nach Ambroise Paré ginge, um eine Ausbildung zur Krankenschwester zu machen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und es war keine sehr angenehme Verlobungszeit. Ich wünsche niemandem eine solche Zeit, aber das macht nichts. Trotzdem war es interessant.

Zur gleichen Zeit starb meine liebe, liebe Freundin Luba¹⁹⁸; man hatte mir ein Telegramm aus Florenz geschickt, um mir das mitzuteilen. Ich war sehr traurig, dass ich sie nicht mehr sehen konnte. Das war eine ziemlich schwierige Zeit für mich. Aber schließlich konnten wir nach Reims zum Konsulat fahren, um die Sache zu beschleunigen. Und auch dort hatten wir im Auto, das uns dorthin brachte, und im Zug auf dem Rückweg komische Diskussionen. Ab und zu gab es auf dem Boden große weißliche Flecken. André sagte zu mir: „Siehst du, hier gab es während des Krieges riesige Granatenlöcher, die Erde musste ausgetauscht werden, und das macht diese großen weißen Flecken.“ Ich wollte das nicht glauben. Wir diskutierten darüber, dass ich glaubte, dass er meinen Kopf mit dem Ersten Weltkrieg ‚vollstopfte‘, und er glaubte, dass ich seinen Kopf mit meinen Schwiegermuttergeschichten ‚vollstopfte‘ ... Wir hatten auch theologische Diskussionen, aber trotzdem liebten wir uns sehr. Wir hofften, eines schönen Tages wirklich verheiratet zu sein, wirklich zusammen zu sein, zusammen wegfahren zu können, nicht ständig eine große Entourage von Familienmitgliedern, Dienstmädchen oder anderen Personen zu haben, die unseren Gesprächen beiwohnen, und vor allem nicht ständig die Zielscheibe von Kritik oder Komplimenten zu sein. Schließlich kamen die Papiere! Wir beschlossen, dass die Hochzeit in Saint-Quentin stattfinden sollte, am 10. November 1926 auf dem Standesamt und am 12. in der reformierten Kirche, weil die Kirche am 11. November von der großen Waffenstillstandsfeier in Beschlag genommen werden würde. Es würde also einen Tag Pause zwischen der standesamtlichen und der kirchlichen Trauung geben.

[...]

¹⁹⁸ Siehe die Geschichte der Luba (Cheliuskin) Albini in Kapitel I.

Wir verließen Saint-Gobain und fuhren nach Saint-Quentin, wo Paul Trocmé ein sehr großes, bürgerliches Haus an den Champs-Élysées hatte.¹⁹⁹ Die Champs-Élysées waren eine Ebene mit Bäumen, eine Ebene, die Papa in seiner Autobiografie so gut beschrieben hat: Es ist nicht nötig, dass ich sie Euch noch einmal beschreibe. Dieses große Haus hatte einen sehr bedeutenden Eingang, der auf eine ziemlich monumentale Treppe führte. Unten, gleich rechts neben dem Eingang, befand sich der kleine Salon der Dienstmädchen, der sehr schön eingerichtet war; es war Andrés Mutter, die zweite Frau von Paul Trocmé, die entschieden hatte, dass die Dienstmädchen ihren eigenen kleinen Salon haben sollten. Hinter einer großen Küche öffnete sich die Speisekammer. Dann befand sich links, gleich nach dem Eintreten, der Studienraum. Hier gingen die Trocmé-Jungen und Trocmé-Mädchen zur Schule, und auch die Enkelkinder, denn Eugènes Kinder besuchten das Gymnasium in Saint-Quentin, als ihre Eltern in Origny wohnten; sie waren also Internatsschüler und benutzten dieselben Schreibtische wie ihr Vater. Danach gab es den kleinen Salon, in dem Großpapa fast den ganzen Tag in seinem Sessel, einem sehr guten großen Sessel, saß. Die Familie versammelte sich dort; man trank Tee und Kaffee; die Kinder waren nur auf Einladung zugelassen. Der kleine Salon ging auf den großen Salon hinaus, in dem das Klavier stand. Es war ein Prunksalon, in den man nicht oft ging, weil er zu groß war. Er führte durch eine große Fenstertür in den Garten. Neben diesem Salon befand sich das große Esszimmer. Auch dieses führte durch eine Glastür in den Garten. In einem kleinen angrenzenden Raum wurden das Silberbesteck und die Teller aufbewahrt; Marie, die Haushälterin, stellte dort alle Gerichte ab, die sie servieren wollte und die aus der Küche kamen, in der Jeanne kochte. Alle diese Räume gingen auf den Flur hinaus, der sich auf der einen Seite zur Champs-Élysées und auf der anderen Seite zum Garten hin öffnete. André hat in seinen Erinnerungen den Garten beschrieben, daher beschreibe ich ihn Euch nicht.

Dann, im oberen Stockwerk, gab es Schlafzimmer, ein Badezimmer; noch weiter oben gab es weitere Schlafzimmer, insgesamt elf Schlafzimmer, sodass die ganze Familie Trocmé zusammenkommen konnte und Paul Trocmé es ermöglicht hatte, seine zahlreiche Fami-

¹⁹⁹ Der Boulevard Gambetta.

lie großzuziehen. Er hatte neun Kinder von seiner ersten Frau und zwei von seiner zweiten Frau.

Wir kamen also in Saint-Quentin an. Es war weit entfernt von den Beschreibungen, die André mir über seinen Vater gegeben hatte, der eine Fabrik für „faux-filets“²⁰⁰ hatte. Ich hatte gedacht, dass es sich um eine wirklich kleine Fabrik handelte, obwohl es eine Fabrik von beachtlicher Größe war. Paul Trocmé war eine sehr wichtige Persönlichkeit in seiner Stadt gewesen; André hat ihn in seinen Erinnerungen ausführlich beschrieben. Paul Trocmé war ein sehr ernster und strenger Mann mit einem kleinen weißen Bart, stechenden Augen, sehr intelligent. Im Gymnasium hatte er sich vor allem in den Naturwissenschaften hervorgetan. Er liebte es, zu befehlen und seine Kinder mussten ein wenig aufs Wort gehorchen ... Nur André hatte gewisse Freiheiten, vielleicht weil er der Jüngste war und weil er vielleicht der am wenigsten „stiff“²⁰¹, der am wenigsten traditionelle in der Familie war, vielleicht „lateinischer“ vom Temperament her als die anderen [war]. Manchmal sprach er mit seinem Vater mit einer gewissen Freiheit. Als Kind ging er manchmal in die Speisekammer: Dort gab es eine Schachtel mit Keksen, kleinen Butterkekse²⁰², die er sehr mochte. Wenn er einen davon nahm, schrieb er auf einen kleinen Zettel: „Das sind die Ratten.“ Man wusste dann, dass er es war; er hatte trotzdem die Erlaubnis, ein wenig Träumer zu sein.

André hatte auch die Erlaubnis bekommen, Magda Trocmé, die zweite ausländische Schwiegertochter, zu heiraten, was etwas Außergewöhnliches war. Die erste, Rose, Francis' Frau, war Jüdin und Russin; sie hatte es vielleicht schwerer gehabt als ich. Ich wurde in der Familie problemlos aufgenommen. Großpapa (wenn ich Großpapa sage, meine ich Paul Trocmé), also Paul Trocmé, hatte mich sofort sehr lieb. Wir verstanden uns gut, aber wir diskutierten viel. Ich bot ihm die Stirn, ich wollte kein kleines Schoßhündchen sein, das zu allem Ja und Amen sagt, nur um die Ehre zu haben, in diese wunderbare Familie Trocmé aufgenommen zu werden. Ich hatte

²⁰⁰ Filet = handgefertigte Spitze in Florenz. Also war die auf mechanischen Webstühlen hergestellte Spitze „falsches Filet“.

²⁰¹ Konformistisch, steif.

²⁰² André liebte schon immer kleine Butterkekse, die er sein ganzes Leben lang mit einer Tasse Tee zum Nachmittagstee genossen hatte.

eine Familie, die mich nicht aufnahm, aber es war immerhin eine sehr salonfähige Familie. Ich hatte immerhin Erbanlagen, die mir sehr interessant erschienen, und ich wollte nicht den kleinen Schoßhund spielen, wenn ich andere Ideen hatte. Also bot ich die Stirn. Dann verzweifelte Jeanne und Marie, die Hausmädchen:

„Madame, Sie werden ihn töten, Monsieur André, Sie werden ihn eines Tages töten!“

„Aber nein, ich werde ihn nicht töten, er ist sehr zäh, ich werde ihn nicht töten!“

Und als Folge davon bekam ich Respekt von meinem Schwiegervater. Es war seltsam: Er respektierte mich, weil ich diskutierte. Meine Schwägerinnen schienen konzilianter zu sein, auch wenn sie andere Ideen hatten, wenn sie nicht einverstanden waren. Vielleicht trauten sie sich nicht, sie zu sagen? Ich persönlich sagte Papa alles, was mir durch den Kopf ging. Er kritisierte mich, weil er sagte, ich sei „zu italienisch“, weil ich sagte, dass es in Italien natürlich sehr schön sei: Es gab dies, es gab das usw. ... Das ärgerte ihn, und er erklärte, dass ich von nun an Französin werden würde, ich also französisch sein müsse ... Eines Tages kam im Gespräch die Rede auf Marie²⁰³, die Tochter von Maurice, Andrés älterem Bruder. Marie hatte einen Schweizer geheiratet, der wohl überlegt sprach, einen Schweizer aus Biel, einen Schweizer, der natürlich einen Schweizer Akzent hatte. Und wenn man über Marie sprach, kritisierte man sie, weil man sagte: „Oh Marie, sie ist so „verschweizert“, sie spricht sogar mit dem Schweizer Akzent!“ Da bin ich hochgesprungen: „Wie, Papa, du²⁰⁴ erwischst mich, weil ich zu italienisch bin, und du kritisierst Marie, weil sie, weil sie einen Schweizer geheiratet hat, zu schweizerisch geworden ist? Aber, man muss doch wissen, auf welchem Fuß man tanzen soll!“ Er antwortete: „Ach, du, du willst immer Recht haben.“ Und dann hat er einfach das Thema gewechselt. Aber ich glaube natürlich, dass ich an diesem Tag in jedem Fall Recht hatte. Wir mochten uns sehr, und wir stritten uns auch ein bisschen. Er war sehr nett zu mir, er wusste, dass ich keine Familie hatte, er wusste, dass ich nicht bei mir zuhause heiraten konnte. Also

²⁰³ Ehefrau von Fred Dubois. Ich hatte die große Freude, ihre Tochter Jacqueline Villars Dubois in Boston kennenzulernen, ebenso wie ihre Familie.

²⁰⁴ Ich duzte meinen Schwiegervater.

sagte er zu mir: „Weißt du, du bist jetzt meine Tochter, du bist die Braut, du wirst die Frau von André sein; André ist der Junge, der Pfarrer geworden ist, der Pfarrer, den ich mir so sehr gewünscht habe. Als er am Ostertag geboren wurde, haben seine Mutter und ich zu Gott gebetet und gesagt, dass wir es so gerne hätten, dass er Pfarrer wird, aber wir haben ihm nie davon erzählt. Und als er mit sechzehn Jahren zu mir kam und sagte, dass er Pfarrer werden wolle, fand ich, dass wir überglücklich waren, dass das, was wir uns für ihn gewünscht hatten, realisiert war. Und du, du wirst seine Frau sein, und ich liebe dich sehr; aber sei trotzdem vorsichtig mit deiner vorschnellen Begeisterung, denn ihr seid beide vorschnell begeistert. Zwei vorschnell begeisterte Menschen zusammen, weißt du, das ist gefährlich. Auf jeden Fall gebe ich Euch einen Rat: Wann immer ihr eine Diskussion hattet, wann immer ihr einen Ärger, ein kleines Missverständnis zwischen euch hattet, lasst niemals die Sonne über einem Missverständnis untergehen. Man muss sofort Frieden schließen, bevor die Sonne untergeht. Das steht sogar in der Bibel.“ Das haben wir immer getan, aber da André und ich sehr impulsiv waren, warteten wir nicht, bis die Sonne unterging, um uns wieder zu vertragen, denn fünf Minuten später, zehn Minuten später oder allenfalls eine halbe Stunde später waren alle unsere großen Kriege vorbei. Einmal haben wir am Abend gestritten, also war der Sonnenuntergang bereits eingetreten, aber wir waren noch nicht eingeschlafen. Als wir ins Bett gingen, dachte ich, dass ich noch ein paar Minuten so liegen bleiben würde, ohne etwas zu sagen, und dass wir gleich danach Frieden schließen würden. Und es machte mir großen Spaß, ein paar Minuten zu warten. Aber leider war ich so müde, dass ich eingeschlafen bin! Am nächsten Morgen sagte ich zu André: „Was für ein Unglück, ich bin eingeschlafen, ich wollte dir sagen, dass es nicht wichtig ist usw. ... und Frieden schließen, bevor wir einschlafen!“ An diesem Abend war dies das einzige Mal, dass ich über einem kleinen Missverständnis eingeschlafen war.

Kehren wir zur Ankunft in Saint-Quentin zurück.

Kapitel VIII

Hochzeit und Flitterwochen in der Schweiz und in Italien – Saint-Quentin

Ich war sehr überrascht, dieses schöne Haus zu sehen, nachdem ich das schöne Anwesen in Saint-Gobain gesehen hatte, und trotzdem mussten wir uns auf diese Hochzeit vorbereiten. Das Kleid, das ich mit Aline in Paris ausgesucht hatte, war also da. Wir nahmen hier und da ein paar Änderungen vor; ich bekam, wie üblich, eine heftige Erkältung und nieste ständig, ich hustete. Meine leicht erhöhte Temperatur hatte sich verschlechtert; wir riefen den Arzt und es war ein bisschen dramatisch. Ich musste trotzdem heiraten, weil alles schon festgelegt worden war, die Termine beschlossen. Wir sollten am 10. November auf dem Standesamt heiraten. Wir konnten am 11. nicht in der reformierten Kirche heiraten, weil die Kirche besetzt war und es der Jahrestag des Waffenstillstands des Ersten Weltkriegs war. In der reformierten Kirche wurde also alles für den 12. November arrangiert. Es gab große Diskussionen. André wollte, dass ein Freund von ihm, Pfarrer Fabre, der in Sin-le-Noble war, die Trauung durchführt. Papa fand es freundlicher, den Pfarrer von Saint-Quentin, Monsieur Lacheret, zu fragen. Ich war begeistert, dass es nicht Monsieur Lacheret war, denn als wir mit André über die Pfarrer in Frankreich gesprochen hatten, hatte ich ihm gesagt, dass ich ein wenig Angst vor den offiziellen Pfarrern hatte, den Pfarrern, die auf eine bestimmte Weise sprechen, die auf eine bestimmte Weise grüßen. André hatte mir gesagt: „Aber nein, aber nein, du wirst sehen, meine Freunde sind ganz anders!“

Als ich in Saint-Quentin ankam, war es kein Freund von André, sondern Herr Lacheret, der mir die Hand schüttelte, als wäre er ein Priester: Er hatte die etwas salbungsvolle Haltung mancher alter Pfarrer. Ich war entsetzt. Ich war also sehr froh, dass es Emile Fabre war, der der Hochzeit vorstand. Die Komplikationen gingen weiter, weil ich durch meine Heirat am 10. im Rathaus automatisch Französin wurde; der 11. November war Feiertag, also waren alle Ämter geschlossen. Ich sollte am 12. abends, nach der kirchlichen Trauung, mit André auf Hochzeitsreise gehen. Nun brauchte ich aber einen

Pass, um nach Italien zu reisen, da ich nicht mehr Italienerin, sondern Französin war!²⁰⁵ Um diesen Pass zu bekommen, mussten die Ämter geöffnet sein. Das war eine unglaubliche Geschichte, fast so kompliziert wie die Papiere zu bekommen, die aus Italien kommen und übersetzt werden mussten. Also machte Papa²⁰⁶ eine Spende, eine Spende für die Polizei. Er spendete für die Waisenkinder der Polizei. Und diese war sehr dankbar, hat sich abgerackert²⁰⁷ und stellte diesen Pass in größter Geschwindigkeit aus; ich bekam das Papier, auf dem stand, dass ich wirklich verheiratet war und dass ich wirklich Französin war. Danach amüsierte sich Paul Trocmé und sagte zu mir: „Nun, Magda, du kostest mich viel Geld, du bist ein schönes Mädchen, das mich viel Geld kostet: Jedes Jahr schickt man mir jetzt eine Beschwerde, damit ich den Waisenkindern der Polizei eine Spende gebe!“ Er lachte und freute sich sehr, dass er den Polizeiwaisen helfen konnte.

Mein Vater musste zur Hochzeit kommen, da ich nicht nach Florenz reisen konnte, um dort zu heiraten. Es war zumindest notwendig, dass mein Vater sich „bei uns“ vorstellte, d. h. am Boulevard Gambetta in Saint-Quentin. Erst danach erfuhr ich seine Geschichte. Mein Vater kam müde und mit Kopfschmerzen an, weil er, wie immer bei großen Ereignissen, seien es glückliche oder unglückliche, furchtbare Migräneanfälle hatte. Er erzählte mir, dass die Geschichte seiner Abreise schrecklich gewesen war. Er war dicker geworden, sein Festtagsanzug war zu eng und man hatte extra für diese Hochzeit einen Anzug anfertigen müssen. Marguerite war wütend, weil das eine große Ausgabe war, und sie war auch wütend, weil er zu meiner Hochzeit kommen würde. Schließlich war sie wütend, weil diese Hochzeit, die sie zu Hause nicht gewünscht hatte, anderswo mit großem Pomp stattfand; sie sah, dass ich im Grunde geliebt und geachtet wurde und dass sich die Dinge auch ohne sie sehr gut einrichteten. Auf jeden Fall war es ein sehr seltsames Ereignis. Es heißt,

²⁰⁵ Art. 12, Gesetz von 1889: „die Ausländerin, die einen Franzosen geheiratet hat, folgt den rechtlichen Konditionen des Ehemanns.“ Mit dem Gesetz vom 10. August 1927 – nach der Heirat der Trocmés – ist die Zustimmung der Frau – theoretisch – notwendig.

²⁰⁶ Mein neuer Papa, Paul Trocmé.

²⁰⁷ Denkt daran, dass dieser Text auf Kassetten erzählt wurde, daher all die umgangssprachlichen Ausdrücke!

dass sie entsetzliche Wutausbrüche hatte. Die Herren reisten damals mit einem Toilettenset mit Flaschen, in deren silberne Verschlüsse die Initialen des Besitzers eingraviert waren, mit Kämmen, Bürsten, Scheren und vielem anderen Zeug, und das alles war sehr schwer. Am Tag bevor Papa²⁰⁸ zu meiner Hochzeit abgereist war, hatte sie diese Sachen genommen und auf den Boden geworfen. Sie hatte Papas Zylinderhut genommen und ihn ebenfalls auf den Boden geworfen. Sie hatte laut geschrien. Es war Abend und sie war im Nachthemd: Sie hatte einen Mantel über ihr Nachthemd gezogen und war einfach so auf die Straße gerannt. Papa war katastrophal erschrocken und war ihr nachgelaufen. Er wusste nicht, wo sie war. Das Haus war nicht weit von Azelios Garten entfernt, aber sie war nicht dorthin. Papa war auf den Viale abgebogen, der zum protestantischen Friedhof führt, und dort hatte er Marguerite gefunden.²⁰⁹ Der Polizei war bereits aufgefallen, dass neben dem Friedhof eine Dame in Nachthemd und Mantel saß. Also hatte Papa Marguerite am Arm genommen und sie in ihr Bett nach Hause gebracht. Das ganze Drama war durch Papas Abreise verursacht worden, der aber trotzdem zu unserer Hochzeit in Frankreich gekommen war. Dieses Drama war nicht das erste, das sich wegen mir abgespielt hatte, ein Drama, das auf Marguerites Eifersucht zurückgeht.

Mein Vater kam also in Saint-Quentin an. Er trug trotzdem einen Anzug, der ihm passte. Er hatte trotzdem diesen Zylinderhut, der nicht zu sehr ramponiert war, er hatte trotzdem seine Toilettenartikel²¹⁰, und alle waren überrascht, dass er so schön Französisch sprach und dass er ganz normal in die Familie eintrat, dass er kein Italiener mit einer Pistole in der Hand war.

²⁰⁸ Mein Vater, Oscar Grilli di Cortona.

²⁰⁹ Auf der Seite der Ringstraßen im Nordosten der Stadt: Es handelt sich um die Piazza d'Azeglio, einen großen rechteckigen Platz mit Bäumen, der von Palästen und vornehmen Gebäuden gesäumt wird, und den Cimitero degli Inglesi, wie er genannt wurde, der oval auf dem Piazzale Donatello in der Mitte der großen Ringstraßen angelegt wurde, die durch den „Poggi-Plan“ auf den alten Festungsmauern von Florenz möglich wurden. Dieser kleine Bereich diente bis 1877 tatsächlich als Begräbnisstätte für in Florenz verstorbene Protestanten. Danach war der reservierte Ort ein Teil des Cimitero degli Allori, der weit im Süden der Stadt liegt (Anm. d. franz. Editoren).

²¹⁰ Mit Monogramm, aus Silber.

Die Hochzeit fand in der Kirche statt. Papa²¹¹ hatte das Hochzeitsessen in einem sehr guten Restaurant bestellt, das alle Speisen zum Boulevard Gambetta bringen und sogar Bedienstete schicken sollte, um am Tisch zu servieren. Jeanne und Marie mussten nur den Tisch decken. Es gab einen großen Tisch im großen Salon und einen speziellen Tisch für Kinder und Jugendliche, der sich im Esszimmer befand. Wir waren sehr zahlreich. Es hatte große Schwierigkeiten mit den Einladungen gegeben, weil André jede Menge seiner Pfarrersfreunde und Kommilitonen aus der Fakultät einladen wollte, und Papa²¹² wollte das nicht, er sagte, es würde zu voll werden, alle Tische seien schon besetzt, es gäbe sehr wichtige offizielle Personen und sehr wichtige Leute aus Saint-Quentin, die man einladen müsse. Und dann waren da noch Tante Pauline²¹³ und alle Brüder und Schwägerinnen von André. Das war ganz normal. Er konnte also nicht alle diese Pfarrer einladen. Er konnte nur den Pfarrer einladen, der die Hochzeitspredigt halten würde. André war wütend. Eines Tages hatte er alle Einladungen in der Hand, er war im ersten Stock und ich war unten. Plötzlich hörte ich laute Schreie, André wurde wütend, dann wurde auch Papa wütend, und plötzlich fiel ein Regen von Einladungen wie aus heiterem Himmel, schwebte in der Luft und fiel vom ersten Stock bis ins Erdgeschoss, wo ich mich befand! Es war André, der alle Einladungen in die Luft warf, weil er sagte, dass er niemanden einladen wolle, wenn er seine Freunde nicht einladen könne. Dann beruhigten sich alle wie üblich, die Einladungen wurden so verschickt, wie Andrés Vater es wollte, und die Hochzeit fand statt.

Es war eine seltsame Hochzeit. Erstens war ich sehr erkältet, sogar ein bisschen krank. Man hatte mir Saugglocken zum Schröpfen aufgesetzt, weil der Arzt aus Saint-Quentin gekommen war, Dr. Lenoir; er hatte seinen großen Kopf auf meine Brust gelegt und gesagt, ich hätte Bronchitis und müsste behandelt werden; er hatte mir die Saugglocken aufsetzen lassen. Ich hatte noch nie so etwas gehabt: In Italien gab es ein altes System, die Umschläge. Ich hatte also viele runde Male auf der Brust und auf dem Rücken, Male, die blau,

²¹¹ Trocmé.

²¹² Trocmé.

²¹³ Schwester von Paul Trocmé.

schwarz oder grün waren. Ich war nicht in sehr großer Eleganz, um zu heiraten! Man gab mir auch heiße Getränke, und das war auch sehr komisch. In Italien trank man eiskalte Getränke, wenn man Halsschmerzen hatte! Ich merkte, dass die Gewohnheiten anders waren. So habe ich mich in der evangelischen Kirche präsentiert. Eine Weile vor der Zeremonie bekam André Angst, weil ich sehr leicht gekleidet war; er rannte in die Stadt, um einen Schal zu kaufen, einen großen weißen Schal, in den er mich einwickeln konnte. Und dann gab es noch weitere Komplikationen: Alle meine zukünftigen Schwägerinnen rissen mir Haare aus, weil sie den Schleier nicht an meinem Dutt befestigen konnten, der zu groß war. Es fiel auch auf, dass André keine Blumen gekauft hatte, weil es heißt, dass bei gehobenen Hochzeiten der Bräutigam der Braut einen Blumenstrauß überreichen muss. Also musste André wieder in die Stadt eilen, um einen Blumenstrauß zu kaufen. Ich hatte also mein weißes Kleid angezogen und weiße Schuhe, die zu groß waren, weil ich immer, um keine schmerzenden Füße zu bekommen, Schuhe zu kaufen pflegte, die zu groß waren. Und so kamen wir in die Kirche.

In der Kirche war es gut. Die Kirche war voll, der Pfarrer hielt eine sehr bewegende Predigt. Dann war da noch Yvonne, Andrés Nichte (Tochter seiner Schwester Louise), älter als ich,²¹⁴ die eine sehr schöne Stimme hatte und von der Empore aus sang; als die Zeremonie dann zu Ende war, dachten André und ich, dass es nun vorbei war! Wir verließen die Kirche und setzten uns in das erste Auto, das wir vor der Tür der Kirche sahen. Es war ein Taxi. Wir mussten doch ein luxuriöses Auto haben! Zuerst suchte man uns, um uns in das Hochzeitsregister einzutragen! Dann mussten wir Hände schütteln: Die ganze Familie, alle Gäste warteten auf uns, um in die Sakristei zu marschieren. Erbarmen! Wir hatten gedacht, es sei vorbei! Also gingen wir wieder in die Kirche. Ich verlor einen Schuh, weil er zu groß war: Ich musste ihn aufheben, dann in die Sakristei gehen und das Buch unterschreiben; ich musste viele Leute küssen oder ihnen die Hand schütteln. Schließlich stiegen wir in das Auto,

²¹⁴ Als ich heiratete, wurde ich plötzlich Tante einer Person, die älter war als ich. Und weil Marie, die „Schweizerin“, bereits ein Kind hatte, wurde ich gleichzeitig Großtante.

das wirklich für uns reserviert war, und fuhren zum Essen nach Hause.

Am Tisch gab es ein sehr gutes Abendessen, sehr elegant: Wir hatten viele Bedienstete. Ich hatte fast ständig einen hinter meinem Rücken, und das Essen war ausgezeichnet, aber ich hatte keinen Hunger wegen der Aufregung und der Idee der Abreise. Es wurden Reden gehalten und auch Papa²¹⁵ hielt eine kleine Rede auf Französisch: Trotz all der Ereignisse in Florenz hatte er immer noch die Kraft, das zu tun. Der Tag für ihn endete mit einer schrecklichen Migräne. Er ging ins Bett. Danach machten wir Fotos, und im Garten drehte Francis einen Film von unserer Hochzeit.²¹⁶ Die Kinder waren im Esszimmer sehr glücklich, weil sie von den großen Leuten befreit waren und essen konnten, wie sie wollten, und plaudern, wie sie wollten. Jeanne und Marie hatten sich chic gemacht und waren sehr froh, dass sie kein Abendessen machen und nicht am Tisch servieren mussten. Wir bekamen Besuch von Monsieur Poète, dem ehemaligen Direktor der Grundschule, den André als Trauzeugen ausgewählt hatte, weil er sein Privatlehrer gewesen war. André war nie in der Grundschule gewesen: Damals gingen die Kinder der Bourgeoisie nicht in die Grundschule. Es war der Schulleiter, der André Privatunterricht gab. Diese Privatstunden funktionierten gut, denn mit zehn Jahren kam André in die sechste Klasse und lernte sehr gut. Herr Poète war also ein guter Lehrer und ein guter Freund. Er fühlte sich sehr geschmeichelt, dass er unser Trauzeuge sein durfte.

All diese Ereignisse spielten sich ziemlich schnell ab, und im passenden Moment gingen wir zum Bahnhof, weil unser Zug abfahren sollte. Im Zug lasen wir eine Vielzahl von Briefen und Telegrammen. Wir hatten Telegramme, die auch während des Essens gelesen worden waren, aber wir hatten nicht alles gelesen, weil es so viele waren. Die deutsche Familie hatte Telegramme mit einer Vielzahl von Versangaben geschickt; es ist eine Familie mit vielen Pfarrern, also hatte jeder einen Vers aus der Bibel auswählen wollen. Das alles

²¹⁵ Grilli.

²¹⁶ Jacques, mein Sohn, hat eine Kopie dieses sehr kurzen Films „Pathé bébé“.

war sehr bewegend und so kamen wir in Paris an. Wir gingen zum Gare de l'Est, weil wir in die Schweiz und dann nach Florenz fahren wollten. André war noch nie in Italien gewesen. Am Bahnhof sagte ich zu André: „Oh, ich habe genug gegessen bei dem Essen, das wir hatten. Wir müssen nicht in ein Restaurant gehen, wir machen ein Picknick.“ Er war nie ein Freund von Picknicks, aber an diesem Tag tat er, was ich mir wünschte. Wir kauften Brötchen und setzten uns, wie ich es empfohlen hatte, auf die Stufen einer Treppe am Bahnhof. Er fand, dass es ein wenig seltsam war. Ich weiß nicht, wer aus der Familie oder dem Freundeskreis uns in dieser Situation gesehen hat. Sie fanden es sehr lustig. Wir aßen unseren Sandwich und ich aß es mit großem Appetit, weil ich beim großen Essen vor lauter Aufregung kaum etwas gegessen hatte ...!

Wir stiegen in den Zug. André hatte ein Abteil der ersten Klasse genommen, damit wir uns ausstrecken konnten. Erinnert ihr euch, dass er Geld für eine Weltreise beiseitegelegt hatte? Deshalb konnten wir eine ziemlich lange Hochzeitsreise machen, fast einen Monat lang, zum großen Ärger von Herrn Perret, der in Maubeuge auf uns wartete (er war der erste Pfarrer von Maubeuge). Wir schliefen gut; wir lagen auf den Bänken und waren trotzdem ziemlich gerührt. Am Morgen wachten wir in der Schweiz auf, kurz vor Spitz. Es gab einen schönen See, den Thuner See, und ich sagte zu André: „Weißt du, die Schweiz ist etwas sehr Schönes; die Seen sind herrlich, ich kenne sie. Was wäre, wenn wir die Reise unterbrechen würden, anstatt sofort nach Venedig zu fahren? Was ist, wenn wir hier anhalten, damit du die Jungfrau sehen kannst?“ André war sehr überrascht, denn er war solche plötzlichen Entscheidungen nicht gewohnt, aber er war durchaus dazu bereit. Schnell stopften wir alles, was herumlag, in die Koffer und am nächsten Bahnhof, in Interlaken, stiegen wir aus. Wir nahmen einen kleinen Zug nach Lauterbrunnen und dann einen anderen kleinen Zug, der bergauf fuhr, bergauf im Zickzack, und bis ganz nach oben, zur Jungfrau. Aber es war schon sehr kalt und ich hatte gerade die Grippe überstanden ... Wir hatten ein Budget gemacht und konnten keine verrückten Summen ausgeben. Also fuhren wir nach Wengen. Wengen liegt auf einer Terrasse zwischen dem unteren Teil des Tals und dem hohen Anstieg, der zur Jungfrau führt. Und dort blieben wir drei Tage lang. Wunderschön! Herrliches Wetter, die Jungfrau wirklich weiß, ein

Fenster, das genau auf die schöne Aussicht zeigte! Es waren wirklich drei traumhafte Tage.

Dann fuhren wir wieder ins Tal hinunter und nahmen einen Zug nach Venedig. In Venedig hatten wir gefragt, wo wir bleiben sollten. Mein Vater, der ein alter Offizier war, ein ziemlich aristokratischer alter Ingenieur mit komfortablen Gewohnheiten, hatte uns die Adresse seines Hotels gegeben, in dem er abstieg, wenn er nach Venedig fuhr. Es war das Buon Vecchiati, ein sehr feines Hotel, aber wir merkten sehr schnell, dass wir dort nicht sehr lange bleiben konnten. Erstens war es langweilig, weil es ein Hotel wie alle guten Hotels war; zweitens war es sehr teuer; also machten wir uns am nächsten Tag auf die ‚Jagd‘ und suchten den protestantischen Pfarrer der Waldenserkirche auf.

An der Ecke eines Kanals, hinter einer kleinen Brücke, stand ein Palast, der alte Palazzo Cavanis, und dort war die Waldenserkirche; darüber war eine sehr große Wohnung, die des Pfarrers, und dann gab es alle möglichen Räume. Das Viertel heißt Castello 5170; vergesst das nicht, denn jetzt ist aus der Wohnung des Pfarrers die Forresteria Valdese geworden. Es gibt Schlafsäle, kleine Zimmer, die man mieten kann, und die Möglichkeit, selbst zu kochen. Als Tourist und vor allem als junger Mensch kann man sich dort einmieten, und es kostet nicht viel. Zu unserer Zeit war es der Pfarrer, der dort oben wohnte. Wir gingen also zum Pfarrer hinauf, um ihn nach dem Namen einer Pension zu fragen, vielleicht sogar einer protestantischen Pension, einem günstigen und interessanten Ort, und der Pastor sagte uns sofort (sein Name war Herr Bertinatti): „Aber wir nehmen Gäste auf, und gerade haben wir ein sehr schönes Zimmer, das leer ist; Sie können hier wohnen.“ Stellt euch vor: Wir kamen oben an, in einem riesigen Korridor, wir betraten ein riesiges Zimmer mit drei großen Fenstern, zwei zu einem Kanal, eines zu einem anderen Kanal; die ganze Decke war von Malern der Tiepolo-Schule bemalt, mit kleinen Engeln, die herumflatterten, außergewöhnlichen Figuren, die diese Decke bewohnten; auch ein großes Bett, Sessel, eine Art Salon, größer als dieser Speisesaal, in dem ich gerade die Kassette aufnehme, aber es war etwas Wunderbares, ein wahrer Traum! Wir ließen uns dort nieder und blieben mehrere Tage dort. Man hörte das Wasser des Kanals plätschern, besonders wenn die Gondeln vorbeifuhren; wenn der Gondoliere um den Palast herumfuhr, gab

er einen speziellen Schrei von sich, der „Achtung, ich drehe“ bedeutete. Es war unbeschreiblich. Ich ging später zurück in den Palast und sah die Foresteria Valdese. Jetzt gibt es in diesem Raum eine Menge Schlafsäle, es gibt nicht mehr die Poesie wie früher. Aber dennoch, der Palast ist immer noch derselbe und ich empfehle euch, dorthin zu gehen, wenn ihr nach Venedig reist.

Während unseres Aufenthalts erlebten wir einige sehr interessante Abenteuer. Am ersten Tag, als wir auf dem Markusplatz ankamen, sagte ich zu André:

„Komm, wir gehen einen Kaffee trinken, einen ‚Espresso‘, in der Bar am Eck unter dem Tor.“

André war empört: „Aber wie, mit einer Dame in die Bar gehen? Niemals in meinem Leben! Das werde ich nie tun!“

Ich verstand es nicht, für mich war es ein Schock. Es ging gar nicht für André, der im Norden aufgewachsen war, wo die Bars schreckliche Kneipen sind, mit Trinkern und Betrunkenen, schmutzigen Tischen, die man mit einem noch schmutzigeren Tuch abwischt, und zwielichtigen Leuten.

Ich sagte zu André: „Aber du träumst: Hier gehen alle in die Bar, man kann sich dort hinsetzen.“ „Ich werde es gerne ausprobieren und sehen, was es ist“, sagte er.

Er ging in die Bar und war begeistert; fast kein Alkohol, Flaschen ordentlich aufgereiht und Unmengen von Leuten, die Kaffee tranken, andere, die Sandwiches aßen, aber es war vor allem der Kaffee. Es war etwas ganz anderes als die Bars in Nordfrankreich. Diese Runde hatte ich gewonnen ... Andere Male gewann André, aber diesmal kannte ich mich in Italien besser aus als er.

Nachdem wir gut herumgekommen waren und die alten Orte in Venedig besichtigt hatten, sagte ich zu André: „Ich würde so gerne fliegen, in ein Flugzeug steigen.“ Es gab ein Wasserflugzeug, das zwischen Venedig und Triest verkehrte. Von Triest aus konnte man den Zug nehmen, durch eine Mondlandschaft mit großen Felsen reisen und bis nach Pola gelangen. Von Pola aus gab es ein kleines Schiff, eine Art englische Jacht, die für Touristen umgebaut wurde, die bis nach Ancona fuhr. Von dort aus fuhr ein ziemlich schneller Zug nach Assisi, wo wir einen Zwischenstopp einlegen wollten, bevor wir nach Florenz fuhren. Also beschloss André: ja, wir sollten diese Reise machen. Und wenn dieses kleine Wasserflugzeug ab-

stürzen sollte, würden wir gemeinsam abstürzen und gemeinsam sterben, bevor wir Kinder bekommen würden. Das Wetter änderte sich oft, es hatte geregnet und man hatte Holzstege angebracht, damit man den Markusplatz überqueren konnte. Bei einem Gewitter wehte der Wind nämlich von der Bucht her und das Wasser konnte durch die extra angelegten Übergänge auf den großen Platz gedrückt werden. Diese kleinen Brücken waren sehr lustig, und die Tauben wussten nicht, was sie tun sollten.²¹⁷ Meistens schien die Sonne, aber sie wurde von schrecklichen Windstößen begleitet, die in Triest so stark waren, dass sie sich in eine „Bora“ verwandelten. Die „Bora“ in Triest ist etwas Bekanntes, viel schlimmer als der „Libeccio“, viel schlimmer als die „Bise“ in Genf, viel schlimmer als der „Mistral“. Am Tag unserer Abreise aus Venedig fanden wir ein wunderschönes, sehr elegantes Schnellboot, mit italienischen Marineoffizieren in eleganter weißer Kleidung, mit goldenen Borten und prächtigen Mützen. Diese schönen Matrosen sagten uns, dass wir an diesem Tag nicht abfahren würden, dass wir wegen der Bora warten müssten. André tat es leid, und wir blieben noch einen Tag in Venedig, dann zwei, dann drei. Ich wollte unbedingt in das Wasserflugzeug steigen, und André wollte nach Assisi. Schließlich, eines schönen Tages, fuhren wir los. Wir fuhren mit dem Schnellboot. Als wir dann am Flughafen ankamen, wartete ein ganz winziges Wasserflugzeug auf uns. Es hatte den Piloten und drei Sitzplätze. Die beiden Plätze an der Seite hatten ein kleines Fenster. Um etwas zu sehen, mussten wir uns aufteilen. Die dritte Person, die zu spät kam, musste zwischen uns beiden sitzen. Es war eine wirklich dicke Dame, die den ganzen Platz zwischen André und mir einnahm. Als wir losfliegen wollten, weigerte sich das Wasserflugzeug, abzuheben. Es stieg ein paar Meter nach oben, dann sank es wieder ab und plätscherte im Wasser. Er versuchte es noch zwei oder drei Mal. Schließlich stieg es auf und wir waren am Himmel. Wie schön das war! So schön, dass wir vor Freude jubelten und über die dicke Frau hinweg miteinander sprachen: „Schau, schau, dieses Boot ...“

²¹⁷ Ansonsten hätte man einen Damm bauen müssen, um den Platz vor Überschwemmungen zu schützen. Dieser Damm hätte die herrliche Aussicht auf die Bucht völlig kaputt gemacht.

In Triest angekommen, schliefen wir in einem Hotel. Wir besichtigten die Stadt und gingen auf den San-Just, um die schöne Aussicht zu genießen. Dort wurde André klar, was die Bora war! Es gab Straßen und Brücken mit Seilen auf beiden Seiten, damit die Leute sich daran festhalten und weitergehen konnten! Ich sagte dann zu André: „Du siehst, dass die Bora etwas Bedeutendes ist, dass die schönen italienischen Offiziere nicht unrecht hatten.“ Von dort aus fuhren wir mit dem Zug nach Pola, wo wir auf ein schreckliches kleines Boot stiegen, das zwischen Pola und Ancona verkehrte. Wir hatten eine schreckliche Nacht, die Laken waren nicht sehr sauber und wir haben sehr schlecht geschlafen. Aber die Erfahrung war interessant.

Wir kamen in Assisi an. So wunderbar schön ... Wir hatten ein Zimmer in einem kleinen Hotel mit dem Namen Santa Chiara gebucht. Dieses Hotel hatte einen Blick auf ein Meer von Dächern, mit vielen kleinen Glockentürmen. Morgens, wenn wir aufwachten, war es neblig und wir befanden uns wie auf einem Wolkenmeer, ‚eingehüllt‘ von Glockenklängen, die mal tief, mal leicht, mal schrill, ängstlich oder voller Freude waren. Dann löste sich der Nebel allmählich auf und wir konnten das Tal sehen. Es waren wunderbare Tage. André war begeistert. Wir gingen in die kleinen Geschäfte und Restaurants und kauften seltsame Dinge, unter anderem eine kleine bestickte Jacke, die wir immer aufbewahrt haben und die unsere Kinder sehr gut kennen. Diese kleine Jacke wurde von all unseren Kindern und sogar Enkelkindern benutzt und wir behielten sie als Andenken. Wir haben auch bestickte Kissen gekauft, deren Fransen mit Tonkugeln endeten. Mit all diesen kleinen Erinnerungsstücken möblierten wir später unser armseliges Haus in Maubeuge.

In Assisi besichtigten wir alles, was wir besichtigen konnten. In der Umgebung der Stadt, auf großen Feldern, tummelten sich junge Knaben in Soutanen, „kleine Priester“, die das Seminar der Großen besuchten. Die kostenlosen Klassen ermöglichten diesen Jungen ein Studium, aber leider führte dieses Studium nicht zu staatlichen Prüfungen ... Später, als sie nicht wussten, was sie mit ihrer Ausbildung anfangen sollten, steckten diese armen Unglücklichen im Katholizismus fest: Man brachte sie dazu, zu glauben, dass sie eine Berufung hätten; sie wurden Priester, entdeckten die Einsamkeit des Zölibats, sahen, dass sie kein normales und glückliches Leben führen

konnten ... Schrecklich, schrecklich! Und ich hoffe, dass der Papst sich bald dazu entschließen wird, Priestern das Heiraten zu erlauben.

Dann stiegen wir in einen Zug. So kamen wir in Florenz an, gesättigt von all diesen Eindrücken. In Florenz gingen wir in die Pension meiner Tante, der Witwe meines Onkels Goffredo, des Bruders meines Vaters. Am Ankunftsbahnhof waren wir so glücklich! Wir wussten nicht (wir erfuhren es erst später), dass hinter einer Säule im Bahnhof ein Mann stand, der uns beobachtete. Es war John Falkenberg. Als ich das später erfuhr, verlieh das meiner Hochzeitsreise eine traurige Note, denn Falkenberg war ein außergewöhnlicher Mensch, so rein und gut, aber mit so rückständigen, engstimmigen Vorstellungen! Vor meiner Abreise nach Amerika sagte er zu mir: „Oh, ich liebe Sie, ich bewundere Sie so sehr, weil Sie anders sind als die anderen. Alle jungen amerikanischen Mädchen, die kommen, machen mir schöne Augen, und Sie, Sie haben mich noch nie angeschaut ... So, und jetzt gehen Sie nach Amerika!“ Vor meiner Abreise hatte er zu mir gesagt: „Wissen Sie, selbst wenn Sie mich verlassen, selbst wenn Sie sich entscheiden, mich nicht zu heiraten, selbst wenn Sie eine Heirat für nicht möglich halten, schwöre ich Ihnen, dass ich Sie wiedersehen werde.“ Einige Zeit nach meiner Ankunft sagte meine Tante: „Ich habe eine etwas heikle Mitteilung für euch: Falkenberg hat Magda wiedergesehen, er stand am Bahnhof hinter einer Säule und hat euch beide gesehen.“ Später, als ich in Maubeuge wohnte und der Zug Paris-Brüssel nicht weit von unserem Haus entfernt fuhr, war ich immer ein wenig auf der Hut, da ich wusste, dass Falkenberg (der Belgier war) oft von Florenz nach Brüssel fuhr. Ich weiß, wenn er angehalten hätte, wäre es ein freundschaftlicher Besuch gewesen und er hätte mir nie etwas getan. Ich werde euch später noch ausführlicher von ihm erzählen. Aber jetzt muss ich meine Hochzeitsreise fortsetzen.

Natürlich bekam ich nach meiner Ankunft in Florenz wieder eine heftige Erkältung mit hoher Temperatur und musste im Bett bleiben. André musste allein durch Florenz spazieren. Also vertraute ich ihn meinem Französischlehrer am Magistero an. Dieser Lehrer, der Florenz sehr gut kannte, führte André von einem Museum zum anderen, aber André wollte sie nicht mit einem alten Lehrer besuchen, sondern mit mir. Und es regnete ..., und das verlieh

der Stadt ein katastrophales Aussehen. Sobald ich geheilt war, wurde ich überall hin eingeladen. Man interessierte sich für jeden meiner Schritte. Es war nicht schwer für André, zu erkennen, dass das, was ich ihm über meine Stiefmutter erzählt hatte, wirklich wahr war! Meine Stiefmutter empfing uns nicht in ihrem Haus. Um uns zu sehen, musste mein Vater zu Freunden oder zu Tante Dora gehen oder uns in ein Restaurant im Circolo Militaire einladen. Er durfte uns nicht zu sich nach Hause einladen. Ich durfte auch meinen Bruder und meine Schwestern nicht sehen. Das war verboten. Nach und nach wurde André in dieser Atmosphäre klar, wie mein Leben gewesen war, vor allem als der Cousin ersten Grades meiner Halbgeschwister, der Sohn von Marguerites Schwester, uns zu sich nach Hause einlud und sagte: „Es tut mir leid, ich habe einen Auftrag für euch! Marguerite lässt euch sagen, dass sie möchte, dass ihr Florenz verlasst, weil sie den Gedanken, dass ihr hier seid, nicht ertragen kann: es macht sie krank!“ Da öffneten sich Andrés Augen. Die Dinge waren so schlimm, dass Marguerites Beichtvater, ein sehr bekannter Mann, der vor allem darauf spezialisiert war, Protestanten zum Katholizismus zu bekehren, dieser Mann also sagte Marguerite, dass sie so nicht weitermachen könne, dass ihre Einstellung überhaupt nicht christlich sei und dass sie mich wenigstens einmal treffen müsse. Er wollte, dass sie mich empfängt, wenn auch in bescheidener Form, damit ich wenigstens einmal mit meinem Mann das Haus betreten kann, das meinem Vater gehörte. Er bat sie, sich diese Mühe zu machen. Alles wurde organisiert, und das erste Gespräch mit Marguerite sollte in der Kirche San Marco stattfinden. André, der all die Geschichten, die ich ihm erzählt hatte, nicht glauben konnte, erschrak und sagte zu mir: „Ich muss mit dir kommen, ich will dich nicht mit ihr allein lassen, ich will nicht, dass sie dir etwas antut.“ „Es ist lächerlich, was du denkst, sie hat mir psychisch wehgetan, aber sie hat mich nie geschlagen!“ „Ich bleibe vor der Kirche stehen, falls du mich brauchst.“

Er war völlig verängstigt. So kam es, dass André und ich vor der Kirche standen. Jedes Mal, wenn ich dort vorbeikomme, denke ich daran und bekomme immer noch Gänsehaut bis in die Zehenspitzen.

Dann ging ich in die Kirche. Marguerite kniete auf einer Bank und ich kniete mich neben sie. Sie begrüßte mich und sagte dann:

„Du bist also verheiratet? Ich freue mich, dich zu sehen. Du kannst morgen gegen vier Uhr mit deinem Mann zum Tee zu mir kommen.“ Wir unterhielten uns einen kleinen Moment und dann ging ich hinaus; als ich André wieder traf, sagte ich zu ihm: „Weißt du, wir sind morgen um vier Uhr zum Tee eingeladen.“ Am nächsten Tag zogen wir uns an und kamen bei Marguerite an. Es gab einen miserablen billigen Tee, dazu eine Art sehr trockenen Biskuitkuchen, überhaupt nicht interessant. Sie war allein mit Marcella, meiner jüngeren Halbschwester, die wir hatten einladen können. Wir blieben etwa eine halbe Stunde bei Marguerite, dann gingen wir weiter und waren sehr froh, die Schwelle dieses Hauses zu übertreten. Wir wurden auch zu einem Essen bei unseren jüdischen Freunden Guido und Bertha Bigiavi eingeladen, die alte Freunde meiner Eltern waren. Marguerite war ebenfalls eingeladen und hatte zugestimmt, mit uns dort zu sein. Mitten beim Essen fing sie an zu weinen: Nervosität? Müdigkeit? Angst? Ich sage nicht Reue ... vielleicht ein bisschen? So endeten unsere Familienveranstaltungen.²¹⁸ Der einzige Vorteil von all dem war, dass André verstehen konnte, wie meine Situation und mein Leben als Kind gewesen waren. Oftmals konnte er später, wenn ich von dem Haus und meiner Jugend sprach, mich doch noch verstehen. „Denk jetzt nicht mehr daran“, sagte er. Manchmal träumte ich sogar davon, aber je länger ich mit André zusammen war und je normaler ich lebte, desto mehr verblassten diese Erinnerungen.

²¹⁸ Als ich noch sehr jung war, habe ich Frau Bigiavi sagen hören: „Povera Magda!“ (Arme Magda). Vor etwa 20 Jahren habe ich auf einer Reise nach Israel die Tochter von Frau Bigiavi gesehen. Sie erzählte mir, dass ihre Mutter Bertha sich wegen meiner Situation bei der zweiten Frau meines Vaters große Sorgen um mich gemacht hatte. Sie wollte mich zu sich nehmen, um mich aufzuziehen, und schlug das ihrem Mann vor. Dieser sagte, dass das unmöglich sei und dass es für meinen Vater „un shiaffo“ (ein Schlag ins Gesicht) sein würde. Wie sehr hätte ich mir gewünscht, dass sie mich nehmen!

Kommentar

Nicolas Bourguinat & Frédéric Rognon

VON DER TOSKANA NACH FRANKREICH,
EIN AUßERGEWÖHNLICHER WERDEGANG

Die autobiographischen Erinnerungen von Magda Trocmé hatten nicht den Anspruch, ein anderes Publikum als das ihrer Familie zu erreichen. Dies verleiht ihnen ihre Spontaneität und Freiheit des Schreibens und hat uns davon überzeugt, das soeben Gelesene nicht mit einem allzu umfangreichen Anmerkungsapparat zu versehen. Dieser Kommentar soll auch nicht dazu dienen, das Buch in ein gelehrtes Unternehmen zu verwandeln, sondern lediglich einige Punkte zu beleuchten, die vielleicht unklar sind für den Leser des 21. Jahrhunderts, da zwischen ihm und den hier beschriebenen Ereignissen hundert Jahre liegen.

DIE GENESE DER SCHRIFT „ERINNERUNGEN EINER JUGEND AUßERHALB DER NORMEN“

Zunächst möchten wir einige Überlegungen zu Magda Trocmés autobiographischem Schreiben anstellen. Im Zusammenhang mit der Entstehung von Selbstbeschreibungen in der Moderne wurde oft darauf hingewiesen, dass das Verfassen spiritueller Exerzitien, zu dem die protestantische Religion ermutigte, ein Nährboden für Selbstbeschreibungen gewesen sei.¹ Aber im Fall von Magda Trocmé, die

¹ Dies gilt vor allem für tagebuchähnliche Schriften. Für die Autobiographie im Sinne von „retrospektivischer Erzählung eines Lebens“ war dies nicht unbedingt ein Ansatz, der der katholischen Kultur fremd war, wie es Georges Gusdorf, *Lignes de vie*, 2 Bde., Paris, Odile Jacob, 1991, gezeigt hat. Siehe auch Philippe Lejeune, *L'autobiographie en France*, Paris, Armand Colin, 3^e ed. 2010 (1971). Nach mehreren Beiträgen von Demographen und Historikern der Moderne, die sich auf diese sogenannten – privaten – Quellen spezialisiert haben, wurden in den

ohnehin vielen verschiedenen spirituellen Einflüssen ausgesetzt war, ist dies sicherlich ein sehr nebensächlicher Punkt. Sie war schon immer eine begnadete Geschichtenerzählerin gewesen. In den 1930er und 1940er Jahren erheiterten die Erzählungen über die verschiedenen Episoden ihrer Jugend die Familienabende nach den Mahlzeiten. Warum also sollte man sie zu Papier bringen? Zunächst einmal, um das Familiengedächtnis zu festigen und sicherzustellen, dass sie an die Generation ihrer Enkel und darüber hinaus weitergegeben werden. Es ist 1942 in Chambon, wo sie mit der Niederschrift dieser Erinnerungen begann, obwohl ihre Kinder noch viel zu jung waren, um sie darum zu bitten. Sie begnügten sich (und mit wieviel Begeisterung!) mit den Erzählungen, die sie für sie improvisierte.

Leider konnte sie dieses Schreiben nicht fortsetzen, da sie als Ehefrau eines Pfarrers mit ihren täglichen Aufgaben beschäftigt war. Sie zog vier Kinder groß und musste mehrere Pensionsgäste, Gäste auf der Durchreise und Leute, die im Pfarrhaus mithalfen, ernähren. Ein Pastor erhielt damals nur ein äußerst bescheidenes Gehalt. Zu diesen Verantwortlichkeiten kamen ihr Engagement für die Flüchtlinge und die Aufgaben hinzu, die sie im Zusammenhang mit der *l'école nouvelle cévenole*, wo sie Italienisch unterrichtete, zu bewältigen hatte. Die Nachkriegszeit bot ihr kaum Erholung, denn sie opferte viel für ihr Engagement im Internationalen Versöhnungsbund, überwachte den Betrieb des Versöhnungshauses in Versailles und reiste als Referentin oder Delegierte der Organisation durch die Welt. So fand sie erst, als sie und ihr Mann Anfang der 1960er Jahre nach Genf zogen, wieder die nötige Zeit, um sich dem Schreiben ihrer autobiographischen Erinnerungen zu widmen. Als sie im Januar 1980 ihre Tochter in Minneapolis besuchte, ermutigte diese sie, ihre Erinnerungen einfach auf Tonband aufzunehmen; und sie selbst übernahm dann die Verschriftlichung der vertraulichen Mitteilungen.

Viele Frauenmemoiren gehen von dieser Dimension von Erinnerungen aus, die für eine Familie geschrieben wurden. Aus diesem

letzten Jahren zahlreiche Gemeinschaftsarbeiten veröffentlicht, von denen hier nur eine genannt werden soll: Jean-Pierre Bardet und François-Joseph Ruggiu (Hrsg.), *Les écrits du for privé en France du Moyen Âge à 1914*, Paris, Éditions du CTHS, 2014.

Grund verzichteten sie häufig von vornherein auf eine Veröffentlichung, um sich von der Sünde des Stolzes reinzuwaschen, die man allzu leicht mit der Idee verbinden könnte, persönliche Erinnerungen „publik“ zu machen, oder noch viel einfacher, um das einzugrenzen, was sie dem Kreis der Allemächsten vorbehalten wollen. In der russischen Welt, aus der Magda stammte, wurde das autobiographische Schreiben von Frauen länger als in Frankreich und England mit Misstrauen betrachtet.² Erst in den 1890er Jahren, mit mehr als einem halben Jahrhundert Verspätung im Vergleich zu Nordwesteuropa, setzte sich das Genre der weiblichen Form durch.³ In der Familie Volkonsky schrieb Fürst Sergej seine Memoiren, die einige Zeit nach seinem Tod erschienen sind, zu einer Zeit, als der dezembristische Mythos seinen Höhepunkt erreichte. Maria Volkonskys Erinnerungen sollten dazu im Gegensatz handschriftliche Manuskripte und in der Familie bleiben (sie befinden sich heute in der Sammlung ihrer Nachkommen, der Familie Cigognani in Rom, wo sie in den 1980er Jahren einer Historikerin, die eine Biografie der Fürstin vorbereitete, zur freien Verfügung gestellt wurden).⁴ Dasselbe gilt für Italien, nicht nur treten Autorinnen von Romanen und Gedichten seltener und später als in den Nachbarländern in Erscheinung, sondern auch der weibliche Ausdruck von Selbstbesinnung

² Für Frankreich siehe z. B. Suzanne Fiette, *De mémoire femmes. L'Histoire racontée par les femmes de Louis XVI à 1914*, Paris, Perrin, 2002. Für England z. B. Valerie Sanders, *The Private Lives of Victorian Women*, New York, St. Martin's Press, 1989, und Linda H. Peterson, *Tradition of Victorian Women's Autobiography*, Charlottesville und London, University of Virginia Press, 1999.

³ Mary Zirin, *Prerevolutionary autobiography by Russian women writers*, in: Adele Marie Barker und Jehanne M. Gheith (Hrsg.), *A History of Women's Writing in Russia*, New York, Cambridge University Press, 2002. Die Halbschwester Maria Kamenskaja und Jekaterina Junge (1843-1913), die Töchter des Grafen Fjodor Tolstoi, der Vizepräsident der Akademie der Schönen Künste war, sind eines der frühesten Beispiele. Sie schrieben ihre „Reminiszenzen“ im Alter und taten dies in erster Linie aus einer naiven Pietät; sie konzentrierten sich darauf, das intellektuelle Milieu wiederzugeben, in dem ihr Vater lebte.

⁴ Siehe Christine Mason Sutherland, *La princesse de Sibérie. Histoire de Maria Volkonski*, Paris, Perrin, 1985 (New York, 1984). Es gibt eine veröffentlichte Version der Erinnerungen der Prinzessin in deutscher Übersetzung: Maria Wolkonskaja, *Erinnerungen*. Mit zahlreichen Abbildungen, Berlin / Frankfurt am Main: Der Morgen / Insel Verlag, 1979 (Neuaufgabe 1989).

in der ersten Person beginnt erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts ...⁵

Wenn man das gesamte Manuskript betrachtet, wird deutlich, dass Magda zurückgehen wollte, um die Logik eines Bildungswegs zu verstehen. Wir befinden uns also im Herzen des autobiographischen Ansatzes, wie er üblicherweise im Anschluss an Philippe Lejeune definiert wird und wie er im Allgemeinen – in Fortsetzung Rousseauscher Schriftstellerei – gesehen wird: Es geht um die Rekonstruktion eines Werdegangs, der seine absolute Einzigartigkeit beansprucht, mit dem Willen, insbesondere die Reifungsphasen einer Persönlichkeit oder eine intellektuelle und geistige Entwicklung darzustellen. Magda hat also durch Versuch und Irrtum einen regelrechten Bericht einer Entwicklung erstellt, einen „Bildungsroman“, der jedoch über ihre eigene Person hinausgeht und insgesamt sowohl die Ursprünge ihrer Familie als auch die Entwicklung ihrer Ehe mit Pfarrer Trocmé umfasst.

Die Tatsache, dass er auch Memoiren verfasst hatte, in denen er vor allem seine politischen und religiösen Verpflichtungen hervorhob, muss ebenfalls berücksichtigt werden. In ihrem eigenen Text verweist Magda nämlich häufig auf dieses Dokument, das 2020 veröffentlicht werden konnte.⁶ Sie fügt sich gewissermaßen spontan in die Lücken und Mängel dieses Zeugnisses ein, das in erster Linie das Handeln und die Überzeugungen des Kirchenmannes betonte. Sie ist daher bemüht, Redundanzen zu vermeiden, wenn sie auf die erste Zeit ihrer Ehe eingeht, insbesondere in Bezug auf Andrés Jahre als Pfarrer in den Arbeitergemeinden in Nordfrankreich und später in der Haute-Loire. Dies führt wahrscheinlich dazu, dass sie das Gefühls- und Familienleben etwas stärker betont als er.

Als Magda Trocmé diese autobiographische Erzählung ihren Nachkommen übergab, gab sie keineswegs vor, Philosophie zu be-

⁵ Zur Besonderheit eines weiblichen Ansatzes der Autobiographien in der italienischen Sprache siehe Claire Marrone, *Female Journeys. Autobiographical Expressions by French and Italian Women*, Westport (CT) et London, The Greenwood Press, 2000; Irmgard Scharoll, *Scrittura femminile. Italienische Autorinnen im 20. Jahrhundert zwischen Historie, Fiktion und Autobiographie*, Tübingen, G. Narr, 2002. Für die Toskana gibt es ein anthologisches Wörterbuch: Ernestina Pellegrini (Hrsg.), *Scrittura femminile in Toscana. Voci per un autodizionario*, Florenz, Le Lettere, 2006.

⁶ André Trocmé, *Mémoires*. Édition, introduction, épilogue et notes de Patrick Cabanel. Genf 2020. Die ursprüngliche Fußnote wurde hier von G. O. geändert.

treiben oder auch nur über die Entstehung ihrer Identität als Frau oder ihren spirituellen Weg nachzudenken. Diese Art der Fragestellung war ihr fremd.⁷ Obwohl sie in ihrer Jugend echte Fragen zu ihrem Glauben erlebt hatte, waren alle ihre religiösen Überzeugungen von ihrem sozialen Charakter geprägt. Ihre Feindseligkeit gegenüber Hierarchien ließ sie schon früh eine gewisse autoritäre Auffassung von Religion ablehnen (dies wird deutlich, als sie mit 15 Jahren im Kloster der Mantellaten ihren Beichtvätern gegenübertritt). Dieses engstirnige und langweilige Christentum entsprach ihrer Meinung nach nicht mehr den modernen Bedürfnissen. Schließlich ist zu beachten, dass sich Magda Trocmé bei der Abfassung ihrer Erlebnisse nicht auf irgendwelche Unterlagen stützte. Sie schrieb kein Tagebuch und war nicht darauf bedacht, den Lauf der Zeit und die Alltäglichkeit der kleinen Ereignisse festzuhalten.⁸ Wenn sie Familiendokumente zur Rekonstruktion von Szenen oder zur Erstellung von Porträts heranzog, so war dies nur am Rande der Fall.⁹ Sie ist

⁷ So hatte sie zum Beispiel Simone de Beauvoir „*Von den Memoiren einer jungen Frau*“ bis zum „*Zweiten Geschlecht*“ nicht gelesen. Sie las viele Romane, zum Beispiel die Sagas von Henri Troyat, und war in politischen Fragen sehr gut informiert, aber sie war eher eine Frau der Tat als eine Intellektuelle.

⁸ Einige Elemente zur diaristischen Praxis von Frauen in: Verena von der Heyden-Rynsch, *Écrire la vie. Trois siècles de journaux intimes féminins*, Paris, Gallimard, 1998 (München, 1994). Das Buch ist jedoch in erster Linie eine Sammlung von Porträts berühmter und weniger berühmter Tagebuchautorinnen. Zur weiblichen Autobiografie: Estelle C. Jelinek, *The Tradition of Women's Autobiography from Antiquity to the Present*, Boston, Twayne, 1986; Ginette Castro und Marie-Lise Paoli (Hrsg.), *Écritures de femmes et autobiographie*, Pessac, Éditions de la MSH d'Aquitaine, 2001.

⁹ Die Existenz eines Paratextes aus Reisebriefen und privaten Dokumenten wird durch einige Verweise in den Anmerkungen belegt. So wird beispielsweise die Reisekorrespondenz des Ehepaars Trocmé mehrfach als Quelle von großem Interesse erwähnt. Auch in den Anhängen zu den Autobiographischen Erinnerungen, die wir in dieser Ausgabe nicht beibehalten haben, befanden sich Briefe, Berichte und Artikel über die Auslandsaufenthalte, die Magda im mittleren Alter insbesondere aus beruflichen Gründen unternommen hatte. Wir haben zum Beispiel den Text über die gerade unabhängig gewordenen Länder Indien und Pakistan, die Magda 1949-1950 im Auftrag des Internationalen Versöhnungsbundes besuchte, separat veröffentlicht: s. Magda Trocmé, *Parmi les disciples de Gandhi: journal d'une pacifiste aux Indes* (octobre 1949-février 1950), herausgegeben von Nicolas Bourguinat, Source(s). Arts, Civilisation et Histoire de l'Europe, Nr. 8-9, 2016, S.181-267.

eine Erzählerin, die mit einem außergewöhnlichen Gedächtnis für Details gesegnet ist. Es ist in erster Linie dieses Gedächtnis, das hier am Werk ist, mit seinen akzeptierten Grenzen (Lücken, Redundanzen und manchmal auch Wiederholungen) und seinen Verlockungen: Humor, Zärtlichkeit, spontane Wendungen. Das macht ihr Unternehmen zu einer Sammlung von Geschichten und Anekdoten, die interessant, fröhlich, kindlich, berührend sind und Magdas Erzählung so wertvoll machen.

FAMILIE UND EHE

Magdas Abstammung nimmt einen großen Teil ihrer Erzählung ein. Da ihre Verwandten ihr implizit die Verantwortung für den Tod ihrer Mutter, die bei der Geburt starb, aufbürdeten, entwickelte sie logischerweise eine quälende Frage nach ihrem Platz in einer Familienstruktur, die durch die Wiederheirat des Vaters im Jahr 1910 erschüttert war. Oscar Grillis Ehe mit Nelly Wissotzky, deren fotografisches Porträt lange Zeit das väterliche Schlafzimmer schmückte und dann aus dem Blickfeld verschwand, wäre eine lange historische Analyse wert. Unter Paarhistorikern wird die Verbreitung der Liebesheirat in allen sozialen Schichten üblicherweise auf die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen datiert. Diese im Jahr 1900 gefeierte Heirat war also für ihre Zeit ziemlich „modern“. Oscar Grilli erinnerte sich umso leidenschaftlicher an sie, als sie kurz war und durch Nellys Tod grausam unterbrochen wurde. Die soziale Logik der Annäherung der beiden Familien ist jedoch schwer zu durchdringen. Die Grilli di Cortona selbst sind in der italienischen Gesellschaft ihrer Zeit nicht leicht zu verorten, da sie einem kleinen Adel angehörten, der sich anscheinend der Sache des Risorgimento verschrieben hatte und der zwar nicht wirklich deklassiert wurde, aber manchmal mit Mühe seinen Platz in einer sich verändernden Welt suchte. Oscar Grilli ist ein hoher Offizier und Ingenieur, der die Armee nach dem Ersten Weltkrieg verlässt. Seine Mutter war englischer Abstammung, und es ist nicht unmöglich, dass sein Vater sie im Londoner Exil kennengelernt hatte, das eine gemeinsame Erfahrung vieler italienischer Patrioten war, oder im Gegenteil, dass sie sich in Florenz selbst kennengelernt hatten, das zu einem Anzie-

hungs- und Fixpunkt geworden war – sehr wichtig für die Briten auf der italienischen Halbinsel. Tatsächlich empfing die Toskana Mitte des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Dauergästen von der anderen Seite des Ärmelkanals, die angezogen wurden vom liberalen Ruf des Großherzogtums, von den niedrigen Lebenshaltungskosten, dem relativ milden Klima und dem Vorhandensein der Thermalquellen von Bagni-di-Lucca...¹⁰

Dieser Zweig väterlicherseits ist also britischer Abstammung und einer von Magdas Söhnen, Jacques Trocmé, hatte darüber genealogische Forschungen anstellen lassen.¹¹ Magdas Urgroßmama Mary Baker war die Tochter des Oberstleutnants Godfrey Phipps Baker. Dieser hatte eine Französin, geborene Lydia Marie Dubois de Saran, geheiratet. Im Jahr 1822 wurde eine Tochter namens Sophia Eliza geboren, die jedoch noch jung sterben sollte. Eine weitere Tochter namens Mary Eliza wurde adoptiert – die Legende besagt, dass sie das Ergebnis einer Affäre war, die der Offizier während seiner militärischen Karriere in Indien hatte: Magda berichtete dies, war aber skeptisch in der Sache. Mary Eliza Baker heiratete jedenfalls 1842 in Brighton einen kleinen Florentiner Gentleman, Charles Cesare Bettini, der als Beruf „Offizier in der spanischen Armee“ angab, was wahrscheinlich bedeutete, dass er zu jenen nebulösen Gelegenheitssoldaten gehörte oder gehört hatte, die in ganz Europa die Wellen und Ebben der liberalen Bewegungen begleiteten – die Sache des Risorgimento hatte sehr starke Verbindungen zu den Revolutionen in Spanien und Lateinamerika in den 1820er und 1830er Jahren.¹² Cesare Bettini war auf jeden Fall mit einem der treuesten genu-

¹⁰ Das goldene Zeitalter war die Mitte des Jahrhunderts, aber die Nähe und die kulturellen Parallelen setzten sich auch danach bis in die 1910er und 1920er Jahre fort. Siehe insbesondere Giuliana Artom Treves, *The Golden Ring. The Anglo-Florentines 1847-1862*, London, Longman, 1956 (Florenz, 1953), und für eine Perspektive über längere Zeit: Olive Hamilton, *Paradise of Exiles. Tuscany and the British*, London, Andre Deutsch, 1974 (dessen Titel eine berühmte Formulierung von Percy Shelley in Bezug auf die Stadt Pisa aufgreift).

¹¹ Sie wird auch kurz erwähnt von Richard P. Unsworth, *A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust and the Lives of André and Magda Trocmé*, New York, Syracuse University Press, 2012, S.51-55.

¹² Zu diesem Thema siehe Maurizio Isabella, *Risorgimento in Exile. Italian Émigrés and the Liberal International in the Post-Napoleonic Era*, New York, Oxford University Press, 2009.

esischen Freunde von Giuseppe Mazzini, dem Helden der italienischen Einheit¹³, verwandt: Filippo Bettini (1803-1869). Dieser hatte zusammen mit Mazzini in Genua ein Jurastudium begonnen und sich an den romantischen Kontroversen der 1820er Jahre um Berchet oder Pellico in dem „Indicatore Genovese“ und dem „Indicatore Livornese“ beteiligt. Später arbeitete er als Anwalt in Genua und war laut dem biografischen Lexikon Treccani bis zu seinem Tod Mazzinis treuer Freund als auch sein Vermögensberater und -verwalter. Magdas Erzählung betont, dass Mary Eliza Bettini ihren Teil der Opfer im Dienste der Sache des vereinigten Italiens auf sich genommen hatte. Das verbindet sie mit anderen englischen Frauen, die persönlich mit Mazzini verbunden waren (z. B. Emilie Ashurst, die als maßgebliche Interpretin der Gedanken des Meisters galt und ihn 1859 nach Italien begleitete, bevor sie Carlo Venturi, einen Soldaten Garibaldi, heiratete) oder mit italienischen Journalisten, Abenteurern und Patrioten (Jessie White Mario, die Frau des Politikers Alberto Mario, die in Italien für ihren Aktivismus sogar ins Gefängnis gesteckt wurde). Zunächst nur beschränkt auf chartistische und republikanische Kreise, dann aber gekennzeichnet durch ein sehr breites Publikum in der viktorianischen Mittel- und Kleinbourgeoisie, wurde die Öffentlichkeit des Kampfes der Partisanen für die Einheit der Halbinsel durch die Aktivitäten dieser weiblichen Persönlichkeiten bekannt gemacht, die ihre Netzwerke mobilisierten, Broschüren veröffentlichten und Vorträge in London und in der Provinz hielten.¹⁴

Oscar Grillis Wiederverheiratung liefert auch wichtige Einblicke in die Bedeutung dieser Institution in einer gewissen guten Gesellschaft im Italien des frühen 20. Jahrhunderts. Anhand des Porträts

¹³ Zu Mazzinis Londoner Exil siehe die Biografie von Jean-Yves Frétygné, *Giuseppe Mazzini. Père de l'Unité italienne*, Paris, Fayard, 2004. Siehe Mazzini *Letters to an English Family*, London, John Lane, 1922, 2. Bd., S. 14 und S. 51 (Briefe an Emilie Ashurst).

¹⁴ Ein sehr umfassendes Bild ihrer Mobilisierung, die um 1848/49 (insbesondere um die römische Republik) und in den 1850er Jahren ihren Höhepunkt erreichte, geben Maura O'Connor, *The Romance of Italy and the English Political Imagination*, New York, St. Martin's Press, 1998, und zwei sehr aktuelle Arbeiten: Elena Bacchin, *Italofilia. Opinione pubblica britannica e Risorgimento italiano, 1847-1864*, Turin, Carocci, 2014; Marcella Pellegrino Sutcliffe, *Victorian Radicals and Italian Democrats*, London, The Royal Historical Society / The Boydell Press, 2014.

ihrer Schwiegermutter, Margherita, oder der Erwähnung bestimmter weiblicher Persönlichkeiten, denen man im Kloster der Mantelaten begegnet ist, zeichnet Magda ein ziemlich hartes Bild der „wohlmeinenden“ italienischen Bourgeoisie. Die erwartete Meinung der Anderen und der Konformismus herrschen hier vor, und es wird deutlich, dass sie den engen Horizont dieses Milieus mit der Offenheit und dem Kosmopolitismus ihrer russischen Familie (vor allem ihrer Großmama Varia Poggio Wissotzky) kontrastiert.¹⁵ Der Text betont, dass Margherita Fiorani aus den Marken stammt, die nicht gerade als der aufgeklärteste und modernste Teil der alten päpstlichen Staaten gelten. Es fällt auf, dass Oscar Grilli bei seiner Wiederverheiratung eine katholische Zeremonie in Kauf nimmt, und man kann sich denken, dass Margherita die Verbindung mit einem verwitweten Protestanten und einer kleinen Tochter für eine Mesalliance hält. In sozialer Hinsicht sind die Grillis jedoch eine Macht, sowohl was den Status angeht – niedriger Adel und Offizier des Ingenieurkorps – als auch was das Vermögen angeht. Der Landsitz in Casalta korrespondiert perfekt mit dem, was in der florentinischen Oberschicht im 19. Jahrhundert üblich war: ein schöner Landsitz im Arno-Tal und ein in Pachtgütern (mezzadria) aufgeteiltes Land – ein ökonomisches System, das ohne Zweifel nach 1880 am Ende war, aber die alte Tradition der patriarchalischen sozialen Beziehungen zwischen den Meistern und ihren Bauern fortsetzte. Während Magdas Kindheit beschreibt sie 1910, zur Zeit der Wiederverheiratung ihres Vaters, Festlichkeiten, an denen die Pächter beteiligt waren, wie z. B. bei der Verteilung von Fleisch (ciccia). Als André Trocmé 1926 zum ersten Mal die Gegend besuchte, beobachtete er verblüfft die Ehrerbietung der Bauern des Grilli-Anwesens, die vor ihrem Padrone stramm standen ... Die soziale Krise nach dem Krieg hatte die ländlichen Gebiete Italiens stark erschüttert und die Autorität der Großgrundbesitzer war nicht mehr die gleiche wie früher, weder im Mezzogiorno noch in Mittelitalien.

In dem kosmopolitischen Milieu, das Magdas Familie mütterlicherseits verkörpert, sieht die Sache ganz anders aus. Zunächst

¹⁵ Siehe zu diesem Punkt zum Beispiel Adrian Lyttelton, *The Italian middle classes in the 19. century*, in: John A. Devis und Paul Ginsborg (Hrsg.), *Society and Politics in the Age of Risorgimento. Essays in Honor of Dennis Mack Smith*, Cambridge, Cambridge University Press, 1991.

haben wir es mit alleinstehenden Frauen zu tun, die sich gegenseitig helfen und zusammenhalten, wie die Großmama Varia Wissotzky und ihre Freundin Luba¹⁶, um die Pension am Laufen zu halten. Die Männer sind weit weg, verstorben oder versagen. Für Varia, die drei Töchter von ihrem Mann hatte (Nelly, Olga und Mary, die als Malerin arbeitete und früh starb), kann man ihre Situation als eine klassische „Trennung von Tisch und Bett“ beschreiben, bei der die Ehe nicht aufgelöst, sondern nur ausgesetzt wird: Die Eheleute leben weit entfernt, korrespondieren kaum miteinander und sind finanziell unabhängig voneinander. Im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts war dies vor der Einführung des modernen Scheidungsrechts häufig anzutreffen; die Situation regelte sich durch den freiwilligen Wegzug eines Ehepartners in eine andere Provinz oder in eine ausländische Hauptstadt (man denke an Lady Montagu, berühmte englische Briefschreiberin des 18. Jahrhunderts, die mehr als zwanzig Jahre lang zwischen Padua und Venedig lebte, von 1739 bis 1762, fern von ihrem Ehemann, einem Botschafter, der in London blieb). In der nächsten Generation wird Tante Olga von ihrem ersten Ehemann verlassen und leidet unter Depressionen, die sie ihre Mutterpflichten gegenüber Lalli nur unzureichend erfüllen lässt (dieser Ex-Mann namens Belliure bleibt übrigens geheimnisvoll: Man erfährt just auf dem Umweg eines Satzes, dass er wie viele andere nach Südamerika gegangen war, um dort erfolgreich zu sein, genauer gesagt nach Uruguay). Für die mutterlose Magda, die im Alter von elf Jahren von ihrer Stiefmutter in die Zange genommen wird, ist die Großmama mütterlicherseits, Varia Wissotzky, offensichtlich eine bewunderte und respektierte Vormundschaftsfigur. Durch sie kommt die Erzählerin in Kontakt mit der protestantischen Waldenser-Kirche und wird mit Wohltätigkeitsorganisationen vertraut gemacht.

Wie wir im folgenden Abschnitt sehen werden, war Varia aus der Ehe hervorgegangen, die Alexander Poggio am Ende seiner langen Zwangsverbannung in Sibirien eingegangen war, die mit seiner Verurteilung im Fall des dezembristischen Aufstands von 1825 verbunden war, der im Zuge der durch den Tod von Zar Alexander I.

¹⁶ Luba Chelyuskin, die sie zuerst in Genf kennengelernt und dann in Florenz wiedergefunden hatte, war eine Opernsängerin, deren Karriere sich nicht entfaltet hatte. Sie war mit dem großen russischen Polarforscher Semion Chelyuskin verwandt, nach dem ein Kap im Norden Russlands benannt wurde.

ausgelöst Erbfolgekrise und am Ende einer langen konspirativen Tätigkeit in mehreren Geheimgesellschaften stattfand. Poggio war italienischen Ursprungs, aber in Russland geboren und hatte eine Karriere in der Armee gemacht. Erst 1851 heiratete Poggio Larissa Smirnow, die damals in Irkutsk in einer der Einrichtungen für junge Männer und Frauen der besseren Gesellschaft Lehrerin war. In Irkutsk waren die nach Sibirien deportierten Decembristen 1844-1845 nach einer deutlichen Lockerung der Bedingungen ihrer Verbannung und dem Ende ihrer Zwangsarbeitszeit zusammengezogen worden. Varja wird also einen älteren Vater haben, aber sie wird als eine Halbschwester durch die beiden Kinder Mikhail (Micha) und Elena (Nelly) angenommen, die aus Poggios und Maria Volkonskys Affäre hervorgegangen waren. Magda erzählt, dass die drei eine starke Bindung zueinander hatten und erinnert die Emotionen, die sie bei jedem Treffen erfassten.

Der Mann, den Magda immer mit Respekt „der Prinz“ nennt, Mikhail Volkonsky, trat in Sankt Petersburg in den Staatsdienst ein und veranstaltete eine vorteilhafte Hochzeit mit einer Erbin des ehemaligen Polizeiministers des Zaren, Bekendorf; das erlaubte ihm, ein schönes Anwesen an der Ostsee in Fall (wo er Anfang 1914 vom Zaren besucht wurde) zu genießen. Ihre Tochter Elena Volkonsky ließ sich mit ihrem zweiten Ehemann, Prinz Kotschubey (ebenfalls ein enger Vertrauter der Familie der Romanows und des ersten Zirkels der Macht), auf dem Land ihrer Mutter (also auf Land, das der Familie von General Raevsky gehörte) in Woronky, Provinz Tschernigol, in der nördlichen Ukraine nieder. Als dieser 1864 wegen seiner Tuberkulosekrankheit zur Behandlung nach Italien reist, war Alessandro Poggio mit dem Paar auf der Reise. Und nach Kotschubey's Tod kümmerte er sich um die Rückführung des Leichnams. Vor und nach dem Tod der Volkonskys – Maria 1863 und Prinz Sergej 1865 – verhielt sich der Italiener gegenüber Micha und Nelly wie ein inoffizieller Vater. Poggio bezog eine kleine Rente von seinen Neffen (den Söhnen von Giuseppe Poggio), lebte aber natürlich nicht ‚auf den gleichen Füßen‘ wie die Volkonskys. Nach ihrem Tod im Jahr 1873 blieb Larissa Smirnov Poggio nicht in Italien, sondern zog es vor, in ihre Heimat Sibirien zurückzukehren. Ihre Tochter Varia ging nach Moskau und schloss sich dort den fortschrittlichsten politischen Kreisen, den ersten russischen Feministinnen

an. Sie war damals erst 23 Jahre alt. Sie sollte bald in die Schweiz auswandern, um dort zu studieren (wir kommen später darauf zurück). Erst viel später, wahrscheinlich in den Jahren um 1890, traf Larissa sie in Florenz: Sie lebte noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, denn Magda beteuert, sie erinnere sich an sie, wie sie „nähte und stickte“ im Salon der Pension in dem Viale Margherita. Später kam auch Micha Volkonsky nach Florenz, um dort zu sterben...

RUSSISCHE DIASPORA IM EXIL UND IM AUSLAND

Die russische Abstammung, die Magda Trocmés Kindheit und Jugend so stark prägt, bedarf ebenfalls einiger Klarstellungen, um das zu ergänzen, was Magda selbst in ihren Notizen darüber sagt. Zwei Punkte werden uns nacheinander beschäftigen, zunächst der dezembristische „Zweig“, der über die politische Niederlage und das Exil hinaus eine sehr einzigartige Tradition hervorgebracht hat, und dann die Vielfalt und Pluralität der russischen Gemeinschaften in Italien im 19. Jahrhundert. Das Schicksal von Alexander Poggio hat die Familie natürlich fasziniert – eine Familie, die Italien nach dem langen russischen Zwischenspiel, dessen Symbol er war, im Grunde nur verlassen hatte, um besser zurückkehren zu können.¹⁷ Alexanders Vater, der Piemontese Vittorio Poggio, hatte 1775 auf Einladung des spanischen Abenteurers José de Ribas Novara verlassen, um sich in Russland niederzulassen. Die Gründe für diese Abreise sind bis heute unklar. Magda erzählte gerne, dass er sich illegal duelliert habe und nach dem Tod seines Gegners geflohen sei, um einer Strafverfolgung zu entgehen. Legende oder Realität? *Chi lo sa?*, sagte sie ... Er hatte als Arzt gearbeitet und sich in Odessa niedergelassen, das vor kurzem als Vorposten für den russischen Vormarsch zum Schwarzen Meer gegründet worden war (und von einem französischen Emigranten, dem Herzog von Richelieu, verwaltet wurde).

¹⁷ Auch heute noch das Standardwerk zu diesem Thema ist die Studie von Franco Venturi, *Il moto decabrista e i fratelli Poggio*, Turin, Einaudi, 1956. In den Anmerkungen zu Magdas Text wird übrigens mehrfach auf diese Studie verwiesen. Hinweise auf die Verbannung nach Sibirien finden sich auch in ID., *Les intellectuels, le peuple et la révolution. Histoire du populisme russe au 19. siècle*, Paris, Gallimard, 1973 (Turin, 1952).

Das Unternehmen war an sich nicht absolut außergewöhnlich. Seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts war Russland das Ziel vieler Hauslehrer, Gouvernanten, Meister der Sprache und auch der Waffen aus den westlichen Staaten des europäischen Kontinents: sie waren Teil des von Peter dem Großen angestrebten Prozesses der Verwestlichung der Moral und der Kultur der Eliten. Also Lehrer wie Pietro Godenti, der von 1741 bis 1761 zwanzig Jahre in Russland verbrachte, Wissenschaftler wie Algarotti oder auch Abenteurer wie Locatelli Lanzi waren aufgebrochen, um der russischen Oberschicht oder der russischen Monarchie ihre Dienste anzubieten – mehrere Jahrzehnte vor Poggio selbst.¹⁸

Es ist Odessa, wo die Geschichte von Giuseppe und von Alessandro, den beiden Söhnen von Vittorio, geboren 1792 und 1799, begann. Sie schlugen eine militärische Laufbahn ein: Der ältere Sohn nahm 1812 und 1813 an den Feldzügen gegen Napoleons Frankreich teil und verließ die Armee 1818, während der jüngere Sohn 1816 im Alter von nur 17 Jahren Offizier der Garde wurde. Ab 1820-1821, mit dem Beginn der liberalen Revolutionen, die Spanien und Italien erfassen sollten, begann er ein Unbehagen zu empfinden, das ihn in die Nähe der Offiziere rückte, die 1814 und 1815 an der Besetzung Frankreichs teilgenommen und in direktem Kontakt mit den repräsentativen Institutionen und dem Erbe der Großen Revolution gestanden hatten.¹⁹ Die Parallele zwischen den Ereignissen von 1820-1821 in Neapel, Turin oder Madrid und dem dezembristischen Versuch wurde übrigens damals von den Männern der Heiligen Allianz gezogen. Wie unser Botschafter in Petersburg an seinen Kollegen in Wien schrieb, „handelte es sich hier weder um Konstantin noch um

¹⁸ Maria di Salvo, *Russia e Russi nelle lettere di Pietro Godenti*, in: Emanuele Kanceff und Ljiljana Banjanin (Hrsg.), *L'Est europeo e l'Italia. Immagini e rapporti culturali. Studi in onore di Piero Cazzola*, Moncalieri, CIRVI, 1995, S. 145-153. Francesco Algarotti, *Viaggio di Russia*, hg. von William Spaggiari, Parme, Ugo Guanda, 1991 (*Saggio di lettere sopra la Russia*, Paris, 1760); Francesco Locatelli Lanzi, *Lettere della Moscovia*, hg. von Maria Pesenti, Bergamo, Lubrina, 1991 (*Lettres moscovites*, Paris, 1735).

¹⁹ Unter den verfügbaren Arbeiten ist die Dissertation von Julie Grandhaye zu empfehlen: *Les décembristes. Une génération républicaine en Russie autocratique*, Paris, Publications de la Sorbonne, 2011. Über das Erbe der Bewegung: Ludmilla A. Trigos, *The Decembrist Myth in Russian Culture*, New York, Palgrave Macmillan, 2009.

Nikolaus, die Verschwörer wollten weder den einen noch den anderen; es handelte sich ganz einfach um ‚Frei-Carbonari‘ der ekelhaftesten Art, die eine so richtig vollständige, so richtig populäre Revolution von der Art Neapels und Spaniens anstrebten; sie brauchten eine Gelegenheit, um auszubrechen, ein Mittel, um das Volk und die Armee in Bewegung zu setzen, die Umstände schienen ihnen das eine und das andere zu bieten, sie wollten davon profitieren und ich wiederhole, die Vorsehung hat Russland gerettet und die verbrecherischen Pläne dieser Elenden vereitelt.“ Tatsächlich hat die Thronvakanz, die durch den unerwarteten Tod Alexanders I. verursacht wurde, und durch die Ablehnung der Thronfolge durch seinen jüngeren Bruder, Großherzog Konstantin, die Macht dem jüngeren Bruder Nikolaus überlassen, der als sehr konservativ bekannt war. Dies veranlasste die Verschwörer, in den letzten Dezembertagen 1825 zur Tat zu schreiten, wobei es ihnen jedoch offensichtlich an Koordination und Vorbereitung mangelte. Das Unternehmen scheiterte an den schweren Spaltungen zwischen den Anhängern einer gemäßigten Monarchie und den Befürwortern einer offen republikanischen Inspiration wie Pavel Pestel, dem Vordenker der „Südlichen Gesellschaft“. Nach einer Weile des Zögerns entschied sich Nikolaus I. auf die meutenden Bataillone der Garde schießen zu lassen. Und die Verhaftungen wurden mehr ... Der französische Botschafter kommentierte prophetisch: „Was wir gerade gesehen haben, ist ein vergifteter Samen, der schließlich einen Boden befruchten wird, der mehr als man denkt darauf vorbereitet ist, die fürchterlichsten Früchte der Revolutionen hervorzubringen.“²⁰ Die Untersuchung des Falles führte bereits im Juli 1826 zu schweren Verurteilungen:

²⁰ Brief des Grafen de La Ferronnays, Botschafter in Petersburg, an den Marquis de Caraman, Botschafter in Wien, 3. Januar 1826, zitiert in Marguerite Savigny-Vesco, *Une fresque romantique: les La Ferronnays*, Paris, Sésame, 1957, S. 54. La Ferronnays erläutert seine Gedanken mit folgenden Worten: „Können Sie sich vorstellen, wie es wäre, wenn diese Bevölkerung von fünfzig Millionen Halbwilden plötzlich aus dem Zustand der Sklaverei in die Freiheit überginge? Und was aus 800.000 revoltierenden Soldaten werden würde. Dies war jedoch das, was uns unsere Revolutionäre aus dem Norden vorbereiteten, und die Mittel, mit denen diese tartarischen Reformer vorgaben, sich auf die Höhe der zivilisiertesten Nationen zu erheben und in ihrer Art ebenfalls für das größte Glück der Menschen zu arbeiten: Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Absurdität oder die Ruchlosigkeit dieses infernalischen Komplotts.“

Fünf Anführer, darunter Pestel selbst, wurden zum Tode verurteilt und Dutzende andere Offiziere und Aristokraten, die der kaiserlichen Familie sehr nahe standen, wie die Troubetzkoi oder Volkonskis, wurden zu Zwangsarbeit verurteilt.

Die Verbannung nach Ostsibirien war eine Erfahrung, die die Decembristen tief prägten. Neben dem Scheitern ihrer Bemühungen um einen Regimewechsel bedeutete das Exil auch eine Form der Ausgrenzung aus der russischen Gesellschaft durch den Abstand von den großen Zentren des politischen und kulturellen Lebens. Die ihnen auferlegte Zwangsarbeit war sehr hart, sei es in den Silberminen in der Nähe von Tschita oder ab 1831 in Petrowsk. Ehefrauen und nahe Verwandte konnten den Verurteilten ihre Solidarität zeigen, indem sie sie auf dieser schrecklichen Reise ins Nirgendwo begleiteten.²¹ Dies wählten sie oft und dieses Thema inspirierte die romantischen Schriftsteller: Alexandre Dumas, um nur einen zu nennen, sollte daraus den Stoff für einen Roman „Le maître d’armes“ machen, der auf dem Beispiel einer jungen Französin aus dem niederen Adel basierte, die mit einem in die Verschwörung verwickelten Russen verheiratet war und ihren Mann begleitet hatte: Pauline Annenkova, geborene Gueble.²² Allgemeiner gesagt: Die Episode schockierte die aufgeklärte Meinung der westeuropäischen Staaten und die Härte der Repressionen verdüsterte stark das Bild Russlands unter Nicolas I. In Frankreich war dies vor allem in den folgenden Jahren zu beobachten durch die Veröffentlichung von Texten wie „Six mois en Russie“ von Jacques Ancelot (1826) oder vor allem durch „La Russie en 1839“ von Astolphe de Custines (1843).²³

²¹ Zur Deportation nach Sibirien nach und vor dem Fall der Decembristen siehe François-Xavier Coquin, *La Sibérie. Peuplement et émigration paysanne au 19. siècle*, Paris, Institut d’Études Slaves, 1969, und Andrew A. Gentes, *Exile to Siberia, 1590-1822*, Basingstoke, Palgrave Macmillan, 2008.

²² Siehe Charlotte Krauss, *La Russie et les Russes dans la fiction française du 19. siècle*, Amsterdam und New York, Rodopi, 2007, S. 154-157. Übrigens lernte Dumas das Ehepaar Annenkov während seiner Russlandreise 1858-1859 in Nischni Nowgorod kennen.

²³ Zu diesem Punkt siehe die klassische Arbeit von Michel Cadot, *La Russie dans la vie intellectuelle française (1839-1856)*, Paris, Fayard, 1967. Zur Kenntnis Russlands durch Ausländer s. im Besonderen Anthony Cross, *In the Land of the Romans. An Annotated Bibliography of First-Hand English-Language Accounts of the Russian Empire (1613-1917)*, Cambridge Open Book Publishers, 2014.

Weder ihre eigenen Familien noch das zaristische Regime versuchten, es denjenigen, die das Schicksal ihres Mannes teilen wollten, leicht zu machen. Für Maria Volkonsky kam dies einem zivilen Tod gleich: Der Zar hatte sogar festgelegt, dass jedes Kind, das in Sibirien in einem Haushalt mit dezembristischen Exilanten geboren wurde, den Status eines staatlichen Leibeigenen erhalten sollte ... Das Regime wurde jedoch im Laufe der Zeit gelockert. Ab 1828 wurden die Sträflinge von ihren Ketten befreit. Im Juli 1831 verließen die Decembristen Tschita und wurden in ein Gefängnis in Petrowsk gebracht, wo sie in Einzelzellen untergebracht waren und nach der Arbeit mit ihren Familien zusammenleben konnten. Es gab Geburten und Hochzeiten (wie die von Vasili Ivachev, der sich an der Verschwörung nicht beteiligt hatte, aber wegen seiner Mitgliedschaft in der Südlichen Gesellschaft schwer verurteilt worden war, mit seiner ehemaligen französischen Haushälterin Camille Le Dentu²⁴), was dazu beitrug, dass die Exilanten wieder Hoffnung schöpften, auch wenn sie immer noch unter schwierigen materiellen Bedingungen lebten. Maria Volkonsky hatte sich sofort mit der Fürstin Troubetskoi, die ihren Mann ebenfalls begleitete, angefreundet, und die beiden Frauen unterstützten sich gegenseitig sehr in den ersten Jahren. Ab 1844 erhielten viele Familien Erlaubnis, sich nach Irkutsk zu begeben, um dort die schwächsten Deportierten versorgen zu lassen und ihren Kindern eine ordentliche Sekundarschulbildung zu ermöglichen. Im Fall von Alessandro Poggio geht aus Magdas Erzählung hervor, dass er mit dem Ehepaar von Prinz Serge Volkonsky, der mit ihm als einer der Hauptverschwörer verurteilt wurde, und Prinzessin Maria Raevsky in Kontakt stand, mit der er im Zusammenhang mit seiner Deportation nach Sibirien eine zärtliche Verbindung einging. Diese Verbindung blieb Fürst Volkonsky nicht verborgen, ebenso wenig wie wahrscheinlich die Vaterschaft der beiden daraus hervorgegangenen Kinder Micha und Nelly Volkonsky,

²⁴ Christine M. Sutherland, *La princesse de Sibérie*, AaO., S.247-249. Siehe auch Hélène Volet, *La femme au temps des derniers tsars*, Paris, Stock/Laurence Pernoud, 1992, S.35-39. Poggio blieb immer in der Nähe von Maria und Sergei und wurde auf seinen Wunsch hin bei ihnen auf dem Familienbesitz beerdigt. Die Nachkommen blieben über drei Generationen hinweg miteinander verbunden; als Sergejs Enkel Magda 1936 in Le Chambon besuchte und im Dorf für Aufregung sorgte, rief man aus: „Es gibt einen Prinzen bei den Trocmés“.

die 1832 und 1835 geboren wurden und denen er ohne zu zögern seinen Namen gab. Diese Form der Großzügigkeit oder der Freiheit der Sitten wirkt heute erstaunlich, und man kann feststellen, dass sie auch in der Diaspora der russischen politischen Exilanten anzutreffen war, die um 1848 nach Deutschland, in die Schweiz und nach Westeuropa aufbrachen, wie zum Beispiel bei Alexander Herzen.²⁵ Christine Sutherland zufolge war dies jedoch in erster Linie das Ergebnis der Krise des Ehepaars Volkonsky. Ab Anfang 1830 entfremdete sich Maria endgültig von ihrem Mann, den sie so sehr verehrt hatte, dass sie ihm nach Sibirien gefolgt war. Der Verlust ihres zweiten Kindes, das den Namen Soniuscha erhielt, kurz nach seiner Geburt im Jahr 1830 hatte sie verzweifeln lassen, und gleichzeitig hatte sich der Charakter von Prinz Sergej, der in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft gedemütigt, gealtert und moralisch und körperlich gebrochen war, erheblich verdüstert. Im Gegensatz dazu hat nichts die gute Laune des zehn Jahre jüngeren Alessandro Poggio verdorben, der seine Mitstreiter im Exil in verschiedene agronomische Experimente einbezog und ihre kleine Gesellschaft leitete.²⁶ Alessandro Poggios Nähe zur Prinzessin und ihren Kindern war in den Kreisen der politischen Exilanten des Decembrismus also bekannt.

Nach dem Tod von Nikolaus I. im Jahr 1855 gewährte der neue Zar den Decembristen schließlich eine Amnestie. Viele verließen Sibirien, aber nicht unbedingt, um nach St. Petersburg zurückzukehren: Die meisten schienen sich von der politischen Hauptstadt Russlands und ihren Intrigen distanziert zu haben – wahrscheinlich war es ihnen auch unmöglich, ihre frühere soziale Stellung und ihren Einfluss wiederzuerlangen, denn immerhin waren dreißig Jahre vergangen. Sie begrüßten die Reformen des „modernisierenden Zaren“, insbesondere die Emanzipation der Leibeigenen im Jahr 1861, aber sie beteiligten sich nicht sehr stark an der Debatte. Viele von

²⁵ Er hatte eine lange Affäre mit Natalia Ogareva, der Frau seines Freundes und Exilgefährten Nikolaus Ogarev, und zeugte mit ihr mehrere Kinder. Siehe Maya Goubina, *De la périphérie vers le coeur de l'Europe au milieu du 19. siècle: le parcours de Natalia Ogareva*, in: Nicolas Bourguinat (Hrsg.), *Voyageuses dans l'Europe des confins*, 18.-20. siècles, Strasbourg, PUS, 2014, S. 89-100.

²⁶ Christine M. Sutherland, *La princesse de Sibérie*, aaO., S. 250-255. Weit weniger eindeutig ist die Einschätzung von Hélène Volet, *La femme au temps des derniers tsars*, aaO., S. 27-30.

ihnen waren alt und am Ende ihrer Kräfte. Einige zogen es vor, sich direkt im Ausland niederzulassen ... Die spirituelle Entwicklung der Decembristen ist ebenfalls ein interessanter Punkt, bei dem Magda Trocmés Bemerkungen zu einer bereits umfangreichen Dokumentation hinzukommen. Die extreme Isolation, in die sie gezwungen waren, trieb viele von ihnen zu verschiedenen Formen des Mystizismus (wenn sie sich nicht schlicht und einfach den Idealen der Eremiten verschrieben). Nur wenige entwickelten sich zu einer Form von behaupteter Gleichgültigkeit, wenn nicht zum Nihilismus (was eher auf einen Teil der Generation der Populisten zutrifft, die um die Mitte des Jahrhunderts erwachsen wurden). Fast alle wandten sich jedoch von der offiziellen orthodoxen Kirche ab, die sie schlicht und einfach mit der zaristischen Autokratie gleichsetzten. Implizit verbindet Magda die religiösen Positionen ihrer russischen Großmama Varia Poggio Wissotzky mit denen ihres Urgroßvaters, dem exilierten Alesandro Poggio.

Wie wir sehen, stellen sich die Kontakte zwischen Russland und Italien nicht nur als eine Ausnahme dar. Die Auswanderungsbewegung der italienischen Gelehrten, Künstler und manchmal auch der ‚italienischen Gelegenheitsoldaten‘ wurde ab dem Ende des 18. Jahrhunderts überlagert von einem russischen Kosmopolitismus, der Italien zum Ziel hatte, manchmal als Zwischenstation einer größeren Kulturreise, manchmal als langfristiges Ziel. Die Regelmäßigkeit dieses Hin und Her hatte dazu geführt, dass sich in den wichtigsten italienischen Städten – Rom, Neapel, Florenz, Turin, Genua und natürlich Nizza, vor und nach dem Anschluss an Frankreich im Jahr 1860 – regelrechte kleine Kerne von Menschen aus dem Russischen Reich gebildet hatten. In Wirklichkeit speisten sie sich aus drei Hauptquellen: 1. Die „Grand Tour“ der russischen und polnischen Aristokratie in der großen Tradition der Bildungsreise, die sich bis etwa in die 1820er Jahre fortsetzte;²⁷ 2. Gesundheitsaufenthalte wegen des milden italienischen Klimas, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts so stark ausweiteten, dass die Riviera zu einem beliebten

²⁷ Zu diesen Themen siehe die Überlegungen von Wladimir Berelowich, *La France dans le „grand tour“ des nobles russes au cours de la seconde moitié du 18. siècle*, *Cahiers du monde russe et soviétique*, 34, 1993, S. 193-210, und allgemeiner von Sarah Dickinson, *Breaking Ground. Travel and National Culture in Russia from Peter the Great to the Era of Pushkin*, Amsterdam and New York, Rodopi, 2006.

Reiseziel der russischen Oberschicht wurde (und damit die deutschen Kurorte und ihre Kasinos ablöste, die sie bis in die 1860er Jahre und darüber hinaus häufig besucht hatten); und schließlich 3. die Ausbürgerung, verbunden mit politischer Verfolgung insbesondere von Anarchisten und Sozialisten, die von der Autokratie gegen die Oppositionellen ausgeübt wurde.

Die Familie Volkonsky war sehr eng mit der Entdeckung und der kulturellen Aneignung des „klassischen“ Italiens durch russische Eliten verbunden. Einige Reisende und Auswanderer waren sogar so fasziniert, dass sie den Katholizismus annahmen und der orthodoxen Kirche den Rücken kehrten. Dies war bei der Schwägerin von Prinz Sergej, Zinaida Volkonskaja (1789-1862), der Fall. Sie war in Dresden geboren, wo ihr Vater, Prinz Belozerskij, einer der kultiviertesten Russen seiner Zeit, Botschafter war, und ihm später nach Turin gefolgt. Sie heiratete 1809 einen der älteren Brüder von Sergej Volkonskij, dem damaligen Adjutanten des Zaren, und scheint keine sehr harmonische Ehe geführt zu haben. Ab 1817, als sie ihren ersten Sohn zur Welt brachte, lebte sie hauptsächlich im Ausland: Dresden, Prag, Wien, London und Paris, wo sie die Oper „L’Italienne à Alger“ inszenierte und die Titelrolle interpretierte. Diese Leidenschaft für die Bühne und das Singen war nicht von allen geschätzt, angefangen bei Zar Alexander I., der ihr schrieb, dass sie „sich in Beschäftigungen zerstreute, die seiner Meinung nach ihrer Abstammung nicht würdig waren“. Als sie 1820 nach Rom kam, mietete sie eine Etage im Palazzo Poli, wo sie anfangs russische Abende zu veranstalten, und kehrte dann nach Russland zurück, verließ das Land aber schließlich nach der Decembristenaffäre endgültig und verließ Rom nicht mehr. 1830 kaufte sie von Prinz Altieri eine Villa in der Nähe der Lateranbasilika St. Johannes. Sie war eine eifrige Brieffreundin und treue Unterstützerin von Maria Volkonsky und Alessandro Poggio zu deren Zeit in Sibirien. Neben den Nachrichten der Familie, die sie weiterleitete, ließ sie ihnen auch Saatgut, Samen und Pflanzen zukommen ... Die Ankündigung ihrer Konversion zum Katholizismus im Jahr 1833 war eine kleine Bombe (sie bezahlte dies mit der Beschlagnahme eines Teils ihrer Güter durch Nicolaus I.) und ihr Salon wurde zu einem der renommiertesten der katholischen Welt, oft verglichen mit dem, den Frau Swetschine, eine andere konvertierte Russin, in Paris führte. Prinzessin Zinaida

engagierte sich zunehmend für wohltätige Zwecke und wurde bei den einfachen Leuten in Rom sehr beliebt. Sie eröffnete auch Schulen für Mädchen. Aber die russische Gesellschaft Roms drängte sich immer noch in ihrem Haus, neben prominenten Besuchern wie Mickiewicz, Hugo oder Stendhal; auch Gogol, Turgenjew, Glinka, die Maler Iwanow und Tschedrin haben wahrscheinlich diese Orte besucht ... Wer sich nicht an der Gemäldeauswahl und riesigen Bibliothek erfreute, konnte im Garten flanieren, insbesondere in der Allee der Erinnerung, wo Obelisk an Karamsin, Puschkin, Goethe und Byron erinnerten.²⁸ 1860 blieb Maria Volkonsky mehrere Wochen bei Zinaida und nutzte die Tatsache, dass Michas Hochzeit (die in Genf gefeiert wurde) es ihr ermöglicht hatte, zum ersten Mal in ihrem Leben Russland zu verlassen und Italien zu entdecken.²⁹

Noch anders sind die kleinen russischen „Kolonien“ Norditaliens und an der Riviera von Nizza und Genua.³⁰ Sie empfingen sowohl Besucher auf der Durchreise als auch Langzeitgäste, je nachdem, welche Art von Aufenthalt ihre gesundheitlichen Probleme erforderten. Das Phänomen hatte sich bereits vor 1860 durchgesetzt, als die italienische Einheit damit einherging, dass Nizza französisch und das Departements Alpes-Maritimes gegründet wurde. Glücksspieleinrichtungen und große Hotels folgten der Entwicklung des Prestiges von Nizza, Cannes und Monte Carlo nach 1860/1870, während die genuesischen Rivas „di Ponente“ (Sanremo, Bordighera, Savona) oder „di Levante“ (La Spezia, Rapallo) ebenfalls an Prestige

²⁸ Zur Fürstin Volkonskaja siehe Piero Cazzola, *Zinaida Volkonskaja, cattolica e cittadina RGroßmama*, in ID., *L'Italia dei Russi tra settecento e novecento*, 2 Bde., Moncalieri, Cirvi, 2004, hier Bd.1, S. 207-227, sowie: Aleksej Kara-Murza (Hrsg.), *RGroßmama russa*, Rom, Sandro Teti Editore, 2005, und André Trofimoff, *La princesse Zénaïde Wolkonsky. De la Russie impériale à la Rome papale*, Rom, Stradanneri, 1966.

²⁹ Christine M. Sutherland, *Die Prinzessin von Sibirien*, aaO., S. 338-339.

³⁰ Siehe mehrere Artikel von Piero Cazzola in Band 2 seiner Sammlung *L'Italia dei Russi tra settecento e novecento*, aaO., insbesondere S. 97-123 (Presenze russe in Nizza sabauda (1770-1860)) und S. 215-233 (La „colonia russa“ di S. Remo tra Ottocento e Novecento). Zu den Russen in Italien siehe auch das bibliographische Verzeichnis von Maria Pia Todeschini, *Russi in Italia: dal Quattrocento al Novecento. Biobibliografia descrittiva*, Moncalieri, CIRVI, 1997 und die sehr umfangreiche Website russinitalia.it.

und Besucherzahlen gewannen³¹. Der Badetourismus hatte sich am Anfang des 20. Jahrhunderts stark entwickelt, so sehr, dass sich die gute Gesellschaft Italiens von nun ab an der internationalen Klientel beteiligte: Das ist die Erzählung von Magda Trocmé, die uns einen perfekten Blick von Marina-di-Pisa (wohin Varia und Lubas Pension jeden Sommer sich „transportierte“) und von Viareggio gibt, den beiden großen Orten an der toskanischen Küste, wo der Tourismus nicht mehr wie früher hauptsächlich im Winter stattfand. Doch neben den Figuren der Aristokratie und anderen „Großherzögen“, die hier ihr Vermögen lautstark ausgaben (und die auch den Hauptstädten des europäischen Fin de siècle die Ehre gaben), beherbergten die Städte an der Mittelmeerküste auch politische Exilanten. Nach 1848 lebten viele Patrioten, die von den Bourbonen aus Neapel oder von den Österreichern aus Mailand vertrieben worden waren, in den Savoyischen Staaten, insbesondere in der Grafschaft Nizza und in Ligurien (dem Gebiet der ehemaligen Republik Genua, das 1814 von Piemont-Sardinien annektiert worden war). Diese relative Toleranz förderte den Zustrom von Kämpfern und Aktivisten anderer Nationalitäten, die vom Scheitern der Bewegungen von 1848 enttäuscht waren. In Nizza, Sanremo, Genua und La Spezia gab es deshalb in den 1850er und 1860er Jahren eine kleine Konzentration von Russen, zu deren bekanntesten der Vater des politischen Denkens der Populisten, Alexander Herzen, gehörte.

³¹ Siehe Dennison Nash, *The rise and fall of an aristocratic tourist culture: Nice (1763-1936)*, *Annals of Tourism Research*, 6, 1979, Nr. 1 und LeRoy Ellis, *La colonie russe dans les Alpes-Maritimes des origines à 1919* Nice, Serre, 1988 (aus einer 1955 eingereichten Doktorarbeit hervorgegangen). Eine hervorragende Übersicht bietet Marc Boyer, *L'invention de la Côte d'Azur: l'hiver dans le Midi*, Paris, Éditions de l'Aube, 2001.

Die Entwicklung einer russischen Gemeinschaft in Florenz folgte einer Logik, die der in Rom relativ ähnlich war, allerdings mit einer weniger religiösen Dimension. Motive der Gesundheit waren auch bedeutsam; Magda erwähnt die „empfindliche Lunge“ ihres Großvaters Wissotzky als einen der Faktoren, die ihn nach Florenz führten, wo er seine zukünftige Frau Varia kennenlernte. Auch der älteste Sohn von Alexander II., Zarewitsch Nikolaus, hatte sich dort behandeln lassen, bevor er sich nach Nizza begab, um dort 1865 zu sterben (die kaiserliche Familie schloss sich ihm an, um ihm in den letzten Momenten beizustehen, und der Leichnam wurde von einem russischen Marineschiff nach Russland zurückgebracht).

Wie bereits im Zusammenhang mit den Engländern erwähnt, wurden Florenz und die Toskana oft als ausländerfreundliche Häfen angesehen, wo sich die Quintessenz des Geschmacks und der italienischen Zivilisation konzentrierte.³² Darüber hinaus hatte der kurze Aufstieg der Medici-Stadt zur Hauptstadt (zwischen 1864 und 1870, vor der Einnahme Roms) ihr Prestige erhöht und sie blieb bis in die 1910er und 1920er Jahre eine der großen kulturellen Zentren des Landes, insbesondere für Zeitschriften und literarische Zirkel.³³ Sie war auch eine Kunst- und Musikhauptstadt – was unter anderem der Grund dafür war, dass Luba und Varia, die in Genf ihre erste Berufung zum Gesang und Klavierspiel gefunden hatten, dorthin umgezogen sind. Die russische Präsenz hatte in den 1830er Jahren begonnen, sich zu festigen.³⁴ Der Besuch des 1822 eingetroffenen Botschafters des Zaren, Nikolaus Demidow, hatte die Geister geprägt und ein bedeutendes Erbe hinterlassen, das von seinem Sohn Anatole fortgesetzt wurde: Sie hatten eine prächtige Villa in der Nähe der Kirche San Donato errichten lassen, Wohltätigkeitsorga-

³² Zu diesem Bild siehe insbesondere das Buch von Luigi Mascilli Migliorini, *Au coeur de l'Italie. Voir la Toscane, de Montesquieu à Berenson*, Paris, Éditions Rue d'Ulm, 2015 (Florenz, 2006).

³³ Attilio Brilli, *Il viaggio della capitale. Torino, Firenze e Roma dopo l'Unità d'Italia*, Turin, UTET, 2010.

³⁴ Ettore Lo Gatto, *Russi in Italia*, Rom, Editori Riuniti, 1971. Siehe auch Franco Venturi, *Esuli russi in Piemonte dopo il '48*, Turin, Einaudi, 1959, und allgemeiner Renato Risaliti, *Russi in Italia fra Settecento e Novecento*, Moncalieri, CIRVI, 2010.

nisationen zugunsten der Armen und der verlassenen Kinder vermehrt und schließlich Sammlungen kostbarer Kunstwerke angelegt. Die in der Toskana ansässige russische Elite hatte sich den Ruf als Wohltäterin der Stadt und die Wertschätzung der großherzoglichen Familie erworben. Neben den Demidows unterhielten auch die Basilevskijs einen sehr erfolgreichen Salon und waren als Mäzene tätig. Zwischen 1863 und 1874 hielt sich die Großfürstin Maria Nikolajewna, die Tochter von Nikolaus I., durchgehend vor Ort auf, und ihr Palast war eines der Zentren des diplomatischen Lebens in Florenz, das bis 1870, dem Jahr der Einnahme Roms, die Hauptstadt Italiens war. Neben diesen hochrangigen Aristokraten traf man hier auch Menschen aus bescheideneren Verhältnissen, die vom mondänen Leben des Großherzogtums völlig abgeschnitten waren. So hielt sich Tolstoi während seiner Italienreise 1860-1861 mehrere Monate in der Stadt auf und lernte dort Poggio kennen. Auch Dostojewski befand sich, von Mailand kommend, von Dezember 1868 bis Mai 1869 vor Ort. „In Florenz kannten wir keinen einzigen Menschen, mit dem wir hätten sprechen, diskutieren, scherzen und Eindrücke austauschen können“, sagte seine Frau. „Um uns herum sehe ich nur fremde und manchmal unangenehme Gesichter; diese völlige Isolierung ist oft eine sehr schmerzliche Sache.“ Mit dem Gabinetto Viuesseux besaß Florenz jedoch einen Leseraum mit einer russischen Bibliothek und mindestens zwei abonnierten russischen Zeitungen, die Dostojewski abends nach dem Essen las. Beschäftigt mit seinen Spielschulden und in Beschlag genommen durch seine Arbeit an dem Roman „Der Idiot“, verließ er das Haus nur für längere Spaziergänge in Boboli und um die alten Bilder im Palais Pitti zu bewundern; Anna Grigorevna gab zu, dass sie ihm als „Dolmetscherin“ diene – sie lernte genug Italienisch, „sich in den Geschäften zurechtzufinden, den ‚Secolo‘ und den ‚Popolo‘ zu lesen und die Hausangestellten zu beauftragen“³⁵.

Es ist nicht unsere Absicht, hier das Bild von Florenz unter der Ära Giolitti in der Blütezeit des liberalen Italiens zu präzisieren, die

³⁵ Anna Grigorevna Dostoievskaja, *Dostoievski par sa femme*, Paris, Gallimard, 1930, S.194. Sie wohnten in der Nähe, Via Guicciardini, im gleichen wenig begünstigten Viertel, in dem sich die erste russische Kirche befand, die 1903 durch ein prächtiges Gebäude des Architekten Preobrajenskij und des Ingenieurs Bocconi ersetzt wurde, das sich in der Via Leone X befand.

Magda in ihrem Kindheitsbericht beschreibt. Es sei nur darauf hingewiesen, dass Ausländer die italienischen Städte des späten 19. Jahrhunderts manchmal mit Misstrauen betrachteten, insbesondere die Franzosen. Die Abkühlung der französisch-italienischen Beziehungen vom Anfang der 1880er Jahre und das Aufkommen quasi-rassistischer Vorurteile gegen den südländischen Pöbel waren wohl-gemerkt ein Teil davon. Als Charles Maurras in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts Florenz besuchte, erkannte er sicherlich das Erbe der Renaissance, aber durch den verzerrten Spiegel, den das „Museum der menschlichen Leidenschaften“ dem Besucher präsentierte, das von dem Ethnopsychologen Paolo Mantegazza (ein mit den Familien Grilli und Volkonsky vertrauter Arzt und eine Gestalt des damaligen kulturellen italienischen Lebens)³⁶ gegründet wurde. Und was die Dekadenz Italiens seiner Zeit betraf, fand Maurras scharfe Worte:

„Gegen die kimmerischen Horden musste Florenz tausendmal seinen delikaten Schoß wappnen. Die Stadt hatte gefährliche Rivalen oder Untertanen. Das an den Bergen klebende Pistoia, dort Lucca, und hinter dem Hügelstreifen des traurigen Pisa alarmierten zwanzig andere Städte ihre instabile Vormachtstellung. All das hielt sie unruhig und zwang sie zu ständiger Anstrengung. Anstrengung wofür? Für was? Während ich darüber berichtete, sah ich das bitterste Lächeln der Welt wieder, das das ehrliche Gesicht von Michelangelo in allen Porträts, die uns von ihm erhalten geblieben sind, mit einem schwachen und traurigen Licht erhellt. Weder als Staat noch, um die Wahrheit zu sagen, als Zentrum der Sitten existiert mehr die alte Republik. Eine gefühllose Degeneration ist über Florenz gekommen, wie über Italien, wie über den ganzen Planeten, der von Tag zu Tag kälter, hässlicher und barbarischer wird.“³⁷

Dieser Diskurs war natürlich nicht ganz neu (man findet ihn im romantischen Zeitalter in Bezug auf Venedig, wo die „Serenissima Repubblica“ nicht mehr existierte), aber er kann nur durch die Brille der Nationalismen, die Europa am Vorabend des Ersten Weltkriegs infizierten, wirklich verständlich sein. Dennoch blieb die klassische

³⁶ Siehe Magdas Darstellung auf den Seiten 58 f.

³⁷ Charles Maurras, *Anthinéa: d'Athènes à Florence*, Paris, F. Juven, 1901, in: ID., *Oeuvres capitales*, Paris, Flammarion, 1954, Bd.1, S.256.

Sicht auf die Stadt bestehen oder lebte vielmehr wieder auf nach einer Verfinsterung, die durch Vollendung des nationalen Aufbaus Italiens verursacht wurde, der den Schwerpunkt stärker auf die Wahrnehmung des Mittelalters, die Rituale und das bürgerliche Gedächtnis von Florenz gelegt hatte.³⁸ Das Bild der Harmonie, der perfekten Verbindung zwischen städtebaulichen Erbe, dem Raffinement der Kultur, dem Klassizismus der Gärten und der Landschaft – mit dem von dem Historiker Luigi Mascilli Migliorini analysierten Eindruck eines mehr oder weniger peripheren „kleinen Stückes Europa“ in einer stillstehenden Zeit – wurde deutlich wiederhergestellt. Man findet das sehr fein ausgedrückt in den zeitgenössischen Texten des deutschen Philosophen und Soziologen Georg Simmel „Rom, Florenz und Venedig“³⁹. Dort heißt es im Wesentlichen, dass im Fall von Rom die Disparitäten und Diskontinuitäten der Räume das Gefühl, es mit einem Ganzen zu tun zu haben, nicht verhindern, sondern im Gegenteil durch die Wahrnehmung und das Bewusstsein des Besuchers dazu beitragen; im Fall von Florenz, so Simmel weiter, hat man es wirklich mit einer Heimat zu tun, da dieses Ganze überall greifbar ist, von den kahlsten Hügeln von Fiesole bis zum Herzen der Stadt, von den Cascine bis Santa Croce: Es ist eine Art perfekte Vollendung, die dem Betrachter oder Nutzer dieses städtischen Raums ein so vollkommenes Gefühl der Ruhe vermittelt, dass er sich überall wie zu Hause fühlt; Venedig schließlich, ganz im Gegenteil, ist eine Stadt des Scheins und Abenteuers, deren Zersplitterung nie aufgelöst wird, ohne dass dies für den Benutzer schmerzhaft oder abschreckend wäre ...

Wie Magda berichtet, lebte die kleine russische Kolonie bis zum Ersten Weltkrieg sehr zurückgezogen und interagierte kaum mit ihrer italienischen Umgebung („sie italianisierten sich sehr wenig“, schreibt sie zu den drei Töchtern von Varia Wissotzky). Die Mitgliederzahl betrug wahrscheinlich nicht mehr als 200 bis 250 Personen – bei einer geschätzten russischen Bevölkerung in Italien von etwas

³⁸ Dies wird sehr treffend aufgezeigt in Anne O'Connor, *Florence. City and Memory in the Nineteenth Century*, Florence, Città di Vita, 2008.

³⁹ Es handelt sich um drei separate Artikel, die zwischen 1907 und 1911 in der deutschen Presse erschienen. Sie wurden in einer Ausgabe zusammengefügt und erstmals ins Französische übersetzt von Jean-Louis Vieillard-Baron in: Georg Simmel, *Philosophie de la modernité*, Paris, Payot, 1979.

mehr als 1.500 Personen⁴⁰ – so dass der Leiter des russischen Kirchenchors, Anton Charkevitch, der mit der Tochter des Priesters verheiratet war, sogar italienische Chorsänger für die gesungenen Liturgien rekrutieren musste, was ihn dazu zwang, die Texte aus dem Kyrillischen zu transkribieren ... Die Integration dieser Gemeinschaft in die gute Florentiner Gesellschaft steht jedoch außer Frage. Dies zeigt sich an der Einweihung der ersten großen orthodoxen Kirche und anderen Zeichen⁴¹: Am Vorabend des Jahres 1914 wurde z. B. die Villa Basilevskij vom Sohn der Gräfin für die Gründung eines Hospizes vererbt, und während des Ersten Weltkriegs wetteiferten die Russen mit den Italienern in ihrem Patriotismus, vereint gegen die Mittelmächte. Im Juni 1918 konnte Charkevitch dank der Kontakte, die Prinzessin Abameleck-Lazarev – die 1877 als Maria Demidova geboren und in Florenz aufgewachsen war – als die *starosta* der Gemeinde in Rom unterhielt, einen lokalen Zweig der „Russische(n) Liga für die Wiederauferstehung des Vaterlandes in enger Verbindung mit den Alliierten“ gründen. Gut verankert in den nationalistischen Kreisen von Florenz versuchte sie, Russen zusammenzubringen, die gegen die von den Bolschewiki verbreitete „Anarchie“ waren und die Fortsetzung der Kriegsanstrengungen ihres Landes befürworteten (das gerade gedemütigt durch den Vertrag von Brest-Litowsk aus dem Konflikt ausgeschieden war). Es ist jedoch anzunehmen, dass das Umfeld, in dem sich Magda Grilli bewegte, wenig mit diesen hohen Kreisen zu tun hatte. Die Tatsache, dass die Großmama mit ihrer Freundin Luba von der Tätigkeit in einer Pension lebten, in der sich durchreisende Russen, Exilanten und Reisende abwechselten, sorgte für eine ziemlich klar geschlossene Atmosphäre. Wie bereits betont handelt es sich auch um ein von Frauen dominiertes Milieu. Es ist nicht verboten, diese Funktionsweise der nach Italien gezogenen russischen Frauen mit denen

⁴⁰ Siehe Pierre Milza, *Français et Italiens à la fin du 19. siècle. Aux origines du rapprochement franco-italien de 1900-1902*, 2 Bde., Rom, École française de Rome, 1981, hier Bd. 1, S. 316. 1901 waren die Russen die sechstgrößte Gemeinschaft nach den Deutschen, Österreichern und Schweizern (zusammen 10.000 Staatsangehörige), den Engländern (mehr als 8.000) und den Franzosen (etwas weniger als 7.000 Auswanderer).

⁴¹ Marcello Garzaniti, *La comunità ortodossa russa a Firenze fra Ottocento e Novecento*, in: *Annali di Storia di Firenze*, 8, 2013, S.293-295.

zu vergleichen, die man in anderen Frauengemeinschaften analysieren kann, den Amerikanerinnen in Rom⁴² oder den Engländerinnen in Florenz um Isabella Blagden und später Violet Paget (bekannt unter ihrem literarischen Pseudonym Vernon Lee). Solidaritäten aufgrund von Witwenschaft oder Zölibat vermischten sich manchmal mit gefühlsbetonten Bindungen, während Netzwerke und Lernerfahrungen künstlerische Berufungen förderten (das beste Beispiel hierfür ist Varia, deren pianistisches Talent von den besten Lehrern bis hin zu Hans von Bülow gefördert wurde). Und oft lebten dabei mehrere Generationen nebeneinander.

Ein Punkt, der durch Magdas eigene Kommentare zu den Porträts dieser Auswanderer und Exilanten deutlich wird, ist, dass diese kleinen Ansammlungen von Russen, die sich in Florenz und anderswo auf der Halbinsel niedergelassen hatten, ursprünglich fast alle zur Oberschicht des Zarenreichs gehörten. Die meisten von ihnen waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Italien gekommen und hatten noch Verbindungen zu ihrem Heimatland (was sich auch in der Reise von Magda, Lalli und Dudy mit ihrer Großmama Varia zu ihrem Großvater Wladimir im Frühsommer 1914 widerspiegelt), die durch die Revolution von 1917 und die Entstehung des Bolschewismus jäh unterbrochen wurden. Großvater Wissotzky meldete sich nur noch mit einer Handvoll Briefe und verließ Lettland, um an der Küste des Schwarzen Meeres zu sterben (vielleicht um zu versuchen, nach Istanbul zu gelangen, das das Ziel vieler Vertreter des russischen Ancien Régime war). Selbst für langjährige Ausgewanderte in Italien bedeutete die Zäsur der Revolution und des Bürgerkriegs einen drastischen Rückgang des Lebensstandards, und Magda erzählt von einigen, die in völlige materielle Not geraten waren. Hinzu kamen natürlich neue Flüchtlinge, die keinen Platz in der neuen Gesellschaft des revolutionären Russlands finden konnten oder sich zu sehr auf das Lager der Weißen geschlagen hatten.⁴³ Es war also sicherlich ein Wendepunkt für die Identität

⁴² Nicolas Bourguinat, *Harriet Hosmer. Itinéraire d'une sculptrice américaine à Rome au 19. siècle*, in: Tiphaine Larroque und Claire Le ThGroßmamas (Hrsg.), *Voyages d'artistes des 19. et 20. siècles. Continuités et ruptures*, Strasbourg, PUS, 2016, und *Une Arcadie américaine. Parcours de voyageurs et d'artistes des États-Unis vers l'Italie de 1800 à 1939* (2017).

⁴³ Siehe insbesondere Angelo Tamborra, *Esuli russi in Italia dal 1905 al 1917*, Bari,

der russischen Gemeinschaft in Florenz, die fast alle dem Bolschewismus feindlich gegenüberstanden, was sich bereits in der Gründung der „Lega russa per il Risorgimento della Patria“ widerspiegelte. Auf religiöser Ebene war die russisch-orthodoxe Kirche im Ausland, die 1921 auf der Synode von Sremski entstanden war, gegenüber dem Moskauer Patriarchat autonom und schloss sich 1931 schließlich dem Patriarchat von Konstantinopel an.

BILDUNG FÜR MÄDCHEN

Magda Trocmés autobiographisches Zeugnis ist schließlich reich an Informationen für die Kenntnis der weiblichen Bildung im Italien des frühen 20. Jahrhunderts. Da Magda selbst einen Teil ihres Lebens als Lehrerin verbracht hatte, dachte sie beim Schreiben dieser Erinnerungen und beim Diktieren dieser Interviews über die Rahmenbedingungen nach, unter denen sie eine Ausbildung erhalten hatte, die für eine junge Frau aus diesem sozialen Umfeld seinerzeit recht anspruchsvoll war. Wie sie selbst feststellte, waren die jungen Frauen, mit denen sie bei den Schwestern in Florenz in Berührung kam, dazu bestimmt, schnell zu heiraten: Nichts bewegte sie, ihre Ausbildung über die *maturità* hinaus fortzusetzen, d. h. mehr oder weniger bis zum Alter von sechzehn Jahren. Magda berichtete auch über die Volksbildung, die sie in ihrer Jugend in Florenz vor Ort beobachtet hatte, und über die von den Waldensern in Torre Pellice (wo sie sich während ihrer Studienzeit zweimal aufhielt) aufgebauten Strukturen, die die wichtigsten Inspirationsquellen für ihr späteres Collège cévenol waren.

Die Kenntnis von Fremdsprachen wird in ihrem Herkunftsmilieu als natürlich angesehen. In der russischen Umgebung, in der Magda bei ihrer Großmama lebte, war Französisch die Kultursprache, während Russisch nur von den Erwachsenen als Kommunikationssprache verwendet wurde, die für die Kinder nicht zugänglich war. Für Frauen wie Varia und ihre Tochter Olga Poggio war die

Laterza, 1977; Giorgio Petracchi, *La Russia rivoluzionaria nella politica italiana: le relazioni italo-sovietiche, 1917 - 1925*, Rom und Bari, Laterza, 1982, und schließlich Claudia Scandura, *L'emigrazione russa in Italia: 1917-1940*, Europa Orientalis, 14, 1995, S. 341-366.

frühe Erziehung in Russisch wahrscheinlich genauso wichtig wie Französisch: Sie gehörten nicht zu den Frauengenerationen, für die Französisch die Muttersprache war, und Russisch erst in zweiter Linie, nach dem Alter von sieben oder acht Jahren, als Umgangssprache mit Dienstboten und Leibeigenen gelehrt wurde – eine Praxis, die für die russische Aristokratie zur Zeit der Aufklärung eigentümlich war, aber in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts seltener wurde in Russland, wo sich die nationale Kultur immer mehr durchsetzte. Micha und Nelly Volkonsky hatten keine Hilfe von Gouvernanten oder Sprachlehrern erhalten, da ihr Vater nach Sibirien verbannt worden war, sondern sie erhielten eine moderne Ausbildung in verschiedenen Schulen in Irkutsk.⁴⁴ Die Treue zum Französischen war auf jeden Fall erhalten geblieben. Wie Magda ihren Kindern erzählte, hatten sie und Lalli in den Sommern ihrer Kindheit in Marina di Pisa von ihrer Großmama lange französische Lese- und Schreibstunden erhalten, und sie sprachen es perfekt (mit einer leichten italienischen Musikalität, die auch im Erwachsenenalter beibehalten wurde).

Der nationale Kontext in Russland war trotz einiger Öffnungen wenig förderlich für den Zugang von Frauen zur Hochschulbildung. Daher gingen die meisten bürgerlichen Mädchen, die studieren wollten, ins Ausland, an österreichische oder vor allem schweizerische Universitäten.⁴⁵ Die Abwanderung aus Russland nahm mit der Verschärfung des Regimes Alexanders II., dem Zaren, der die Leibeigenschaft abschaffte (1861), und dem Aufstieg von Alexander III., der ihm nach seiner Ermordung 1881 folgte, zu. Die Erwähnung von Genf, vermittelt durch die Geschichte von Magdas Großmama, wirft übrigens ein Schlaglicht auf ein anderes politisches Exil als das der Decembristen: das der Populisten, die nach 1870-1880 zur direkten Aktion übergingen, und der Sozialisten aller Richtungen, die dem Zarismus den Krieg erklärten. Die Schweizer Universitäten gehörten seit den 1860er und 1870er Jahren zu den weiblichsten des

⁴⁴ Siehe unter anderem Wendy Rosslyn und Alessandra Tosi (Hrsg.), *Women in Russian Culture and Society, 1760-1825*, Basingstoke, Palgrave Macmillan, 2007, und Alexander Koyré, *La philosophie et le problème national en Russie au début du 19. siècle*, Paris, Gallimard, 1976 (1929).

⁴⁵ Siehe zu diesem Punkt Daniela Neumann, *Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867-1914)*, Zürich, H. Rohr, 1987.

Kontinents (zumindest in Zürich, Bern und Genf). Sie öffneten ihre Türen für viele ausländische Studierende, um ihre Finanzen aufzubessern (da es nur wenige Einheimische gab, die die Hochschule besuchten, und das Land bereits sieben Hochschulen zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei nur 3 Millionen Einwohnern hatte). Unter diesen Ausländern zeigten sich einige aufgeschlossen und gegenüber den weiblichen Bewerberinnen relativ weniger anspruchsvoll. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts waren etwa ein Viertel der Studierenden Frauen, und unter ihnen 9/10 Russinnen. Letzteren blieb der Zugang zu den Universitäten ihres Landes bis zum Ende des Zarenreichs verwehrt. In den 1870er Jahren, bis zur Ermordung Alexanders II. und erneut in den 1900er Jahren wurden sie jedoch an speziellen Instituten in Medizin unterrichtet. Eine berühmte Petition von Frauen aus der Oberschicht in St. Petersburg im Jahr 1868 hatte sich dafür eingesetzt. Maria Trubnikowa, die Tochter eines Decembristen, mit der Varia Wissotzky eng befreundet war, gehörte zusammen mit Anna Filosofova und anderen Persönlichkeiten aus Literaturkreisen und Wohltätigkeitsbewegungen zu den Unterzeichnerinnen.⁴⁶

Magdas Erinnerungen bieten jedoch vor allem ein detailliertes Bild der Frauenbildung in Italien zu Beginn des 20. Jahrhunderts, vor dem Aufkommen des Faschismus. In den letzten zwanzig Jahren hat sich das Wissen über dieses Thema sowohl in Frankreich als auch in Italien stark verbessert.⁴⁷ Nach der Einheit wurde die Unwis-

⁴⁶ Siehe beispielsweise Barbara Engel, *Mothers and Daughters. Women of the Intelligentsia in 19. Century Russia*, Buffalo, Northwestern University Press, 2000 und Christine Johanson, *Women's Struggle for Higher Education in Russia, 1855-1900*, Montreal, McGill-Queen's University Press, 1987. Zu dieser Gruppe von Intellektuellen (Frauen) gehört auch Anna Engelhardt, die aus dem russischen Provinzadel stammte und deren oppositioneller Ehemann unter Alexander I. mehrfach inhaftiert wurde. Sie war Mitarbeiterin des „Messager de l'Europe“ und die regelmäßige, wenn nicht ständige Übersetzerin von Émile Zola: siehe Évelyne Enderlein, *La Russie terre de médiatrices: l'exemple d'Anna Engelhardt*, in: Guyonne Leduc (Hrsg.), *Les rôles transfrontaliers joués par les femmes dans la construction de l'Europe*, Paris, L'Harmattan, 2012, S.157-175.

⁴⁷ Für Frankreich wurde das klassische Werk von Françoise Mayeur, *L'éducation des filles en France au 19. siècle*, Paris, Hachette, 1979, durch die Studie von Rebecca Rogers, *Les bourgeoises au pensionnat*, Rennes, PUR, 2004 (University Park (PN), 2002), fortgesetzt. Für Italien siehe Simonetta Soldani (Hrsg.), *L'educazione delle donne. Scuole e modelli della vita femminile nell'Italia dell'Ottocento*, Mailand:

senheit der Frauen nicht mehr als Tugend gepredigt, obwohl immer noch schwere Vorurteile gegen die gebildete oder gelehrte Frau bestanden, kurz gesagt gegen das Äquivalent unseres „bas-bleu“ ... Die traditionelle Aristokratie und die Bourgeoisie in ihrer großen Mehrheit urteilten, dass Mädchen aus Gründen des Anstands und um sie besser auf ihre familiären und sozialen Rollen vorzubereiten, getrennt unterrichtet werden sollten. Auch schickte man sie vorzugsweise in religiöse Einrichtungen. Magda wurde nach ihrer frühen Kindheit, in der sie ausländische Erzieherinnen erlebt hatte, für dieses System bestimmt: aber sie wurde zu den Diakonissen geschickt, d. h. zu protestantischen Schwestern deutscher Herkunft. Dies war natürlich vor und nach ihrem achten Lebensjahr ein Zeichen für ein gewisses soziales Ansehen. Es war auch eine Form der Offenheit gegenüber dem Ausland, die den vielen Einflüssen entsprach, die auf die Identität der Familie einwirkten. Im Giolitti-Italien vor 1914 war der deutsche Einfluss sehr beachtenswert, wobei die wirtschaftliche und finanzielle Durchdringung mit einer starken kulturellen Prägung einherging – spürbar in der pädagogischen und philosophischen Bewegung.⁴⁸

In Florenz und anderswo waren viele der „Istituti femminili di educazione“ kirchliche Internate, die ein sehr konventionelles Modell vertraten: sie wurden schon kurz nach der Einheit beschuldigt, von der Außenwelt und den modernen Werten abgeschnitten zu sein. Unter den Politikern dachten viele, dass die Frauen unbedingt in die Wiedergeburt der italienischen Nation einbezogen werden müssten, anstatt sie den Konfessionen zu überlassen, und bereits 1859 forderte das Casati-Gesetz (das eine Grundschule pro Gemeinde vorschrieb), dass Jungen und Mädchen gleichermaßen unterrichtet werden sollten.⁴⁹ Die Reform von 1866-1867 ermöglichte

Franco Angeli, 1989, und Pier Luigi Ballini und Gilles Pécout (Hrsg.), *Scuola e nazione in Italia e Francia nell' Ottocento: modelli, pratiche, eredità*, Venedig: Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, 2007.

⁴⁸ Benedetto Croce für die neo-hegelianische Inspiration in der Philosophie oder Alexander Herzen junior für die experimentelle Wissenschaft sind emblematische Beispiele. Der Erste Weltkrieg führte zu einem tiefgreifenden Umdenken, da er Italien dazu veranlasste, sich von den zentralen Imperien zu lösen. Wie Magda berichtet, wurden die Diakonissen von Florenz in alle Winde verstreut.

⁴⁹ Mit langsamen Fortschritten: 1861 gab es noch 74 % Analphabeten unter den Italienern, 1911 waren es nur noch 38 %, wobei die Zahlen für Frauen deutlich

eine bessere Kontrolle der Zulassung von Nonnen und frommen Damen, die in der Schule tätig waren. Im Fall der Toskana, wo seit dem Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Großherzog Léopold und dem aufgeklärten Bischof von Prato, Scipione Ricci, die „Konservatorien“, d. h. vom Staat „akkreditierte“ religiöse Einrichtungen, vorherrschten, wurde ihr Besitz im Zuge der laizistischen Reform verstaatlicht und dem Ministerium für öffentliche Bildung unterstellt.⁵⁰ Gleichzeitig führten die politische Einigung Italiens und die sehr schlechten Beziehungen zwischen der Savoyischen Monarchie und dem Papsttum zu einer neuen Dynamik der religiösen Bildung der Mädchen. Es wurden zahlreiche Kongregationen gegründet oder umstrukturiert: Barmherzige Schwestern, Kanonikerinnen, Töchter und Frauen des Heiligen Herzens, Schwestern des Heiligen Josef, Salesianerinnen, Schwestern der Heiligen Anna, Schwestern der Darbietung, Marcelinerinnen, Schwestern der Heiligen Dorothee, Benediktinerinnen, Franziskanerinnen ... Doch während die nach 1860 entwickelte und langsam verallgemeinerte Grundschulbildung einer Priorität entsprach, nämlich der, „Italiener zu machen“, stellte der Staat verhältnismäßig viel weniger Mittel für die Sekundarstufe bereit und machte sich nicht die Mühe, einen separaten weiblichen Sektor zu fördern.⁵¹

Andererseits war die Frauenbildung eine Garantie für den sozialen Status und sollte die Familien, die ihre Kinder in die Schule schickten, aus den Milieus herausheben, in denen Frauen gezwun-

höher waren: 81 %, dann 42 %. Siehe Daniele Marchsini, *L'analfabetismo femminile nell'Italia dell'Ottocento: caratteristiche e dinamiche*, in: Simonetta Soldani (Hrsg.), *L'educazione delle donne*, aaO., S. 56.

⁵⁰ Siehe ein Beispiel in Silvia Franchini, *Elites ed educazione femminile nell'Italia dell'Ottocento: l'istituto della SS. Annunziata di Firenze*, Florenz: Leo S. Olschki, 1993. Erst nach 1929 und dem Lateranabkommen erhielten die toskanischen Konservatorien, zu denen auch die Mantellaten gehörten, mit denen Magda verkehrte, wieder einen kirchlichen Status.

⁵¹ Die unerwartete Folge war, dass gemischte Klassen und Kurse in den Mittelschulen und Gymnasien in Italien nach der Gesetzgebung von 1880 zumindest im öffentlichen Sektor viel früher als in anderen Ländern eingeführt wurden. Die Pionierinnen der öffentlichen Sekundarschule (324 Mädchen im Jahr 1886, die über das ganze Land verteilt waren), die bis 1900 auf über 3.500 und 1906 auf 9.000 angewachsen waren, blieben jedoch angesichts der fast 108.000 Mädchen, die um 1900 im privaten Sektor eingeschrieben waren, in der Minderheit.

gen waren, zu arbeiten: das Verhalten, die Kunst, einen Haushalt zu gestalten und häusliche Pflichten blieben die Prioritäten, und die Säkularisierung hatte letztlich nur geringe Auswirkungen auf die weiblichen Rollen.

Das Conservatorio der Mantellaten ähnelt dem, was man in Frankreich als „Internat“ bezeichnen würde, und das Bild, das Magda zeichnet, zeigt, dass in den 1910er und 1920er Jahren eine Form von Rigorismus in der religiösen Erziehung fortbesteht. Das Leben im Internat ermutigt die Mädchen, ihren eigenen Körper zu vernachlässigen oder sogar abzulehnen, wie die verblüffende Szene zeigt, in der eine Konversenschwester Magda das Kleid reicht, das sie während des Badens vor sich selbst verbergen soll und unter dem sie sich waschen muss. Es gab nur zwei Wege, auf denen Mädchen im öffentlichen Sektor relativ stark gefördert wurden: zum einen das Frauenlehrerinnenseminar, das die Schulen des Landes mit Lehrerinnen versorgen sollte und – mit einiger Verspätung – im Kleinbürgertum sehr erfolgreich war (über 62.000 Lehrerinnen in den 1900er Jahren, während gleichzeitig die Zahl der Lehrer, die um 1870 noch in der Überzahl waren, zusammenbrach); zum andern die Berufsausbildung für „verdiente“ Mädchen aus der Arbeiterklasse
...

In Italien war der Zugang von Frauen zur Hochschulbildung kein Tabu, wie man es von einem katholischen Land erwarten konnte. Es gab Präzedenzfälle nicht allein in der Zulassung von Frauen zum Studium, sondern auch im 18. Jahrhundert im Blick auf Lehrstühle an den Universitäten. Die liberale Monarchie hatte bereits 1875 das offizielle Verbot der Einschreibung von Frauen an Hochschulen aufgehoben, doch die Sitten änderten sich kaum. Am Ende des Jahrhunderts saßen nur etwa 120 Frauen auf den Bänken der italienischen Universitäten⁵², die nach wie vor extrem elitär waren. Auch hier entwickelte sich das System am schnellsten, wenn es um den Zugang zu Lehrberufen ging: 1882 wurden in Florenz und Rom zwei „Istituti Superiori Femminili di Magistero“ eröffnet, die dazu bestimmt waren, zukünftige junge Lehrerinnen auszubilden (indem sie ihnen die Lizenz und die Berechtigung zum Unterrichten

⁵² Linda Clark, *Women and Achievement in Nineteenth-Century Europe*, Cambridge, Cambridge University Press, 2008, S.187.

an allen Mädchenschulen, insbesondere an Sonderschulen, verliehen). In diesem Zweig, in dem Gentile in seiner Reform von 1923 die Koedukation durchsetzte und auch Jungen zuließ, erreichte Magda die Hochschulreife.⁵³ Magdas Jugendzeit war jedoch durch einen deutlichen Anstieg der Studentinnenzahlen im ganzen Land gekennzeichnet: Am Vorabend des Ersten Weltkrieges und nach ihm gab es etwa tausend Studentinnen. Ein Gesetz vom 17. Juli 1919 erkannte den italienischen Frauen die volle Rechtsfähigkeit und damit die volle Freiheit beim Zugang zu Beschäftigungen aller Art zu, auch wenn dies bald durch zahlreiche Ausnahmen eingegrenzt und durchkreuzt wurde. Von Seiten der katholischen Vereinigung und der römischen Kirche selbst wurden Initiativen ergriffen⁵⁴, denn trotz der Vorbehalte gegenüber der Rolle der Frauen in der Gesellschaft wollte man sie nicht von der Bewegung der Modernisierung der Gesellschaft und der Sitten ausschließen. Italienerinnen, die wie Protestantinnen oder Jüdinnen religiösen Minderheiten angehörten, hatten jedoch früher als andere ihren Wunsch nach einer längeren Ausbildung und einem Hochschul-Abschluss geäußert. So lässt sich Magdas Weg in etwa einordnen.

Andererseits waren wohlthätige Aktivitäten für Frauen des 19. Jahrhunderts schon seit langem eine Möglichkeit, sich unabhängig von Ausbildung und Berufsmöglichkeiten zu betätigen und sich in der öffentlichen Sphäre zu engagieren – oder zumindest der reinen Beschränkung auf die häusliche Sphäre zu entgehen.⁵⁵ Aus diesem

⁵³ Erst 1936 sollte das Istituto den Namen Facoltà di Magistero annehmen und damit die volle akademische Würde erhalten.

⁵⁴ Siehe beispielsweise Cecilia Dau Novelli, *Società, Chiesa e associazionismo femminile. L'Unione fra le donne cattoliche d'Italia (1902-1919)*, Rom, AVE, 1988 und Helena Dawes, *Catholic Women Movements in Liberal and Fascist Italy*, Basingstoke, Palgrave Macmillan, 2014.

⁵⁵ Siehe zum Beispiel Rachel Fuchs, *Gender and Poverty in Nineteenth-Century Europe*, Cambridge, Cambridge University Press, 2005. Achtung: In dieser Hinsicht gibt es ein russisches Modell: Adele Lindenmeyr, *Public life, private virtues: women in Russian charity, 1762-1914*, Signs, 18, 1993, Nr. 3, S. 562-591, und die wichtige Zusammenfassung von Wendy Rosslyn, *Deeds, not Words. The Origins of Women's Philanthropy in the Russian Empire*, Birmingham, Center for Russian and East European Studies, 2007. Die Krise im Zusammenhang mit der französischen Invasion von 1812 hatte diese Aktivitäten stark gefördert, als eine Form der Hingabe von Frauen an die nationale Sache – vor allem für Frauen der Oberschicht, wie in der Petersburger Frauenvereinigung.

Grund wurde manchmal ihr Beitrag zum Aufbau einer vorwiegend weiblichen Vereinsbewegung, die sich letztendlich der feministischen Sache verschrieben hat, nach oben korrigiert. In katholischen Ländern wie Frankreich und Italien war dies jedoch eher ein Bereich, der von einer religiös motivierten Frauenbewegung besetzt war – religiösen Laiengemeinschaften, Patronatsgesellschaften und karitativen Vereinigungen – als dass er säkular inspiriert war. In Rom gab Prinzessin Zinaida, die Schwägerin von Maria Volkonsky, Mitte des 19. Jahrhunderts ein berühmtes Beispiel dafür, indem sie diese sozialen Werke in eine Form des fundamentalistischen und mystischen Katholizismus überführte. In den 1840er Jahren schloss sie sich der Union der Anbeter des Blutes Christi an, die von dem Priester Don Giovanni Merlini und der Mutter Maria De Matthias gegründet worden war. Im Jahr 1850 gründete sie eine Schule in ihrem Palast und 1854 eine zweite im Stadtteil San Giovanni del Laterano. Sie träumte davon, Missionare auszubilden, die nach Russland gehen und ihre Kongregation nach Russland bringen sollten, und auch einer anderen Konvertitin protestantischer Herkunft stand sie nahe, der Marquise Campana Rowles, die das gleiche Projekt für England plante. Als sie 1862 starb, nahm eine riesige Menge kleiner Leute, die ihrer „buona principessa russa“ treu geblieben waren, an ihrer Beerdigung teil. Wie wir gesehen haben, war ‚Großmama Wissotzky‘ mit den Frauenfiguren der russischen philanthropischen Bewegung verbunden. Der im Text erwähnte Dr. P. Mantegazza, eine Galionsfigur der italienischen Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts, war selbst der Sohn einer Mailänderin, die für ihre Werke berühmt ist. Kurzum, wir haben den Eindruck, dass Magda diese sozialen Bedenken nicht von sich aus entdeckte, sondern sie größtenteils erbte. Wie sie selbst feststellte, erschien ihr Varia Poggio Wissotzky weitaus weniger von Prinzipien und Höflichkeitsregeln bestimmt als ihre eigene italienische Familie. Es war ein Hauch von frischer Luft, den sie in dem Viale Margherita einatmete, wenn sie in ihren Jugendjahren zu ihrer Großmama ging. Nichts war ihr fremder als die „vertikalen“ sozialen Beziehungen und die steife Etikette der guten Gesellschaft ihres eigenen Landes. Die russische Abstammung trug also dazu bei, dass sie für die Not der armen Leute offener wurde. Doch das Florenz der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts war voll von karitativen Initiativen, die sowohl von der säkularen

und positivistischen Seite als von den verschiedenen Kirchen ausgingen: So wie die Orthodoxie ihre wohlthätigen Damen hatte, so hatten sich die toskanischen Protestanten (besonders die angelsächsischer Abstammung) seit den 1840er und 1850er Jahren durch Formen des Proselytismus in Verbindung mit Wohltätigkeitsarbeit hervorgetan. Diese religiöse Zugehörigkeit der Familie von Magda ist es, auf die wir nun näher eingehen wollen.

RELIGIÖSE ENTWICKLUNG

Das Italien des frühen 20. Jahrhunderts, in dem Magda Grilli ihre Jugend verbringt, ist mehr als heute ein katholisches Land. Religiöse Minderheiten werden zwar toleriert, genießen aber keine wirkliche gesellschaftliche Wertschätzung. Protestantisch zu sein bedeutet in Italien in den 1910er und 1920er Jahren, dass man sich für eine klare Originalität entscheidet, aber auch, dass man zu einer gewissen Marginalität gezwungen ist. Diese Faktoren spielen bei Magdas Identitätssuche eine Rolle, da sie alle Kriterien der Singularität in sich vereint: russische Abstammung, Abwesenheit der Mutter, eine Familie, die der Waldenserkirche angehört ...

Die Waldenserbewegung ist jedoch kein neues Phänomen, sondern geht bis ins 12. Jahrhundert zurück.⁵⁶ Ihr Gründer Petrus Valdus (oder Valdès oder Vaudès, geboren um 1140, gestorben um 1206) wird allgemein als Vorreformer angesehen, der der protestantischen Reformation von Luther und Calvin um mehr als drei Jahrhunderte zuvorkommt. Valdus, ein reicher Kaufmann aus Lyon, durchschreitet um 1170 beim Lesen der Evangelien eine tiefe spirituelle Erfahrung und entscheidet sich, sie buchstabengetreu umzusetzen: Nachdem er eine der ersten Übersetzungen bestimmter Bibelstellen aus dem Lateinischen in die Volkssprache (das Frankoprovenzalische) finanziert hatte, verteilt er seinen gesamten Besitz an die Armen und beginnt ein entbehrungsreiches Leben, um

⁵⁶ Das beste Werk auf Französisch zur Darstellung der Waldenserbewegung ist das von Gabriel Audisio: *Les Vaudois. Histoire des „Pauvres de Lyon“ - 12.-16. siècle*, Saint-Rémy-de-Provence, Éditions Équinoxe (coll. Mémoires du Sud), 2015. Für eine kurze, populärwissenschaftliche Zusammenfassung: Giorgio Tourn, *Pierre Valdo et les Vaudois*, Lyon, Éditions Olivétan (coll. Figures protestantes), 2010.

sich dem Predigen zu widmen. Ihm folgen bald eine Reihe von männlichen und weiblichen Anhängern, die man später als „die Armen von Lyon“ bezeichnet. Sie führen ein Leben als Bettler, meditieren täglich die Bibel und ermahnen die Zuhörer, Buße zu tun. Im Jahr 1179 reisen sie nach Rom und bitten den Papst um die Erlaubnis, predigen zu dürfen. Diese wurde ihnen zunächst gewährt, dann aber mit der Begründung, dass es sich bei den Christen um Laien handelte, wieder entzogen. Als sie sich über das Verbot hinwegsetzten, wurden sie von Erzbischof Jean Belles-mains aus Lyon vertrieben und 1184 auf dem Konzil von Verona exkommuniziert. Es folgt eine lange Zeit der Verfolgung durch die Inquisition, die sie der Ketzerei beschuldigte, und das auf umso paradoxere Art und Weise, als im gleichen Moment der Orden des heiligen Franziskus, der eine sehr ähnliche Ausrichtung hat, die Erlaubnis erhält und sich weiter entwickelt, wie wir wissen (Der Orden der kleinen [minderen] Brüder wurde 1209 gegründet).

In den Untergrund gedrängt, zerstreuen sich die Waldenser, gewinnen aber auch zahlreiche Anhänger in dem Dauphiné, der Provence, Burgund, dem Elsass, aber auch in Italien, der Schweiz, Brandenburg, Pommern und Böhmen (vor Jan Hus, dem anderen großen Vorreformer). Die in Frankreich verfolgten Waldenser überqueren die Alpen und lassen sich in zwei Tälern im Piemont nieder, die heute als „Waldensertäler“ bezeichnet werden: das Chisone-Tal und das Pellice-Tal rund um die Ortschaft Torre Pellice. In diesen Hochalpentälern halten sie sich mehrere Jahrhunderte lang als veritable „Volks-Kirche“⁵⁷, die gejagt und unterdrückt sich aber heldenhaft gegen religiöse Intoleranz wehrt: Ihre Geschichte ist ein klein wenig zu einer goldenen Legende geworden. Im 16. Jahrhundert nehmen sie Kontakt zu Johannes Calvin und Guillaume Farel in Genf auf und entscheiden sich auf der Synode von Chanforan 1532, sich der Reformation anzuschließen. Diese Entscheidung erfolgt nicht ohne Zögern, da die Waldenser einige für sie neue Lehrinhalte akzeptieren mussten. Eine der auffälligsten Veränderungen ist der Verzicht der Frauen auf das Predigen, nachdem über drei Jahrhunderte lang Männer und Frauen, die alle Laien waren, gemeinsam und gleichbe-

⁵⁷ Um es mit den Worten von Giorgio Tourn zu sagen: *Les Vaudois. L'étonnante aventure d'un peuple-Église 1170 - 1980*, Turin /Tournon, Claudiana/Réveil, 1980.

rechtigt gepredigt hatten; die waldensischen Frauen predigten von Neuem erst wieder seit der Einrichtung des weiblichen Pfarramtes, zu Beginn der 60er Jahre ... des 20. Jahrhunderts! Die Zugehörigkeit zur calvinistischen Reformation im 16. Jahrhundert bedeutet für die Waldenser jedoch nicht den Schutz vor Verfolgung, ganz im Gegenteil, und es war erst am 17. Februar 1848, dass die Gewissens- und Religionsfreiheit von König Karl Albert von Savoyen gewährt wurde. Die evangelische Waldenserkirche (Chiesa Evangelica Valdese) wurde endlich anerkannt. Die Einwanderung italienischer Waldenser nach Uruguay und Argentinien ab 1856 führte zur Gründung einer zweiten Waldenserkirche: der Iglesia Evangélica Valdese del Rio de la Plata (Evangelische Waldenserkirche am Rio de la Plata), die heute 15.000 Mitglieder hat. Die Evangelische Waldenserkirche in Italien hat derzeit 30.000 Mitglieder (in einem Land mit 61 Millionen Einwohnern).

Magdas Großmama mütterlicherseits gehörte also einer verschwindend kleinen Minderheitengemeinschaft an: Sie war auf einem mehr als originellen persönlichen Weg von der russischen Orthodoxie zum italienischen Protestantismus gekommen, was größtenteils auf ihren Aufenthalt in Genf zurückzuführen war. Magdas Vater war anglikanisch erzogen worden, weil seine eigene Mutter Engländerin war. Magda wurde daher als Baby in der Waldenserkirche getauft. Das erste Vorkommen von „Gott“ in Magdas Kindheitserinnerungen hängt mit dem Tod ihrer Mutter zusammen und mit der doppelten Vaterfigur (der des irdischen und der des himmlischen Vaters), die sie beide Male sich passiv verhalten und die trotz der göttlichen Macht des letzteren als Ungerechtigkeit erfährt. Es ist jedoch schwer zu unterscheiden, ob diese metaphysische Unruhe tatsächlich auf die Gedanken der Kindheit zurückgeht und was eine spätere Neuinterpretation ist. Ihre erste Erfahrung einer religiösen Betreuung macht sie im Alter von acht Jahren im Internat bei den Diakonissen. Es ist nicht verwunderlich, dass man in der protestantischen Tradition Schwestern trifft, die das Leben von Nonnen führen. Luther hatte in seiner berühmten Schrift „De Votis monasticis“ (1521) die Mönchsgelübde abgeschafft, da sie seiner Meinung nach gegen das Wort Gottes verstießen.⁵⁸ In der ersten Hälfte des 19. Jahr-

⁵⁸ Martin Luther, *Le Jugement de Martin Luther sur les voeux monastiques*, 1521 in:

hunderts entstanden jedoch in den protestantischen Ländern (Deutschland, Schweiz, England), aber auch in Frankreich, Gemeinschaften engagierter Frauen, die nach dem Vorbild der Diakone und Diakonissen der frühen Kirche ein Gelübde ablegten. Zwei Gründe waren dafür ausschlaggebend: ein religiöser Aufbruch und die Konfrontation mit der Schärfe der neuen sozialen Nöte: sie antworteten auf eine Berufung zum Dienst an Kranken und Armen, Waisen und Gefangenen, aber auch mit der Gründung von Schulen.⁵⁹

Die Diakonissengemeinschaft von Kaiserswerth in der Nähe von Düsseldorf war von Pfarrer Theodor Fliedner (1800-1864) im Jahr 1816 gegründet worden und hatte sich bis nach Italien ausgebreitet.⁶⁰ Magda wurde dem Florentiner Zweig dieses deutschstämmigen protestantischen Diakoniewerks (daher der Name „Schwester“) anvertraut. Sie war die ganze Woche über dort und nahm am Sonntagmorgen an der „Sonntagsschule“ und anschließend am Gottesdienst der Waldenserkirche teil. Die „Sonntagsschule“ ist eine protestantische Besonderheit: Es handelt sich um einen katechetischen und vor allem biblischen Unterricht für Kinder, der vor oder während des Gottesdienstes stattfindet. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kam das Konzept dazu aus England über Deutschland und die Schweiz nach den Vereinigten Staaten und über Frankreich und die Missionsgesellschaften in die Kolonialgesellschaften.⁶¹ Es ist ein Schweizer Pfarrer der reformierten Kirche Frankreichs, der die Sonntagsschule übernimmt, an der Magda in einer Klasse der Diakonissen teilnimmt: Hier zeigen sich die solidarischen Verbindungen, die zwischen den verschiedenen protestantischen Minderheitensystemen der lateinischen Welt geknüpft werden. Doch diese

Oeuvres, Band III, Genf, Labor et Fides, 1963, S. 79-219.

⁵⁹ Siehe Annie Perchenet, *Renouveau communautaire et unité chrétienne. Regards sur les communautés anglicanes et protestantes*, Paris, Mame (coll. Concordances), 1967; Ingrid Reimer, *Verbindliches Leben in evangelischen Bruderschaften und kommunitären Gemeinschaften*, Gießen/ Basel, Brunnen Verlag, 1999.

⁶⁰ Siehe Annie Perchenet, *Renouveau communautaire et unité chrétienne*, aaO., S. 294-299.

⁶¹ Siehe Jean-François Zorn, *Un mouvement catéchétique contemporain: les Écoles du Dimanche*, in: *Études Théologiques et Religieuses*, 71, 1996, Nr. 3, S. 379-400; Anne Ruolt, *L'école du Dimanche en France au 19. siècle, pour croître en sagesse et en grâce*, Paris, L'Harmattan (coll. Religion - sciences humaines), 2012.

strenge religiöse Betreuung hinderte Magda nicht daran, ihre eigene, sehr einzigartige spirituelle Entwicklung zu verfolgen.

Magdas religiöse Entwicklung kennt mehrere Phasen. In der ersten Phase konvertiert sie zum Katholizismus: eine Konfession, die sie selbst als „eine große Qual für mich“ bezeichnet. Ihr Aufenthalt bei den Diakonissen führt zu einer inneren Zerrissenheit aufgrund einer verstärkten Identitätssuche. In Magdas ‚Feder‘ findet sich immer wieder die Spannung zwischen dem, was „verstanden“ werden kann, und dem, was „schwer zu verstehen“ ist, zwischen dem, was „interessant“ ist, und dem, was „ohne Interesse“ ist. Das ambivalente Verhältnis von Anziehung und Zurückweisung, das sie gegenüber dem Katholizismus empfindet, betrifft verständlicherweise zunächst einmal den Status der Toten und die Beziehung, die man zu ihnen haben kann (oder auch nicht). Protestanten sind auf Grund des biblischen Zeugnisses der Ansicht, dass die Verstorbenen schlafen und auf das Jüngste Gericht warten und dass es daher vergeblich ist, zu ihnen oder für sie zu beten. Die Katholiken ihrerseits sind entsprechend der dogmatischen Überlieferung der römischen Kirche der Ansicht, dass es zwischen Hölle und Paradies ein Fegefeuer gibt und dass es möglich ist, Fürbitte zu leisten, um den Aufenthalt an diesem Ort der Prüfung zu verkürzen. Protestantische Verstorbene sind nach Ansicht der Katholiken definitiv in der Hölle. Und die Figur der Jungfrau Maria verleiht Magda eine mütterliche Präsenz, die ihr fehlt. Neben diesen dogmatischen Fragen gibt es aber auch prosaischere Überlegungen, die mit der Anzahl der Feiertage, dem Dekorum oder dem Kommunionsalter zusammenhängen. Aber selbst in diesen Fällen sind sie mit Magdas Ablehnung von Ungerechtigkeit verbunden: Die Tatsache, dass sie nicht wie ihre katholischen Mitschüler am 15. August vom Unterricht befreit ist, scheint ihr gegen den Grundsatz der Gleichheit zu verstoßen. So ist ihr religiöser Werdegang von Anfang an in einer Sorge um Gerechtigkeit verwurzelt.

Hin- und hergerissen zwischen der Angst vor der Hölle und einer tiefen Sehnsucht nach Freiheit und Gerechtigkeit, glaubt Magda daher, ihre metaphysische Angst beenden zu können, indem sie katholisch wird. Im Alter von zwölf Jahren wird sie vorsichtshalber erneut getauft (unter Vorbehalt, denn die protestantische Taufe wurde von der römischen Kirche grundsätzlich anerkannt). Am

nächsten Tag geht sie zur Erstkommunion, empfindet aber beim Empfang der Hostie nichts außer einer großen Enttäuschung. Kaum ist sie Katholikin geworden, distanzierte sie sich von ihrer neuen Religion und ihr fünfjähriger Aufenthalt im Kloster der Mantellaten (1914-1919) führt sogar dazu, dass sie gegen den Katholizismus revoltiert. Sie lehnt insbesondere die Beichte ab, die es im Protestantismus nicht gibt und die ihr von Anfang an zu schaffen macht, da sie sich alle Sünden, derer sie sich schuldig machen könnte, vorstellen muss, um sie zu bekennen. Erstickend im Korsett des Dogmatismus nimmt sie sich vor, in der katholischen Kirche zu bleiben und dabei sich die Freiheit zu bewahren, zu glauben, was sie möchte. Als ein Priester, der für seine Offenheit bekannt ist, dies ablehnt, beginnen ihr Austritt aus dem Katholizismus und eine durchdachte Rückkehr zum Protestantismus.

Es ist offensichtlich die Freiheit, die sie zur Waldenserkirche hinzieht, und die Möglichkeit, hier ihre eigene Religion zu leben. Und so konstruiert sie „Magdas Religion“, wie später André Trocmé sagen wird. „Magdas Religion“ lässt sich auf zwei sehr einfache Prinzipien zurückführen, die sie selbst am Ende des Lebens so formulieren wird:

„1. Wenn es nicht irgendwo eine Quelle der Hoffnung, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe gäbe, hätten wir nicht die Hoffnung auf Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe in uns verwurzelt, die wir in jeder Religion und auf jeder Stufe der Zivilisation finden. Und diese Quelle nenne ich Gott.

2. Ist Jesus Christus der Sohn Gottes? Ist das Neue Testament immer noch ein Ausdruck der Wahrheit, ohne Spuren von Mythologie, Irrtümern, Legenden, ohne Spuren des Bedürfnisses, das, was man stark empfunden hat, durch Erzählungen zu konkretisieren? Unwichtig. Es gibt genug wunderbare Lehren in der Philosophie, die Jesus zum Ausdruck gebracht hat, um die Welt zu verändern und sie zu einer Art von ‚Reich Gottes‘ zu machen, wenn wir nur die Hälfte von dem, was Jesus uns gelehrt hat, in die Tat umsetzen würden.“

Diese Formulierungen fokussieren die Religion auf ethische Werte und konkretes Engagement, fernab von doktrinen Verkrampfun-

gen; sie entnehmen den Evangelien eine Pädagogik des Reiches hier und jetzt und nicht erst am Ende der Zeiten, fernab von jeglichem biblischen Literalismus; und schließlich etablieren sie Analogien zwischen dem Kern des Christentums und dem anderer Spiritualitäten. Diese drei Punkte bringen Magdas Religion in die Nähe der großen Richtungen der liberalen Theologie, bedacht wie diese, der Freiheit den absoluten Vorrang einzuräumen: Freiheit des Gewissens, Freiheit dieser oder jener Aussage zu glauben oder nicht zu glauben, die völlige Freiheit, die der gläubigen Subjektivität überlassen wird. Nachdem sie zwischen Katholizismus und Protestantismus gependelt war, fand sie schließlich im Rahmen der protestantischen Konfession genügend Raum, um auf ihre Weise zu glauben.

Diese letzte Option sollte sich als entscheidend für die verschiedenen bewegenden Wendepunkte ihrer Begegnung mit John A. Falkenberg erweisen. Magda, die sich nie geliebt gefühlt hat, lehnt den ersten Verehrer ab, der katholisch ist und seine Kinder in dieser Religion erzogen wissen will. Ein weiterer Aspekt, der sie davon abhält, „Ja“ zu diesem Heiratsantrag zu sagen, ist die Anwesenheit eines Priesters, der sich durch die Beichte in das intime Leben des Paares einmischen würde. Die protestantische Tradition bevorzugt die direkte Beziehung des Gläubigen zu Gott, der als einziger Zeuge für das Eheleben zugelassen ist. Magda reagiert mit einem typisch protestantischen Reflex auf Falkenberg: Ohne auf seine dringende Bitte klar zu antworten, gibt sie ihm eine Bibel, in der Hoffnung, dass diese zu „einem Fenster, einer Öffnung zu einer neuen Welt“ wird. Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965)⁶² konnten Katholiken die Heilige Schrift nämlich nur durch das Prisma der Kirche, d. h. gemäß der Auswahl der Texte und der offiziellen Interpretation des Lehramts, die während der Messe übermittelt werden, lesen. Die protestantische Reformation und, wie bereits erwähnt, die Vorreformatoren der Waldenser übersetzten und verbreiteten die Bibel in die Volkssprachen, damit jeder Gläubige sie lesen, studieren und meditieren konnte.

„Magdas Religion“ ist schließlich eine Religion der Ablehnung: Ablehnung von Ungerechtigkeit, Ablehnung von Willkür und Ab-

⁶² Ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts waren jedoch Bibelübersetzungen verfügbar.

lehnung von Konformismus. So drückt sie sich selbst klar aus: „Ja, ich war protestantisch, vielleicht mehr als die echten Protestanten. Meine Religion war ein echter Protest und ist es immer noch.“ Aus diesem Grund fand Magda ihre wahre Berufung, als sie die soziale Dimension der Werke in der Waldenserkirche entdeckte und sich in der sozialpädagogischen Arbeit engagierte.

BERUFUNG ZUR SOZIALPÄDAGOGISCHEN ARBEIT

Neben metaphysischen Fragen zu Tod, Vaterschaft und Mutterschaft spürt Magda schon früh in sich den Ruf wachsen, den Ärmsten der Armen zu dienen. Im Alter von sieben bis neun Jahren, als sie bei den Diakonissen im Internat ist, zeigt sie, wie sie es nennt, „eine Apostelseele“: Zusammen mit ihrer Cousine Lalli entwirft sie erste karitative Werke der Wohltätigkeit, die ihren geringen Mitteln und ihrer kindlichen Fantasie entsprachen. Von Anfang an erweist sich Magdas religiöses Streben untrennbar mit dem Ideal des Dienstes am Nächsten verbunden. Das Beispiel ihrer Großmama mütterlicherseits war sicherlich ein starkes Identifikationsmodell: Sie war sowohl in der Heilsarmee engagiert als auch bereit, an bestimmten Tagen arme Menschen in ihrem Haus zu empfangen. Die Heilsarmee ist offensichtlich sowohl die älteste als auch die renommierteste protestantische Wohltätigkeitseinrichtung. Sie wurde 1878 von William Booth (1829-1912), einem englischen Methodistenpastor, der der geistigen Schläfrigkeit seiner Kirche kritisch gegenüberstand, in London gegründet; sie hat sich zwei Aufgaben gestellt (die in Wirklichkeit jedoch eine einzige sind): materielle Hilfe für die Ärmsten der Armen, insbesondere die Obdachlosen, und Evangelisierung der unteren Bevölkerungsschichten. Deshalb ihr dreigliedriges Motto: „Suppe, Seife, Rettung“. Die Heilsarmee ist militärisch strukturiert (Hierarchie zwischen „Offizieren“ und „Soldaten“, Disziplin, Uniformen, Fahnen ...), daher ihr Name, und hat sich schnell weltweit ausgebreitet. Heute ist sie in 126 Ländern ansässig und zählt 25.000 Offiziere und drei Millionen Soldaten.⁶³ In Italien hatte sie

⁶³ Raymond Delcourt, *L'Armée du Salut, Paris*, Presses universitaires de France (coll. Que sais-je?), 1989.

sich bereits 1887 niedergelassen. Magda erzählt, dass sie ihr den „Zehnten“ für ihre Arbeit geschickt hatte: zehn Prozent der ersten 150 Lire, die sie für ihren Französischunterricht zu fünf Lire pro Lektion verdient hatte.

Magda widmete sich jedoch im Blick auf die sozialen Werke einer anderen Institution: der UCJF (Union chrétienne de Jeunes filles). Der UCJF ist die weibliche Version der UCJG (Union Chrétienne de Jeunes Gens), der wiederum eine Übersetzung der englischen Abkürzung YMCA (Young Men's Christian Association, im deutschsprachigen Raum: Christlicher Verein Junger Menschen) ist. Der YMCA wurde 1844 in London von George Williams (1821-1905) und einem Dutzend junger Christen gegründet, die den Gedanken der Erweckungsbewegung anhängen und unter sehr harten Arbeitsbedingungen litten. In der ersten Zeit treffen sie sich, um zu meditieren und zu beten, doch schon bald setzen sie sich für gegenseitige Unterstützung der Bedürftigsten ein, die die gleichen Lebensbedingungen wie sie selber kennen. Sie gründen einen Verein, der seinen Mitgliedern sportliche, kulturelle und spirituelle Aktivitäten anbietet, gemäß der Trilogie „Body, Mind, Spirit“, die die drei Seiten des roten Dreiecks in ihrem Logo symbolisieren. Das Ziel des YMCA ist es, die Harmonie zwischen Körper, Geist und Seele zu erreichen und dieses Ideal den am meisten benachteiligten Jugendlichen zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck setzt der YMCA fortschrittliche pädagogische Methoden ein, die darauf abzielen, die Selbstbestimmung, den Sinn und die Wahrnehmung von Verantwortung der Jugendlichen zu fördern. Wie die Heilsarmee erlebte auch der YMCA ein rasantes Wachstum, vor allem in den angelsächsischen und protestantischen Ländern: USA, Kanada, Schweiz, Deutschland und Skandinavien. So wird er zunächst zu einer internationalen, später auch interkonfessionellen Bewegung. Heute vereint er mehr als 15.000 lokale Vereine in 119 Ländern, die 58 Millionen Mitglieder vertreten. Je nach Kontext sind diese Vereine in den verschiedenen Bereichen der Eingliederung, des sozialen Wohnungsbaus, der Erziehung, der Volksbildung, des Sozialtourismus, des Sports, der Gesundheit, Aufnahme von Migranten und Asylsuchenden ... tätig.⁶⁴

⁶⁴ Siehe Bernard Charles, *Les Unions Chrésiennes de Jeunes Gens*, UCJG-YMCA, 1855-2005. Un mouvement de jeunesse d'inspiration protestante, de pratique

Der YMCA ist in Italien seit den 1850er Jahren eingeführt, aber lediglich begrenzt auf den protestantischen Mikrokosmos: Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil verbot die katholische Kirche ihren Gläubigen, den YMCA zu besuchen, und betrachtete den YMCA noch 1920 als „abtrünnig.“⁶⁵ Magdas Schritt muss daher als Ausdruck einer starken geistigen Unabhängigkeit verstanden werden. Der UCJF war dem Impuls des UCJG gefolgt und hatte ihm eine Frauenspezifik eingehaucht: Es ging darum, „isolierten jungen Mädchen materielle Hilfe und moralische Unterstützung zukommen zu lassen“, insbesondere Arbeiterinnen, Angestellten und Hausangestellten. Magda besuchte daher während ihres Studiums das Florentiner Heim des UCJF. Dann meldete sie sich freiwillig, um in einem der Slums von Florenz einzugreifen; sie unterrichtete Arbeiterinnen in Französisch und bereitete die Eröffnung eines Kindergartens vor. Ihr Erfolg bei diesen beiden Aufgaben führte dazu, dass die Verantwortlichen des Heims sie baten, ein Ferienlager für Mädchen im Apennin zu leiten. Von einem Schritt zum anderen weiß sie sich Anerkennung zu verschaffen für ihre Organisations- und Animationsfähigkeiten, und ihre Berufung zur sozialpädagogischen Arbeit wurde immer stärker. Die Sekretärin der UCJF ernannte sie zum Mitglied des Komitees in Florenz, und sie war es auch, die ihr zum ersten Mal von der New York School of Social Work (heute Teil der Columbia University) erzählte. Im Jahr 1925 machte Magda ihren Abschluss in Literatur am Magistero (Universität). Und während sie in Zermatt am Fuße des Matterhorns als Dolmetscherin für eine amerikanische Touristin arbeitet, erfährt sie, dass sie für ein Stipendium an der New York School of Social Work ausgewählt wurde. Sie reist zu Beginn des Studienjahres 1925 dorthin. Das UCJF bildete also eine entscheidende Grundlage für ihre Abreise in die USA, ihre Begegnung mit André Trocmé und die Verwirklichung ihrer Berufung.

André Trocmé hatte sein Theologiestudium in Paris abgeschlossen und ein Stipendium für das Union Theological Seminary in New York erhalten. Auch er ging zu Beginn des Semesters 1925 dorthin. Wie Magda war auch André zu einem leidenschaftlichen sozialen

laïque et de visée oecuménique, Lyon, Éditions Olivétan, 2009.

⁶⁵ Siehe *Acta Apostolicae Sedis* (1920), Bd. XII, S. 595-597.

Engagement im Namen des Evangeliums aufgerufen. Er betrachtete soziale Gerechtigkeit, Solidarität unter allen Menschen bis hin zu radikalem Pazifismus und Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen als biblische Kardinalwerte und als Quelle seines Engagements im Pfarrdienst. Er war Teil der theologischen Strömung, die als „soziales Christentum“ (*Social Gospel* in Englisch, *Religiöser Sozialismus* in Deutsch) bezeichnet wird. Diese Bewegung, die von den französischen Pastoren Tommy Fallot (1844-1904), Élie Gounelle (1865-1950) und Wilfred Monod (1867-1943), dem Wirtschaftswissenschaftler Charles Gide (1847-1932) und in den USA von dem Theologen Walter Rauschenbusch (1861-1918) begründet wurde, war bestrebt, die christliche Präsenz im Volk zu fördern, sich für soziale Gerechtigkeit einzusetzen und soziale Missstände zu bekämpfen. Das zentrale Thema des sozialen Christentums ist das Reich Gottes, zu dem die Kämpfe der Menschen beitragen, es nach und nach auf der Erde zu errichten.⁶⁶ Die liberale Theologie, die bereits im Zusammenhang mit Magda erwähnt wurde, sollte nicht verwechselt werden mit dem *Christianisme social*, dem André Trocmé angehört. Es handelt sich um zwei unterschiedliche protestantische theologische Strömungen, die sich vor allem in vielen Fragen der Lehre unterscheiden (und es ist bekannt, dass Magda mit ihrem Mann, der viel mehr auf dogmatische Orthodoxie bedacht war als sie selbst, in dieser Hinsicht Meinungsverschiedenheiten und Debatten hatte). Die liberale Theologie und das soziale Christentum sind sich jedoch sehr ähnlich, insbesondere was das Prinzip der Kontinuität zwischen Geschichte und dem Reich Gottes betrifft. Es ist bekannt, dass andere theologische Strömungen (wie die dialektische Theologie Karl

⁶⁶ Siehe Laurent Gagnebin, *Christianisme spirituel et christianisme social*. La Prédication de Wilfred Monod (1894-1940), Genève, Labor et Fides (coll. Histoire et Société Nr. 14), 1987; Raoul Crespín, *Des protestants engagés*. Le Christianisme social, 1945-1970, Paris, Les Bergers et les Mages, 1993; Frédéric Rognon, *Charles Gide. Éthique protestante et solidarité économique*, Lyon, Éditions Olivétan (coll. Figures protestantes), 2016; Jacques Martin, *Élie Gounelle. Apôtre et inspirateur du christianisme social*, Paris, L'Harmattan (coll. Religion et sciences humaines), 1999; Klauspeter Blaser, *Le Christianisme social. Une approche théologique et historique*, Paris, Van Dieren éditeur (coll. Débats), 2003; Élie Gounelle und Henri Nick, *Réveil et Christianisme social. Correspondance 1886-1897*, hrsg. von Christophe Chalamet und Grégoire Humbert, Genf, Labor et Fides (coll. Histoire et Société Nr. 57), 2013.

Barths, zumindest in ihrer frühen Phase) die vollständige Verderbtheit des Menschen, die völlige Eitelkeit seiner Werke und folglich eine absolute Diskontinuität zwischen der Geschichte und dem Reich Gottes bejahten.

Liberales und soziale Christen hingegen sind sich darin einig, dass das gesellschaftspolitische Engagement der Menschen eine menschliche Beteiligung an der Errichtung des Reiches Gottes *hic et nunc* darstellt. Diese gemeinsame Überzeugung wird das Ehepaar Trocmé bei seinen zahlreichen Aktionen im Dienste der Benachteiligten und Stimmlosen leiten. Und Magda wird eine unerschütterliche Stütze für den sein, der, wie er selbst formulierte, „ein Pfarrer der Avantgarde“ sein wollte, „der die Kirche und die Welt revolutionieren wollte“.

Es ist nicht uninteressant zu erwähnen, dass André und Magda in ihrem gemeinsamen Ideal eines radikalen Engagements für Gerechtigkeit und Frieden nach ihrem Aufenthalt in den USA geplant hatten, zu Gandhi nach Indien zu reisen, was sie jedoch auf Druck von Andrés Vater aufgeben mussten. Dieses Szenario wiederholte sich überraschenderweise einige Jahre später in einem etwas anderen Kontext mit einem anderen Pfarrer, der später ein weltberühmter Theologe wurde: Dietrich Bonhoeffer. Auch er hielt sich 1930-1931 ein Jahr lang in New York auf und traf dort den französischen Pfarrer Jean Lasserre, der eng mit André Trocmé befreundet war und sich wie dieser im Internationalen Versöhnungsbund MIR, dem französischen Zweig der IFOR, engagierte; und diese Begegnung führte Dietrich Bonhoeffer zu einer Theologie der radikalen Gewaltfreiheit; 1935 wollte der deutsche Pfarrer dann zu Gandhi reisen, um von ihm Techniken des gewaltfreien Widerstands zu lernen. Nachdem er mit dem Mahatma korrespondiert hatte, gab er sein Vorhaben auf Drängen des Theologen Karl Barth auf, der der Ansicht war, dass sein Platz in Deutschland, im spirituellen Widerstand der Bekennenden Kirche gegen das Dritte Reich sei. Die Parallelität dieser beiden Absagen ist erstaunlich. Dietrich Bonhoeffer hatte übrigens während des Zweiten Weltkriegs Kontakt zu André Trocmé und zwar über den Bürgermeister von Chambon-sur-Lignon, Charles

Guillon (1883-1965), internationaler Sekretär des YMCA⁶⁷, den er heimlich in Genf traf.⁶⁸

Der vorliegende Band unterbricht Magdas Autobiografie am Ende des Jahres 1926. Er enthält also nicht die aus anderen Veröffentlichungen bekannte Erzählung über den Einsatz des Ehepaars Trocmé in Chambon-sur-Lignon während der deutschen Besatzung und ihre Rolle bei der Rettung von Hunderten von jüdischen Erwachsenen und Kindern. Er erzählt jedoch auch von einer der Quellen dieses Epos, nämlich Magdas sozialpädagogischer Berufung. Während eines ihrer Aufenthalte in Torre Pellice, dem „italienischen Genf“, dem historischen Zentrum der Waldenser in den Tälern des Piemonts, hatte Magda, die damals in Florenz studierte, die Idee dazu, die später zum Collège Cévenol werden sollte. Die École Normale und das Gymnasium der Waldenser in Torre Pellice stellten für Magda das Ideal einer innovativen Bildungseinrichtung dar, die pädagogische Experimente zuließ, eine qualitativ hochwertige Ausbildung bot, der Landjugend die Möglichkeit gab, vor Ort zu bleiben, [die] Werte wie Toleranz und Humanismus verbreitete und eine Öffnung zur Welt ermöglichte: eine staatlich anerkannte protestantische Schule, die gleichzeitig eine einzigartige Freiheit genoss. Magda sah im Collège Cévenol du Chambon-sur-Lignon (das nach seiner Gründung im Oktober 1938 zunächst École Nouvelle

⁶⁷ Charles Guillon war von 1919 bis 1921 Pastor in Saint-Agrève (Ardèche), von 1921 bis 1927 in Chambon-sur-Lignon, von 1927 bis 1955 internationaler Sekretär des CVJM und von 1931 bis 1940 Bürgermeister von Chambon-sur-Lignon (Haute-Loire) (er trat nach dem Waffenstillstand zurück) und wiederum von 1945 bis 1959; nach dem Zweiten Weltkrieg war er auch einer der führenden Männer des Ökumenischen Rates der Kirchen. Während der Besatzungszeit spielte er eine entscheidende Rolle bei der Beschaffung von Finanzmitteln in der Schweiz, um die Organisation der Rettung von Juden in Chambon-sur-Lignon zu unterstützen. 1941 eröffnete er dort das Camp de Joubert (allgemein bekannt als „le Camp Joubert“) der UCJG nach dem Vorbild der nordamerikanischen Ferienlager, wo sich zahlreiche Juden versteckten. Im Herbst 1942 muss er in den Maquis gehen. Posthum erhielt er 1991 die „Medaille der Gerechten“.

⁶⁸ Siehe Frédéric Rognon, *Pacifisme et tyrannicide chez Jean Lasserre et Dietrich Bonhoeffer*. Première partie: l'établissement des faits historiques, in: *Études Théologiques et Religieuses*, 80, 2005, Nr. 1, S.1-23; *Pacifisme et tyrannicide chez Jean Lasserre et Dietrich Bonhoeffer*. Seconde partie: l'interprétation des incidences théologiques, in: *Études Théologiques et Religieuses*, 80, 2005, Nr. 2, S.159-176.

Cévenole⁶⁹ hieß, bevor es jüdische Kinder aufnahm, versteckte und ausbildete) das Werk ihres Lebens: die Praktizierung ihrer jugendlichen Intuition von Torre Pellice. „Dieses Kolleg war einer unserer erfüllten Träume“, zögerte sie nicht zu sagen.

Wie alle Utopien, die im Konkreten verankert sind, wird auch das Collège Cévenol eine Reihe von mehr oder weniger unerwarteten oder gewünschten Veränderungen durchlaufen. Es setzte seine Mission im Geiste seiner Ursprünge etwa fünfzig Jahre fort.⁷⁰ Dann geriet es in finanzielle Schwierigkeiten und musste sich mit mehreren Überarbeitungen des Schulprojekts befassen. Es war jedoch die Tragödie der Ermordung einer Schülerin durch einen Schüler im November 2011, die dazu führte, dass ein Großteil der Schüler aus dem Collège ausschied und es im Juli 2014 nach 76 Jahren geschlossen wurde. Das Gelände wurde 2015 von chinesischen Geschäftsleuten und Künstlern gekauft, um dort ein Ausbildungsinstitut für Design und bildende Kunst für chinesische Studenten zu errichten. Die Bürgermeisterin der Gemeinde, Frau Éliane Wauquiez-Motte, begrüßte das Vorhaben mit den Worten: „Es ist ein schönes Projekt, das sich in die lange Tradition der internationalen Offenheit von Le Chambon-sur-Lignon einreihet.“⁷¹ Es ist nicht sicher, ob Magda, die nur wenige Schritte vom Collège entfernt begraben wurde, Globalisierung und internationale Öffnung so verstanden hätte. Aber die

⁶⁹ Der Historiker Patrick Cabanel weist darauf hin, dass dieser erste, von Charles Guillon vorgeschlagene Titel „auf den Willen hindeutet, sich in die innovativen pädagogischen Strömungen einzuschreiben“ (Patrick Cabanel, *De la paix aux résistances. Les protestants français de 1930 à 1945*, aaO., S. 299); die Koedukation war nicht die geringste dieser avantgardistischen Neuerungen. Patrick Cabanel fährt fort: „Trocmés Frau, die Italienerin Magda Grilli, eine ehemalige Internatschülerin des Waldensergymnasiums in Torre Pellice, der kleinen protestantischen Hauptstadt nördlich von Turin, könnte das Modell dafür geliefert haben“ (ebd.). Wir weisen darauf hin, dass die École Nouvelle Cévenole, das spätere Collège Cévenol, sich nicht in den Cevennen befand, sondern auf der Hochebene Vivarais-Lignon im Département Haute-Loire.

⁷⁰ Siehe Olivier Hatzfeld, *Le Collège cévenol a cinquante ans. Petite histoire d'une grande aventure*, Le-Chambon-sur-Lignon, Collège cévenol, 1989; *L'école Nouvelle Cévenole*, in: Pierre Bolle (Hrsg.), *Le Plateau Vivarais-Lignon. Accueil et Résistance 1939-1944. Actes du Colloque du Chambon-sur-Lignon du 12 au 14 octobre 1990*, aaO., S. 161-175.

⁷¹ Siehe Nathalie Leenhardt, *Le rachat du Collège: des Chinois au Chambon*, in: *Réforme*, Nr. 3605, 16. April 2015, S. 19.

Utopie, die sie als Antwort auf ihre Sehnsucht nach einer kühnen und großzügigen sozialpädagogischen Arbeit weitertragen wollte, hat seitdem viele andere Orte der Verankerung und Entfaltung gefunden.

Das vorliegende Dokument beschreibt in der einzigartigen Form eines Lebensberichts aus der Ich-Perspektive die Matrix dieser außergewöhnlichen Berufung und dieses Weges. Wie wir wissen, handelte es sich ursprünglich nur um das persönliche Zeugnis einer älteren Frau, das ausschließlich für ihre Nachkommen bestimmt war. Durch die Veröffentlichung des Buches erhält es nun, zwanzig Jahre nach ihrem Tod, eine beispiellose Tragweite: Es ermöglicht allen Lesern, weit über den Familienkreis hinaus, die außergewöhnliche Persönlichkeit von Magda Trocmé und den besonderen Charakter ihrer ersten Lebensjahre zu erkennen. Sie lebte außerhalb der konventionellen Bahnen: Sie überlebte eine für ihre Mutter tödliche Geburt und wurde von der neuen Frau ihres Vaters verstoßen; sie war Nachfahrin von nach Sibirien deportierten Menschen, die dreißig Jahre lang im inneren Exil gelebt hatten, bevor sie sich für das äußere Exil entschieden; sie war protestantisch, dann katholisch, dann von Neuem protestantisch in einem Italien, das zutiefst gekennzeichnet war durch das Gewicht der römischen Kirche; sie war berufen zu einem mutigen und innovativen sozialen und erzieherischen Engagement in Solidarität mit den am meisten benachteiligten Brüdern und Schwestern in der Menschheit. Weit weg von gängigen Schicksalen zeichnet sich das Leben von Magda Trocmé durch ihre Offenheit gegenüber dem Anderssein aus: Schon in ihren jungen Jahren, weigerte sie sich, ausgetretenen Wegen zu folgen, sich in engen Räumen, hinter hermetischen Grenzen und starren Normen zu verschanzen. Die Jugend von Magda Grilli di Cortona Trocmé war nicht nur ungewöhnlich und außerhalb des Alltäglichen, sondern im eigentlichen Sinne: außerhalb der Norm.

Anhang

Bibliographie zu André und Magda Trocmé und zur Geschichte des Plateaus Vivarais-Lignon

Die Veröffentlichungen sind in chronologischer Reihenfolge notiert,
so dass man die historiographische Entwicklung erkennen kann.

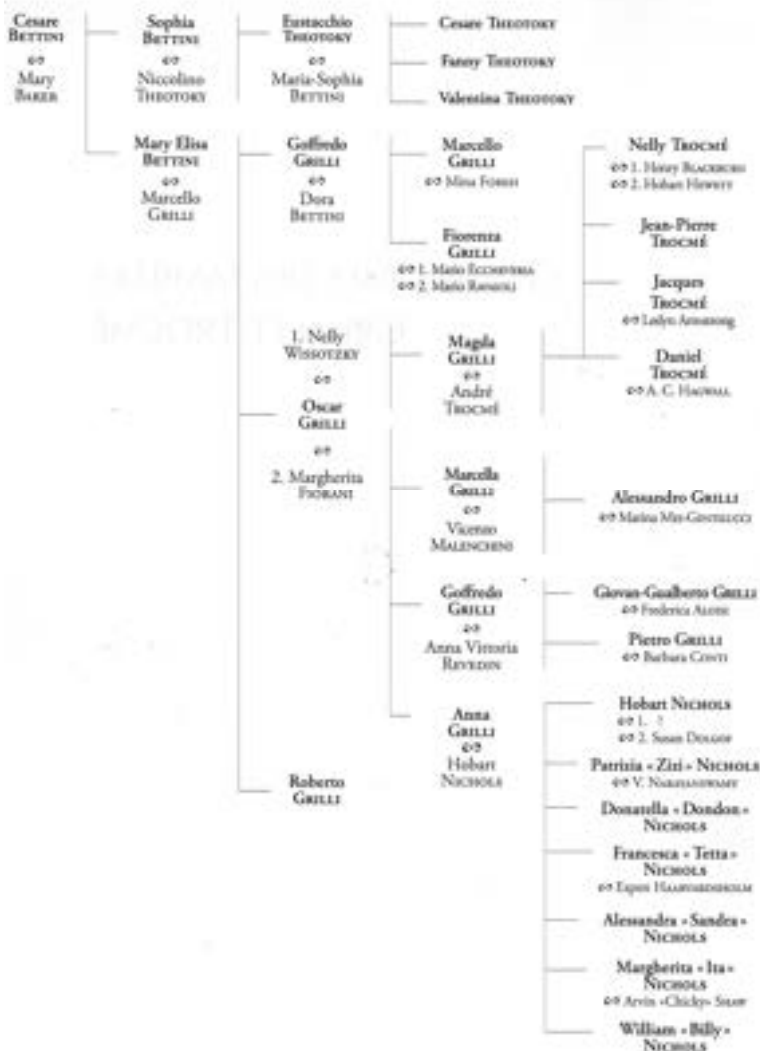
- Philipp HALLIE, *Lest innocent Blood Be Shed. The Story of the Village of Le Chambon and how Goodness happened there*. New York. Harper and Row Publishers. 1979.
- Philipp HALLIE, *Le sang des innocents. Le Chambon-sur-Lignon: village sauveur*. Traduit de l'américain par Magali Berger. Paris. Editions Stock (coll. Eugène Clarence Braun-Munk), 1980.
- Jean-Pierre RICHARDOT, *Le peuple protestant français aujourd'hui*. Paris. Robert Laffont. 1992 (1980). S. 153-173.
- Philippe BOEGNER, *"Ici, on a aimé les juifs"*. Récit. Paris. Éditions J.-C. Latès. 1982.
- Pierre BOLLE (dir.), *Le Plateau Vivarais-Lignon. Accueil et résistance 1939-1944. Actes du Colloque du Chambon-sur-Lignon du 12 au 14 octobre 1990*. Le Chambon-sur-Lignon. Société d'Histoire de la Montagne. 1992. (bes. S. 378-400).
- Roger DEBIÉVE, *Mémoires meurtries, mémoire trahie. Le Chambon-sur-Lignon*. Paris. L'Harmattan. 1995 (eine sehr polemische Veröffentlichung, die eine heftige Kontroverse über die Rolle von André Trocmé unter der Besatzung entfachte: bes. S. 203-243).
- Carol MATAS, *Une lumière dans la nuit. Les enfants du Chambon*. Paris. Hachette Jeunesse (coll. Mon bel oranger). 1999.
- Album-souvenirs. *Parcours de M. Jacques Chirac, Président de la République, le 8 juillet 2004 au Chambon-sur-Lignon* (43). Le Chambon-sur-Lignon. Espace des Droits de l'Homme. 2004.
- Christian MAILLEBOUIS, *La Montagne protestante. Pratiques chrétiennes sociales dans la région du Mazet-Saint-Voy. 1920-1940*. Lyon. Edition Olivétan. 2005.
- Les Justes de France. *Mémorial de la Shoah/Fondation pour la Mémoire de la Shoah*. 2007 (bes. S. 142-157).

- Pierre BOISMORAND (dir.), *Magda et André Trocmé. Figures de résistances. Textes choisis et présentés par Pierre Boismorand*. Paris. Les Éditions du Cerf (coll. *L'histoire à vif*). 2007.
- Patrick Gerard HENRY, *We Only Know Men. The Rescue of Jews in France during the Holocaust*. Washington D.C.. The Catholic University of America Press. 2007.
- Francois BOULET, *Histoire de la Montagne-refuge aux limites de la Haute-Loire et de l'Ardèche*. Polignac. Les Éditions du Roure. 2008.
- Jacques SÉMELIN, Claire Andrieu et Sarah Gensburger (dir.), *La résistance aux génocides. De la pluralité des actes de sauvetage*. Paris. Presses de la Fondation nationale des Sciences politiques. 2008 (bes. S. 445-456).
- Annik FLAUD et Gérard BOLLON, *Paroles de Réfugés et de Justes*. Le Cheylard. Édition Dolmazon. 2009.
- Patrick Gerard HENRY, *La Montagne des Justes. Le Chambon-sur-Lignon. 1940-1944*. Traduit de l'américain par Hélène Trocmé-Fabre. Toulouse. Éditions Privat (coll. *Histoire*). 2010.
- Hanna SCHOTT, *Von Liebe und Widerstand. Das Leben von Magda & André Trocmé*. Schwarzenfeld. Neufeld Verlag. 2011.
- Richard P. UNSWORTH, *A Portrait of Pacifists. Le Chambon, the Holocaust and the Lives of André and Magda Trocmé*. New York. Syracuse University Press. 2012.
- Patrick CABANEL, *Histoire des Justes en France*. Paris. Armand colin, 2012 (bes. S. 172-187).
- Patrick CABANEL, *Résister. Voix protestantes*. Nîmes. Alcide. 2012.
- Jacques SÉMELIN, *Persécutions et entraides dans la France occupée. Comment 75% des Juifs en France ont échappé à la mort*. Paris. Seuil/Les Arènes. 2013 (bes. S. 717-737).
- Patrick CABANEL, Philippe Joutard, Jacques Sémelin et Annette Wiewiorka (dir.), *La Montagne-refuge. Accueil et sauvetage des juifs autour du Chambon-sur-Lignon*. Paris. Albin Michel. 2013.
- Patrick CABANEL, *De la paix aux résistances. Les protestants français de 1930-1945*. Paris. Fayard. 2015 (bes. 296-309).
- Carole J. LAMBERT, *Against Indifference. Four Christian Responses to Jewish Suffering During the Holocaust* (C. S. Lewis, Thomas Merton, Dietrich Bonhoeffer, André and Magda Trocmé). New York. Peter Lang. 2015.
- Nicolas BOURGUINAT, *Une enquête dans l'Inde indépendante. Magda Trocmé, une pacifiste parmi les disciples de Gandhi en 1949-1950*. In: *Source(s). Arts, Civilisation et Histoire de l'Europe*. 2016 - Nr. 8-9, S. 157-183;
- Magda TROCMÉ, *Parmi les disciples de Gandhi: Journal d'une pacifiste aux Indes (octobre 1949 - février 1950)*. In: *Source(s). Arts, Civilisation et Histoire de l'Europe*, 2016 - Nr. 8-9, S. 185-267.

Louise DUMAS-TROCMÉ, *Saint-Quentin sous le joug allemand*. Présenté par Hélène Trocmé. Paris. Éditions Ampelos (coll. Exceptionnelles). 2016.

Jacques KALTENBACH, *Dans le cercle de fer. Journal du pasteur Kaltenbach dans Saint-Quentin occupé (1914-1917)*. Présenté et annoté par Jean-Paul Lesimple et Jean-Marie Wiscart. Carrières-sous-Possy. Éditions de La Cause. 2017.

Famille paternelle côté Oscar GRILLI DI CORTONA



Portal | Reihe
Kirche und Weltkrieg

<https://kircheundweltkrieg.wordpress.com>

Am 1. September 1939 überfiel die deutsche Wehrmacht Polen; 1941 setzte sie den NS-Vernichtungsfeldzug gegen „Osten“ in der Sowjetunion mit über 20 Millionen Morden an Zivilisten (darunter drei Millionen Juden, sowie Sinti und Roma) und Kriegsgefangenen fort. Die beiden großen Kirchen im Deutschen Reich predigten den Gläubigen, sie müssten sich an diesem Krieg (gegen den ‚Bolschewismus‘, für ‚Rasse‘ und ‚Lebensraum‘) beteiligen. Der Gehorsam gegenüber der staatlichen Obrigkeit sei von Gott verordnet.

Die entsprechenden Hirtenworte sind den meisten Christinnen und Christen heute ganz unbekannt. Sie wurden in vielen Fällen nach 1945 geschwärzt und in Quelleneditionen unterschlagen. Wo Kritiker an militaristische Predigten und Kirchenschriften zur Unterstützung des bislang größten Völkermordens erinnern, entflammen bis heute heftige Kontroversen.

Unser digitales Editionsprojekt zur kirchlichen Assistenz in zwei Weltkriegen, ins Werk gesetzt von christlichen Pazifisten/innen, dient der Aufklärung. Jede/r soll sich ein eigenes Bild verschaffen können. Die Originalquellen und wissenschaftlichen Beiträge sind für Forschende und alle Interessierten in Form von digitalen Publikationen abrufbar (<https://kircheundweltkrieg.wordpress.com>). Daneben bieten wir auch gedruckte (illustrierte) ISBN-Buchausgaben an, die im Handel erhältlich sind:

Band 1

KATHOLISCHE DISKURSE ÜBER KRIEG UND FRIEDEN VOR 1914
Herausgegeben von Peter Bürger
ISBN 978-3-7526-7268-8 (340 Seiten)

Band 2

Ulrich Hentschel / Peter Bürger (Hg.):
PROTESTANTISMUS UND ERSTER WELTKRIEG
ISBN 978-3-7526-0414-6 (440 Seiten)

Band 3

FRIEDEN IM NIEMANDSLAND
Die Minderheit der christlichen Botschafter im Ersten Weltkrieg
ISBN 978-3-7534-0205-5 (560 Seiten)

Band 4

KATHOLIZISMUS UND ERSTER WELTKRIEG
ISBN 978-3-7534-2805-5 (580 Seiten; hg. von P. Bürger)

Band 5

Franziskus Maria Stratmann OP:
WELTKIRCHE UND WELTFRIEDEN | 1924
ISBN 978-3-7534-3993-8
(376 Seiten, neu ediert von Thomas Nauerth)

Band 6

Adolf von Hamack:
SCHRIFTEN ÜBER KRIEG UND CHRISTENTUM | 1905-1922
ISBN: 978-3-7534-1759-2 (500 Seiten)

Band 7

Dietrich Kuessner:
DIE DEUTSCHE EVANGELISCHE KIRCHE
UND DER RUSSLANDFELDZUG
ISBN 978-3-7526-7109-4
(Neuedition; 252 Seiten)

Band 8

Heinrich Missalla:
DIE KIRCHLICHE KRIEGSHILFE IM ZWEITEN WELTKRIEG
Eine Organisation des Deutschen Caritas-Verbandes
ISBN 978-3-7534-9221-6 (324 Seiten; Erstausgabe 1978, neu ediert)

Band 9

KRIEGSWORTE VON
FELDBISCHOF FRANZISKUS JUSTUS RARKOWSKI
Edition sämtlicher Hirtenschreiben und
anderer Schriften 1917-1944
ISBN 978-3-7543-2454-7 (Umfang 624 Seiten),
oder mit Hardcover: ISBN 978-3-7543-2143-0

Band 10

Dietrich Kuessner:
DER CHRISTLICHE STAATSMANN
Ein Beitrag zum Hitlerbild in der Deutschen
Evangelischen Kirche und zur Kirchlichen Mitte
ISBN 978-3-7543-2629-9 (264 Seiten)

Band 11

Werner Neuhaus / Marco A. Sorace (Hg.):

AUGUST PIEPER UND DAS DRITTE REICH

Ein katholischer Annäherungsweg

hin zum Nationalsozialismus

ISBN: 978-3-7543-4708-9 (292 Seiten; Paperback)

Band 12

Wolfgang Stüken:

HIRTEN UNTER HITLER

Die Rolle der Paderbomer Erzbischöfe

Caspar Klein und Lorenz Jaeger in der NS-Zeit

ISBN: 978-3-7557-6020-7 (424 Seiten;

Neuedition nach der Erstausgabe 1999)

Band 13

DAS BISTUM MÜNSTER

UND CLEMENS AUGUST VON GALEN

IM ERSTEN WELTKRIEG

Forschungen – Quellen. Herausgegeben

von Peter Bürger und Ron Hellfritsch

ISBN: 978-3-7562-2428-9 (608 Seiten; Paperback)

Band 14

RUNDBRIEFE UND PREDIGTSKIZZEN FÜR DIE

DEUTSCHE KATHOLISCHE WEHRMACHTSEELSORGE.

Herausgegeben von Heinrich Missalla

(Neuedition mit abweichendem Titel)

ISBN: 978-3-7562-3596-4 (204 Seiten; Paperback)

Band 15

Friedrich Erich Dobberahn:

KONTROVERSE UM EIN ANTI-KRIEGS-BUCH

Die Sprachverbrechen der Theologie 1914-1918

und die klerikale Sackgasse einer Rezension

ISBN: 978-3-7578-8929-6 (124 Seiten; Paperback)

edition pace

Begründet von Peter Bürger & Thomas Nauerth

John Dear:

EIN MENSCH DES FRIEDENS UND DER GEWALTFREIHEIT WERDEN.

Ausgewählte Aufsätze und Reden.

Norderstedt: BoD 2018 – ISBN: 978-3-7460-8898-3

(Paperback; 168 Seiten; 6,99 Euro)

Heinrich Missalla:

„GOTT MIT UNS“.

Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918.

Norderstedt: BoD 2018 – ISBN: 978-3-7528-1568-9

(Paperback; 132 Seiten; 5,60 Euro)

Christian Weisner / Friedhelm Meyer / Peter Bürger (Hg.)

„GEDENKT DER HEILIGSPRECHUNG VON OSCAR ROMERO.

DURCH DIE ARMEN DIESER ERDE“

Dokumentation des Ökumenischen Aufrufes zum 1. Mai 2011.

Norderstedt: BoD 2018 – ISBN: 978-3-7460-7979-0

(Paperback; 268 Seiten; 9,99 Euro)

Reinhard J. Voß:

DIE KATHOLISCHE KIRCHE IN DER DR KONGO

IM KONTEXT VON GESELLSCHAFT UND ÖKUMENE.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7481-4482-3

(Paperback; 372 Seiten; 12,99 Euro)

Matthias-W. Engelke:

ZELT DER FRIEDENSMACHER

Die christliche Gemeinde in Friedenstheologie und Friedensethik.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7494-3645-3

(Paperback; 464 Seiten; 15,90 Euro)

IM SOLD DER SCHLÄCHTER

Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg.

Hg. von R. Schmid, Th. Nauerth, M.-W. Engelke, P. Bürger.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7481-0172-7

(Paperback; 440 Seiten; 14,99 Euro)

R. Schmid - Th. Nauerth - M. Engelke - P. Bürger (Hg.)

IM SOLD DER SCHLÄCHTER

Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg



IM SOLD DER SCHLÄCHTER

Texte zur Militärseelsorge im Hitlerkrieg.

Herausgegeben von Rainer Schmid, Thomas Nauerth,
Matthias-W. Engelke, Peter Bürger.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7481-0172-7
(Paperback; 440 Seiten; 14,99 Euro)

John Dear:

GEWALTFREI LEBEN

Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler,
herausgegeben von Thomas Nauerth.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7494-5179-1
(Paperback; 192 Seiten; 8,90 Euro)

DIE SEELEN RÜSTEN.

ZUR KRITIK DER STAATSKIRCHLICHEN MILITÄRSEELSORGE.

Hg. von R. Schmid, Th. Nauerth, M.-W. Engelke, P. Bürger.

Norderstedt: BoD 2019 – ISBN: 978-3-7494-6804-1
(Paperback; 456 Seiten; 15,99 Euro)

Peter Bürger:

OSCAR ROMERO, DIE SYNODALE KIRCHE
UND ABGRÜNDE DES KLERIKALISMUS.

Zum 40. Todestag des Lebenszeugen aus El Salvador.

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7504-9377-3
(Paperback; 112 Seiten; 8,90 Euro)

Ullrich Hahn:

VOM LASSEN DER GEWALT.

Thesen, Texte, Theorien zu Gewaltfreiem Handeln heute.

Hg. von Annette Nauerth & Thomas Nauerth.

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7519-4442-7
(Paperback; 344 Seiten; 14,80 Euro)

Wilhelm Wille:

SIE SAGEN FRIEDE, FRIEDE ...

Zwanzig Jahre Forum Friedensethik

in der Evangelischen Landeskirche in Baden (FFE).

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7526-2956-9
(Paperback; 492 Seiten; 15,90 Euro)

Thomas Nauerth /

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie (Hg.):

WAS IST FRIEDENSTHEOLOGIE ? EIN LEBEBUCH.

Norderstedt: BoD 2020 – ISBN: 978-3-7526-4444-9
(Paperback; 256 Seiten; 9,90 Euro)

George Pattery S.J.:
GANDHI ALS GLAUBENDER.
Eine indisch-christliche Sichtweise.
Aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler.
Herausgegeben von Klaus Hagedorn & Thomas Nauerth.
Norderstedt: BoD 2021 – ISBN: 978-3-7557-0056-2
(Paperback; 240 Seiten; 9,90 Euro)

Ulrich Frey:
AUF DEM WEG DER GERECHTIGKEIT UND DES FRIEDENS.
Texte aus drei Jahrzehnten. Herausgegeben von Gottfried Orth.
Norderstedt: BoD 2022 – ISBN: 978-3-7543-8569-2
(Paperback; 452 Seiten; 14,90 Euro)

Thomas Nauerth / Annette M. Stroß (Hg.):
IN DEN SPIEGEL SCHAUEN.
Friedenswissenschaftliche Perspektiven für das 21. Jahrhundert.
Ein Lesebuch mit Texten von Egon Spiegel.
Norderstedt: BoD 2022 – ISBN: 978-3-7562-2081-6
(Paperback; 160 Seiten; 9,90 Euro)

Jochen Vollmer:
„FRIEDENSKIRCHE WERDEN – ANKOMMEN
IM POSTKONSTANTINISCHEN ZEITALTER“.
Friedenstheologische Beiträge zur Entgiftung von Kirche und Glauben.
In Zusammenarbeit mit dem OekIF, hg. von Matthias-W. Engelke.
Norderstedt: BoD 2023 – ISBN: 978-3-7583-0420-0
(Paperback; 180 Seiten; 10,99 Euro)

Gottfried Orth (Hg.):
... DASS GERECHTIGKEIT UND FRIEDEN SICH KÜSSEN.
Helmut Gollwitzer (1908-1993).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-7214-8
(Paperback; 188 Seiten; 12,90 Euro)

Gottfried Orth:
ICH MÖCHTE ETWAS FÜR DEN FRIEDEN TUN ...
Ernst Lange oder: Das Paradies könnte heute sein.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-3070-1
(Paperback; 192 Seiten; 12,90 Euro)

Alfred Hermann Fried:
GESCHICHTE DER FRIEDENSBEWEGUNG.
Eine Darstellung zum Pazifismus bis 1912.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 1).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0334-7
(Paperback; 256 Seiten; 10,90 Euro)

Ludwig Quidde:
ÜBER MILITARISMUS UND PAZIFISMUS.
Vier friedensbewegte Texte aus den Jahren 1893-1926.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0320-0
(Paperback; 184 Seiten; 8,90 Euro)

Richard Barkeley:
DIE DEUTSCHE FRIEDENSBEWEGUNG 1870-1933.
Unveränderter Text der Darstellung von 1947 – Bibliographie.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 3).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0405-4
(Paperback; 156 Seiten; 8,90 Euro)

Eberhard Bürger:
FRIEDENSBEWEGUNGEN IN DER ÖKUMENE UM DIE ZEIT DES ERSTEN
WELTKRIEGS – EIN ÜBERBLICK. (= Regal: Geschichte der Friedens-
bewegung 4). Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0660-7
(Paperback; 148 Seiten; 8,60 Euro)

Dieter Riesenberger:
DIE KATHOLISCHE FRIEDENSBEWEGUNG IN DER WEIMARER REPUBLIK.
Neuedition der Auflage von 1976. – Mit einem Vorwort von Walter Dirks
und einem Nachruf für Dieter Riesenberger von Helmut Donat.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 5).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN 978-3-7597-0649-2
(Paperback; 368 Seiten; 14,90 Euro)

David Low Dodge:
KRIEG IST MIT DER RELIGION JESU CHRISTI UNVEREINBAR.
Eine pazifistische Pionierschrift aus dem Jahr 1812, mit einer Einführung
von Edwin D. Mead – aus dem Englischen von Ingrid von Heiseler.
(= Regal: Geschichte der Friedensbewegung 6).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-3038-1
(Paperback; 168 Seiten; 8,90 Euro)

Erasmus von Rotterdam:
ALLE MÜSSEN DEN KRIEG VERLÄSTERN.
„Die Klage des Friedens“ 1517, übersetzt von Rudolf Liechtenhan –
mit einem Vorwort von Eugen Drewermann.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-8178-2
(Paperback; 128 Seiten; 7,90 Euro)

Ernst Toller: NIE WIEDER FRIEDE.
Eine bittere Komödie über Militarismus und
Antipazifismus aus dem Jahr 1936.
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-8246-8
(Paperback; 140 Seiten; 7,80 Euro)

Johann von Bloch:
DIE WAHRSCHEINLICHEN POLITISCHEN UND WIRTSCHAFTLICHEN
FOLGEN EINES KRIEGES ZWISCHEN GROßMÄCHTEN.
Neuedition der Übersetzung von 1901 mit Begleittexten von
B. Friedberg, Manfred Sapper und Jürgen Scheffran (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 1).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-2313-0
(Paperback; 176 Seiten; 9,90 Euro)

Rudolf Goldscheid:
MENSCHENÖKONOMIE, WELTKRIEG UND WELTFRIEDEN.
Ausgewählte Schriften 1912 – 1926. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-7885-7
(Paperback; 268 Seiten; 11,90 Euro)

Moritz Adler:
WENN DU DEN FRIEDEN WILLST, BEREITE FRIEDEN VOR.
Texte wider den Krieg 1868 – 1899. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 3).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-9450-5
(Paperback; 272 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Loewenthal:
DER KRIEG IST ABZUSCHAFFEN.
Friedensbewegte Schriften für das Europa
der Völker und einen Weltstaatenbund, 1870 – 1912. (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 4).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7583-5069-6
(Paperback; 252 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Bernstein:
DER FRIEDE IST DAS KOSTBARSTE GUT.
Schriften zum Ersten Weltkrieg.
Mit einem Essay von Helmut Donat.
Herausgegeben von Peter Bürger. (= edition pace |
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 5).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-1268-3
(Paperback; 352 Seiten; 14,99 Euro)

Adolf von Hamack:
MILITIA CHRISTI.
Die christliche Religion und der Soldatenstand
in den ersten drei Jahrhunderten.
Mit einem einleitenden Essay von Franz Segbers.
(= edition pace | Regal: Pazifismus der frühen Kirche 1).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7597-6020-3
(Paperback; 180 Seiten; 9,99 Euro)

Thomas Gerhards:
PAZIFISMUS UND KRIEGSDIENSTVERWEIGERUNG IN DER FRÜHEN KIRCHE.
Eine Quellensammlung. – Mit einer Einleitung von Konrad Lübbert.
Neuedition der sechsten, überarbeiteten Auflage von 1991.
(= edition pace | Regal: Pazifismus der frühen Kirche 2).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-2108-1
(Paperback; 108 Seiten; 6,99 Euro)

Egon Spiegel:
GEWALTVERZICHT.
Grundlagen einer biblischen Friedenstheologie.
Neuedition nach der Zweiten Auflage 1989. (= edition pace | Regal:
Pazifismus der frühen Kirche 3). Norderstedt: BoD 2024 –
ISBN: 978-3-7693-2404-4 (Paperback; 412 Seiten; 15,99 Euro)

Gerrit Jan Heering:
DER SÜNDEFALL DES CHRISTENTUMS.
Eine Untersuchung über Christentum, Staat und Krieg.
Aus dem Holländischen übersetzt durch Octavia Müller-Hofstede
de Groot, 1930. (= edition pace | Regal: Pazifismus der frühen Kirche 4).
Norderstedt: BoD 2024 – ISBN: 978-3-7693-2488-4
(Paperback; 316 Seiten; 12,99 Euro)

Antony Spiri, Markus Euskirchen, Matthias-W. Engelke,
Stefan Gehrt, Christoph Münchow, Hanns-Werner Heister,
Theodor Ziegler, Rainer Schmid (Hg.):

MILITÄRKONZERTE IN KIRCHEN?

Wissenschaftliche und theologische Beiträge sowie Erfahrungsberichte.

Norderstedt: BoD 2024. – ISBN-13: 978-3-7597-7940-3

(Paperback; 162 Seiten; 10,99 Euro)

Kurt Eisner:

TEXTE WIDER DIE DEUTSCHE KRIEGSTÜCHTIGKEIT.

Zusammengestellt von Peter Bürger – mit einem einleitenden

Essay von Volker Ullrich. (= edition pace | Regal: Pazifisten

& Antimilitaristen aus jüdischen Familien 6).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-7693-5730-1

(Paperback; 448 Seiten; 16,99 Euro)

KURT EISNER ALS REVOLUTIONÄR

UND ANKLÄGER DES DEUTSCHEN MILITARISMUS.

Ein Lesebuch – eingeleitet durch die Darstellung des Weggefährten

Felix Fechenbach. Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation mit

dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Pazifisten &

Antimilitaristen aus jüdischen Familien 7).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-7693-6836-9

(Paperback 464 Seiten; 17,99 Euro)

Kurt Eisner:

REVOLTE FÜR DEN FRIEDEN

Nachlese, Erinnerung und Kontroversen.

Zusammengestellt von Peter Bürger – Mit Beiträgen von

Helmut Donat und Lothar Wieland. (= edition pace |

Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 8).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-8192-2747-9

(Paperback; 404 Seiten; 16,99 Euro)

Rainer Hoffmann / Hu Qiu-hua:

KEIN KRIEG IST DER BESTE KRIEG!

Das chinesische Werk „Die Kunst des Krieges“ (bingfa)

von Sunzi – dargeboten im Vergleich mit Anschauungen des

Preußen Carl von Clausewitz. (= edition pace, Bd. 32).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN 978-3-8482-5962-5

(Paperback; 104 Seiten; 6,99 Euro)

Erich Mühsam:
DAS GROßE MORDEN
Texte gegen Militarismus und Krieg.
Zusammengestellt von Peter Bürger. Herausgegeben in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 9).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-6558-7
(Paperback; 516 Seiten; 18,99 Euro)

Erich Mühsam:
JEDOCH DER MUT IST MEIN GENOSSE
Texte über Kampf und Revolution.
Zusammengestellt von Peter Bürger. Herausgegeben in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 10).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4868-9
(Paperback; 312 Seiten; 13,99 Euro)

Karl Kraus:
ZUM EWIGEN GEDÄCHTNIS. TEXTE ZU KRIEG UND FRIEDEN.
Herausgegeben von Bruno Kern. (= edition pace | Regal:
Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 11).
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-7878-5
(Paperback 136 Seiten; 7,99 Euro)

DIE VERSÖHNUNG MIT RUSSLAND ALS AUFTRAG.
Eine Textdokumentation mit drei Beiträgen
von Ulrich Frey, Werner Krusche und Wolfram Wette.
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4884-9
(Paperback; 108 Seiten; 6,99 Euro)

Simon Bernfeld (Bearb.):
SITTlichkeit ALS GRUNDFORDERUNG DES JUDENTUMS.
Nach den Quellen: Gleichheit aller Menschen, Gerechtigkeit,
Nächstenliebe, Frieden, Universalismus | Auswahlband
(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen
aus jüdischen Familien 12). Hamburg: BoD 2025.
ISBN: 978-3-6951-7939-8
(Paperback; 220 Seiten; 9,99 Euro)

Rosa Luxemburg:

„NEIN, AUF UNSERE BRÜDER SCHIEßEN WIR NICHT!“

Der Militarismus als kapitalistische Krankheit.

Zusammengestellt und eingeleitet von Bruno Kern

(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 13). Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-6951-6182-9
(Paperback; 192 Seiten; 9,99 Euro)

Joris Vercammen:

AN DEN FRIEDEN GLAUBEN.

Überlegungen zu Glaube, Gewalt und Frieden.

Geleit- und Nachwort von Franz Segbers.

Aus dem Niederländischen übersetzt. (= edition pace).

Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-6951-4253-8

(Paperback; 176 Seiten; 9,99 Euro)

Gustav Landauer:

ABSCHAFFUNG DES KRIEGS DURCH SELBSTBESTIMMUNG.

Ausgewählte Texte | 1895–1919.

Bearbeitet von Peter Bürger & Jan Rolletschek

(= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 14). Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4282-3
(Paperback; 376 Seiten; 15,99 Euro)

SEI VON DEN SCHÜLERN AARONS.

Ein Lesebuch über die Friedensliebe der Rabbiner.

Herausgegeben von Peter Bürger. (= edition pace | Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 15). Hamburg: BoD 2026.
ISBN: 978-3-8192-2601-4 (Paperback; 312 Seiten; 13,99 Euro)

UMDENKSCHRIFT

ZUM EVANGELISCHEN DISKURS ÜBER KRIEG UND FRIEDEN

Kritische Wortmeldungen aus der EKD-Kontroverse.

Eine Sammlung. – Herausgegeben von Peter Bürger.

Im Auftrag der Solidarischen Kirche im Rheinland (SoKi)
und des Ökumenischen Instituts für Friedenspolitik.

Hamburg: BoD 2026. – ISBN: 978-3-6957-4347-6

(Paperback; 300 Seiten; 12,99 Euro)

UMDENKSCHRIFT II
ZUM EVANGELISCHEN DISKURS ÜBER KRIEG UND FRIEDEN.
Weitere kritische Wortmeldungen aus der EKD-Kontroverse.
Zweite Sammlung. Herausgegeben von Peter Bürger.
Im Auftrag der Solidarischen Kirche im Rheinland
und des Ökumenischen Instituts für Friedenstheologie
Hamburg: BoD 2026. – ISBN 978-3-6957-4733-7
(Paperback; 152 Seiten; Ladenpreis 7,99 Euro)

Magda Trocmé
EINE JUGEND AUßERHALB DER NORMEN
Erinnerungen | Band I
Mit Begleittexten von Patrick Cabanel,
Nicolas Bourguinat und Frédéric Rognon.
Aus dem Französischen übersetzt und
herausgegeben von Gottfried Orth.
edition pace 2026 | Für die Buchausgabe
reservierte ISBN: 978-3-6957-1521-3

Magda Trocmé
EIN LEBEN IN WIDERSTAND UND SOLIDARITÄT
Erinnerungen | Band II
Mit Texten von Pierre Boismorand,
Nicolas Bourguinat, Patrik Cabanel,
Olivier Hatzfeld und Frédéric Rognon.
Aus dem Französischen übersetzt und
herausgegeben von Gottfried Orth.
edition pace 2026 | Für die Buchausgabe
reservierte ISBN: 978-3-6957-3181-7



Jahrbuch Friedenstheologie | OekIF

TOLERANZ UND TEILHABE

Jahrbuch Friedenstheologie 2022

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-7557-8011-3; Paperback; 232 Seiten; 8,99 €)

DIE REICH-GOTTES-BOTSCHAFT IN THEOLOGIE UND POLITIK

Jahrbuch Friedenstheologie 2023

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-7460-9316-1; Paperback; 416 Seiten; 17,99 €)

SCHÖPFUNG – GEWALTFREIHEIT – WIDERSTAND

Jahrbuch Friedenstheologie 2024

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-7597-6904-6; Paperback; 329 Seiten; 16,99 €)

KRIEGSDIENSTVERWEIGERUNG, KIRCHE UND PAZIFISMUS

Jahrbuch Friedenstheologie 2025

Ökumenisches Institut für Friedenstheologie

(ISBN: 978-3-6951-1095-7; Paperback; 300 Seiten; 13,99 €)